

AB  
50B8  
919

6. n.



6 H. 65

Dise Aufh. 00

vergl. Im. 1853

Ed.

W  
tun

7-





Christliche  
Unterhaltungen.

Ein Auszug

aus den

früher von dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland  
herausgegebenen Schriften:

„Das neue Sonntagsbuch“ und „Die wahre  
Gottseligkeit.“



Dritte Auflage.

1850.

Verlegt durch den christlichen Verein und zu haben in der Niederlage seiner Schriften bei August Klöppel in Gisleben, wie auch bei Barth und Schulze zu Leipzig.

Verfasser

# Unterhaltungen

Ein

und von

früher von dem christlichen Brevier im nördlichen Preussland  
herausgegebenen Schriften:

„Das neue Sonntagebuch“ und „Die wahre  
Gottseligkeit“



Dritte Auflage

1850.

Verlag des Verfassers in Halle in der  
Hauptstadt bei dem Buchhändler  
und bei der Buchhandlung in Leipzig.

113 Der Heilige Geist . . . . . 6  
 114 Die Freuden des Himmels . . . . . 7  
 115 Die Freuden irdischer Leben . . . . . 8  
 116 Die Sündenflut . . . . . 9  
 117 Die Heiligkeit . . . . . 10  
 118 Die neue Scherme die alten Menschen . . . . . 11  
 119 Der Heil und der Heiligkeit . . . . . 20  
 120 Fracht am Leben nach dem Heiligkeit und nach Heiligkeit . . . . . 21  
 121 Gedächtnis, so wird nicht vergessen alle . . . . . 22  
 122 Die Güte . . . . . 23  
 123 Der Gedanke des Heiligkeit . . . . . 24  
 124 Wie wird es in der Schrift zu lesen . . . . . 25  
 125 . . . . . 26

# Inhalt.

|  | Seite |
|--|-------|
| 1. Der Weg zur Seligkeit in drei Gesprächen . . . . .                              | 1     |
| 1. Erstes Gespräch . . . . .   | 2     |
| 2. Zweites Gespräch . . . . .  | 11    |
| 3. Drittes Gespräch . . . . .  | 23    |
| 2. Die vergängliche Lust der Welt . . . . .  | 36    |
| 3. Heute, so ihr des Herrn Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht . . . . . | 38    |
| 4. Ein schöner Lieder-Vers rettet einem Unglücklichen das Leben . . . . .          | 39    |
| 5. Gedanken eines Sünders, der zur Besinnung kommt . . . . .                       | 41    |
| 6. Gott sorgt für Trost, wenn wir dessen bedürfen . . . . .                        | 46    |
| 7. Selig sind die Armen . . . . .  | 48    |
| 8. Die reiche Mitgabe . . . . .  | 61    |
| 9. Forschet in der Schrift . . . . .   | 62    |
| 10. Die Liebe leidet alles. Oder: Sehet, was das Christenthum kann . . . . .       | 78    |
| 11. Wer da liest, der merke darauf! . . . . .                                      | 81    |
| 12. Hilfe in der Noth . . . . .  | 95    |
| 13. Der Christ in der Tiefe . . . . .  | 98    |
| 14. Der Christ im Tode . . . . .   | 105   |
| 15. Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz . . . . .                            | 108   |
| 16. Ueber den öffentlichen Gottesdienst . . . . .                                  | 115   |
| 17. Ueber den häuslichen Gottesdienst . . . . .                                    | 130   |
| 18. Des Hirten Gleichnißreden. (Nach Hermas.) . . . . .                            | 138   |
| 1. Der Pilgrim . . . . .   | 138   |
| 2. Des Pilgers Forthilfe . . . . .   | 139   |
| 3. Die auffallende Bemerkung . . . . .   | 140   |
| 4. Des Räthfels Lösung . . . . .   | 141   |
| 5. Des Christen Erquickungsquelle . . . . .  | 142   |



|   | Seite |
|---|-------|
| 6. Der Wollust Freuden . . . . .  | 143   |
| 7. Des Frommen Kreuz . . . . .  | 144   |
| 8. Des Frommen ungleicher Lohn . . . . .  | 145   |
| 9. Die Himmelspforte . . . . .  | 145   |
| 10. Die Verglufft . . . . .   | 146   |
| 19. Die neue Lehre und die alten Menschen . . . . .   | 146   |
| 20. Der Arzt und der Kranke . . . . .   | 150   |
| 21. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner<br>Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen . . . . . | 153   |
| 22. Wie Steine Brod geben . . . . .   | 159   |
| 23. Der Glaube das beste Capital . . . . .  | 160   |
| 24. Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und<br>du sollst mich preisen . . . . .                              | 162   |
| 25. Mammonsmacht . . . . .  | 165   |
| 26. Vom Worte „leben“ . . . . .   | 165   |
| 27. Heut' lebst du, heut' befehre dich . . . . .  | 166   |
| 28. Rannitverstan . . . . .   | 168   |
| 29. Der sonderbare Abschied . . . . .   | 171   |
| 30. Die Rache ist mein, spricht der Herr, Ich will vergelten  | 173   |
| 31. Der zornige Bruder . . . . .  | 173   |
| 32. Die Liebe überwindet alles . . . . .  | 174   |
| 33. Ein guter Rath . . . . .  | 175   |
| 34. Eine wichtige Frage . . . . .   | 176   |
| 35. Kindeseinfalt . . . . .   | 178   |
| 36. Der kleine Ernst . . . . .  | 178   |
| 37. Das gottselige Kind . . . . .   | 183   |
| 38. Die wohlthätige Veränderung . . . . .   | 186   |
| 39. Die Ruderknechte . . . . .  | 188   |
| 40. Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde<br>du das Böse mit Gutem . . . . .                                  | 189   |



## 1.

## Der Weg zur Seligkeit

in drei Gesprächen.

Auf einer Reise, welche Herr E. zu einem entfernten christlichen Freunde machte, begegnete es ihm, daß er sich von dem Wege verirrete. Er suchte also im nächsten Dorfe einen Wegweiser zu bekommen, und fand auch in dem Wirthshause einen Mann, der sich zu dem verlangten Dienste bereit erklärte. Es war derselbe in früherer Zeit ein Fuhrmann gewesen, lebte aber nun, als Auszöger, bei seiner Tochter, und da er jetzt arm und dabei untüchtig zu schwerer Arbeit war, so verdiente er gern ein Botenlohn. Herr E. war froh, daß er ohne Aufenthalt mit seinem Führer die Reise fortsetzen konnte, und wanderte mit ihm zum Dorfe hinaus, einem nahen Walde zu, durch welchen man noch bei Tage kommen wollte. Unterwegs fragte er seinen Mann nach dem und jenem, und wußte im Fortgange des Gesprächs die Unterhaltung auf geistliche Dinge zu lenken. Er merkte aus den Antworten, die sein Führer gab, sogleich, wie weit der arme Mann zurück in der Erkenntniß sei, und konnte sich hieraus sein rohes Wesen, was dann und wann zum Ausbruch kam, um so viel leichter erklären. Bei dem Bedauern aber, das er dabei in seinem Herzen empfand, hielt er's für eine Pflicht der christlichen Liebe, dem armen unwissenden Manne mit seiner Erkenntniß zu dienen, und so entspann sich zwischen Beiden eine lange und gesegnete Unterredung, die wir in drei Gesprächen hier wiedergeben wollen.

Erstes Gespräch.

Der Reisende. Er thut mir, lieber Mann! einen rechten Dienst, daß Er mich in dem dunkeln Walde führt, wo ich mich nicht zurecht gefunden hätte, und in der Irre, wer weiß wohin, gekommen wäre. Wenn ich doch einen ähnlichen Dienst Ihm leisten könnte! Weiß Er denn wohl den rechten Weg zum Himmel! Denn hier in dieser Welt sind wir gerade auch wie Wanderer in einem dunkeln Walde; wo, wer den Weg nicht sicher weiß, gefährlich sich verirren muß. Da könnte ich nun vielleicht Ihm dienen und Ihm den rechten Weg zum Himmel zeigen. Er will doch wohl gern in den Himmel kommen?

Führer. Ei, was wollte ich nicht.

R. Nun Gott will noch viel tausend Mal lieber Ihn in den Himmel haben. Sonst würde er nicht seinen eingebornen Sohn daran gewandt und auch für Ihn dahingegen haben. Es kommt also nur darauf an, daß Er auch in den Himmel kommen und selig werden will.

F. O Herr! wer wollte denn nicht selig werden?

R. Nun! wenn Er es denn will; dann wird Er auch mit einem bußfertigen Herzen Sich zu Christo wenden, durch den wir armen Menschen nur können selig werden. Aber ich merke: Er hat daran noch nicht gedacht; sonst würde Er alle Sünde von Herzen hassen, und also auch nicht fluchen, schwören und Gottes Namen mißbrauchen, wie ich schon habe von Ihm hören müssen.

F. Mein lieber Herr! Sie kennen mich noch nicht. Ich fahre wohl zu Zeiten heraus; aber mein Herz ist gut, und da ich's nicht so böse meine, so wird mich unser Herr Gott nicht gleich in die Hölle werfen.

R. Wäre das Herz gut, lieber Mann! dann hätte es wohl keine Noth mit Ihm. Aber unser Heiland spricht: „Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über. Ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus seinem guten Schatz des Herzens; und ein böser Mensch bringt Böses hervor aus seinem bösen Schatz“ (Matth. 12, 34. 35.). Darum wird's wohl eben an dem Herzen fehlen; sonst könnte Er nicht so böse Worte führen und das für Kleinigkeit halten. Da heißt es: „An der Frucht erkennet man den Baum.“

F. Aber ich meine es doch nicht böse dabei.

R. Hat Er denn nicht gehört, wie unser Heiland spricht Matth. 12, 36: „Die Menschen müssen Rechenschaft geben von einem jeglichen unnützen Worte, das sie geredet haben?“ — Wenn nun der Mensch sogar von unnützen Worten Rechenschaft geben soll; wie will Er denn sein Fluchen, Schwören und andern Mißbrauch des Namens Gottes verantworten können? Hat Er vergessen, wie es im zweiten Gebote heißt: „Der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht?“ — Darum, lieber Freund, ist Er gewislich irre; und will Er in den Himmel kommen, so muß es noch mit Ihm ganz anders werden, nicht nur daß Er die offenkundigen Sünden läßt, sondern Er muß vornämlich ein ganz geändertes Herz bekommen, mit einem Wort: Er muß sich erst zu Gott bekehren.

F. Aber Herr! was denken Sie von mir? Bin ich ein Türke oder Heide, daß ich mich noch bekehren soll? Ich bin ein Christ und habe den rechten christlichen Glauben.

R. In der Bibel steht das Wort bekehren und Bekehrung wohl mehr als hundert Mal, und dazu werden auch die ermahnt, die sich zum rechten Glauben bekennen, aber dabei in Sünden leben. Und also müssen sich auch die bekehren, die bei dem Christennamen, den sie führen, und bei dem Christenglauben, wozu sie sich bekennen, ein sündliches und also unchristliches Leben führen. Denn der Name macht den Christen nicht, und so ist der auch noch kein Christ, der nur den Christenglauben im Munde oder im Kopfe hat. Dergleichen Leute sind eben auch nur Namenschristen, die sicher nicht selig werden, und eigentlich wollen sie es auch nicht.

F. Ei Herr! wer wird nicht selig werden wollen? Wir hoffen es ja alle.

R. Wenn einer muthwillig den Weg zur Hölle geht, will denn ein solcher wohl ernstlich selig werden? Nun aber ist jede herrschende Sünde der Weg zur Hölle. Darum ist dieser Weg auch breit und ihrer sind viel, die darauf wandeln, wie unser Heiland spricht. Warum nun stehen sie nicht ab von diesem Wege? Warum gehorchen sie nicht dem Worte Gottes? — Sie haben die Finsterniß lieber als das Licht Joh. 3,

19.); der breite Weg gefällt ihnen besser und darum gehen sie ihn, obschon sie hören, daß es der Weg zur Verdammniß ist. Will Er denn, lieber Freund, auch weiter darauf wandeln und nicht dagegen trachten, in den Himmel zu kommen?

F. Ach Herr! wie fragen Sie doch? Ich will ja freilich selig werden, so gut wie Sie.

R. Ich denke: Er will und will auch nicht; nämlich nicht mit ganzem Ernst. Den Himmel hätte wohl jeder gern, wenn er ihn also haben könnte, daß er nicht brauchte seinen Sinn zu ändern und zu kreuzigen sein Fleisch sammt den Lüsten und Begierden. Aber dieser Weg zum Himmel steht der Welt nicht an, darum ist es auch ein schmaler Weg, den Wenige nur gehen. Gleichwohl giebt's keinen andern; und wer nicht auf dem schmalen Wege zum Himmel geht, der wandert auf dem breiten Wege der Hölle zu. Wie steht es nun mit Ihm? Geht Er auch wohl den rechten, schmalen Weg?

F. Ich denke doch, daß ich auf rechtem Wege bin.

R. Er sagt: ich denke; Er ist also der Sache nicht so gewiß, wie Er z. B. weiß, daß der Weg hier im Walde der rechte ist. Und wie? wenn er auch dächte gewiß zu sein, und irrite am Ende doch; wär' das nicht desto schlimmer? Wie z. E., wenn ich mir heute eingebildet hätte, ich wäre auf rechtem Wege; so wäre ich in dem Irrthume sicher fortgegangen, hätte mich nichts um einen Wegweiser gekümmert, und wo wäre ich da wohl endlich hin gerathen? — Darum ist es gut, ja äußerst nöthig, daß der Mensch stille stehe und seinen Weg wohl prüfe, ob's auch der rechte Weg zum Himmel sei. Der Tod umschleicht uns alle Tage, er kann uns plötzlich überfallen, und dann ist's nicht mehr Zeit den Himmel zu suchen.

F. Ja, vor etlichen Jahren war ich hart daran. Ich ließ mir schon das heilige Abendmahl reichen, und unser Pfarrer tröstete mich auch und meinte, es wäre alles gut.

R. Er hat wohl Seinen Herrn Pfarrer nicht recht verstanden. Denn ehe er Ihm das heilige Abendmahl gegeben, wird er Ihn doch wohl erst, nach seiner Pflicht, zu wahrer Buße ermahnt, und nach dem Wort des Herrn erinnert haben, daß sich der Mensch erst prüfen müsse; wie der

Apostel Paulus spricht 1 Cor. 11, 28. 29.: „Der Mensch prüfe sich selbst, und also esse er von diesem Brot und trinke von diesem Kelch. Denn welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht.“ — Diese Prüfung haben auch die Gesunden nöthig, wie viel mehr der Kranke, der schon den Tod vor Augen sieht und also denken muß, daß er das Sacrament zum letzten Male empfangen. — Aber freilich, wie in gesunden Tagen Viele das heilige Abendmahl mit unbußfertigen Sinn und also unwürdig genießen; so thun sie es auch noch auf ihrem Sterbebette. Da aber hilft es ihnen auch keinesweges in den Himmel, sondern sie vermehren damit nur ihre Schuld, und essen und trinken, wie der Apostel spricht, sich selber das Gericht. Hat Er nun das bedacht, und sich zuvor um wahre Buße kümmerst, eh' Er das heilige Abendmahl verlangte?

F. Nun freilich; unser eins denkt nicht so weit. Es wird's ja unser Herr Gott doch mit uns gemeinen Leuten auch so genau nicht nehmen.

R. O lieber Mann! Wo steht denn irgend geschrieben, daß Gott die Person ansehe, und dem einen den, dem andern einen andern Weg zum Himmel verordnet habe. Wie nur Ein Himmel ist; so giebt es auch für alle nur Einen Weg zum Himmel; und sich um diesen einen Weg nicht kümmern, und auf gut Glück dahingehn; welch' eine Vermessenheit ist das! — Wie hat Er's denn auf Seinen sonstigen Reisen gemacht, wenn Er den Weg nicht sicher wußte? Ist Er da auf gut Glück gerade zu gefahren, oder hat Er nicht vielmehr mit Sorgfalt sich erkundigt, daß Er nicht etwa irre fahren und Schaden nehmen möchte?

F. Ja bald geschähe es einmal; — aber ich traf gerade noch Leute an, die warnten mich und wiesen mir einen andern Weg.

R. Das kam von Gott, lieber Freund; so wie es heute auch Schickung Gottes ist, daß ich Ihn habe treffen müssen, um Ihn vor der Gefahr zu warnen, der Er auf seinem Wege entgegen geht. Da ist nun keine Zeit zu verlieren. Eile, heißt es, und rette deine Seele! Der Mensch kann alle Tage sterben; und man stirbt nur Ein Mal. Könnten die Todten wiederkommen, wie Viele fingen es nun ganz anders an, um noch den

Himmel zu gewinnen. Aber das geht nicht an; wie deshalb Salomo spricht Pred. Sal. 11, 3: „Auf welchem Ort der Baum fällt, da wird er liegen“ — wer todt ist, hat sein Theil, so wie der umgehauene Baum seine Frucht, gut oder schlecht, getragen hat, und nun nicht wieder von neuem grünen und Früchte tragen kann. Darum wird zu den Lebenden und nicht zu den Todten gesagt: „Ringet darnach, daß ihr eingehet durch die enge Pforte.“ — Und das geht Ihn und mich und alle an, indem es, wie gesagt, für alle nur Einen Himmel und darum auch nur Einen Weg zum Himmel giebt, wovon der Heiland sagt: „Der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und wenig sind ihrer, die ihn finden“ (Matth. 7, 14.).

F. Ja, das habe ich freilich auch gelernt. Man denkt's nur immer nicht so recht.

R. So hat Er denn auch sicher nicht bedacht, was unser Heiland von dem Wege zur Verdammniß sagt: „Der Weg ist breit, der zur Verdammniß abführt, und ihrer sind viele, die darauf wandeln“ (Matth. 7, 13.). — Demnach ist es ja eher möglich, daß man sich unter den Vielen befinde, die auf dem breiten Wege zur Hölle gehen, als daß man mit den Wenigen den Weg zum Himmel wandle. — Wie weiß Er denn nun, lieber Mann, daß Er so glücklich ist, sich unter den Wenigen zu befinden, die auf dem richtigen Wege sind?

F. Ich habe doch nicht so gottlos in die Welt hineingelebt, wie leider! Viele thun.

R. Da denkt Er gerade so wie jener Pharisäer, der in dem Tempel betete: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher u. s. w.“ — Aber, lieber Mann! wenn das der Weg zum Himmel wäre; den konnte der Heiland nicht als einen schmalen Weg beschreiben, den Wenige nur fanden; — denn solcher Leute giebt's endlich in der Welt wohl noch die Menge. — Wenn's aber heißt: „Gott siehet das Herz an;“ so steht die Sache schon anders, da kann ein Mensch, der vor der Welt ganz unanständig lebt, in Gottes Gericht ein Todtschläger, Räuber, Ehebrecher und dergl. sein. — Denn Gottes Gericht und Menschengerecht ist himmelweit verschieden. — Hab'

ich mich nicht an eines Menschen Leben vergriffen; so darf kein Mensch mich einen Todtschläger heißen. Aber, wenn das Wort Gottes richtet, und spricht: „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger;“ (1 Joh. 3, 15.) — siehe! da muß ich auch mit Sünden bestehen, und kann nicht leugnen, daß ich das fünfte Gebot gebrochen habe. Und eben so richtet unser Heiland in den Worten Matth. 5, 22: „Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig u. s. w.“ — Nun prüfe Er Sich! Hat Er nicht öfters einen Haß in Seinem Herzen gehabt? — Ist Er nicht oft in Zorn gerathen? Hat Er nicht oft gezankt, gelärmt, gescholten — und wer weiß was noch im bösen Muth gethan?

F. Das ist nun freilich wahr. Aber wenn's einem die Menschen auch darnach machen, wer kann da an sich halten? Sonst, wenn man mich in Frieden läßt, thu' ich auch keinem Kinde etwas zu Leide.

N. Ei, lieber Freund! so rühmen sich Türken und Heiden auch. Was ist das Sonderliches, daß einer stille ist, wenn er in Ruhe gelassen wird; — oder was ist das für ein Ruhm, wenn einer freundlich ist mit denen, die freundlich sind mit ihm? — „Aber liebet,“ sagt der Heiland, „eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, und bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen; auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel“ (Matth. 5, 44. 45.). Wer also seinen Feind auch nur nicht liebt, geschweige ihn haßt, der kann, nach diesen Worten, schon kein Kind Gottes sein, und also auch kein wahrer Christ genannt werden. Da Er nun selbst bekennt, daß Er seine Feinde haßt, mit ihnen zürnt, und Böses mit Bösem vergilt; so ist Er auch gewiß noch kein Kind Gottes, mithin auch noch kein Christ; und wenn Er nun glaubt, daß Gottes Wort die Wahrheit sei; so muß Er sich vor Gott als einen Todtschläger schuldig geben. — Hat Er denn bei Seinem Haß und Groll, bei Seinem Zürnen und Schelten das nicht bedacht?

F. Das ist mir freilich nicht eingefallen. Aber das Sprüchwort sagt doch auch: „Wie du mir, so ich dir.“ — „Wie man in den Wald ruft; so schallt es wieder heraus.“

N. Stehen diese Sprüchwörter in der Bibel? Ich habe

sie nie darin gefunden; wohl aber lesen wir da 1 Petr. 3, 9: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem, noch Scheltwort mit Scheltwort; sondern dagegen segnet.“ — Und der Heiland spricht Luc. 6, 37: „Bergebet, so wird euch vergeben.“

F. Ach ja, vergeben kann ich wohl, nur nicht vergessen.

R. Wenn Er dem Nächsten sein Unrecht nicht vergessen kann, hat Er nicht da in seinem Herzen einen Haß und Goll auf ihn?

F. Nun freilich gróßt es einem, wenn man dran denkt, was einem zu Leide geschehen ist.

R. So hat Er auch Seinem Nächsten noch nicht vergeben, und daraus folgt, daß Seine Sünden bei Gott auch nicht vergeben sind. Denn so spricht Christus unser Herr Matth. 6, 15: „So ihr den Menschen nicht ihre Fehler vergebet; so wird euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben.“ Und da betet Er nun alle Tage wider sich selbst, so oft Er im Gebet des Herrn die Worte ausspricht: „Bergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.“

F. Da muß ich Ihnen Recht geben; aber wer ist so heilig! Ich habe doch nicht wie viele Andere in grober Unzucht gelebt.

R. Er sollte doch nur auf sich selber sehen. — Denn wenn Er auf dem falschen Wege ist; was kann's Ihn trösten, daß Andere ebenfalls in der Irre gehen, und Manche vielleicht noch etwas tiefer in dem Sündenschlamme stecken? Er hat mit sich zu thun; — und wenn wir's denn bei Lichte besehen, ist Er vor Gott wohl um nichts besser, als jene armen Menschen, die vor der Welt in Unzucht leben.

F. Ei wie so? mein Herr!

R. Der Heiland spricht Matth. 5, 28: „Wer ein Weib ansieht, ihr zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.“ — Hier macht der Heiland schon das böse Begehren, die unreine Fleischeslust, zur Sünde; wie er denn anderweitig auch sagt: „Selig sind die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen“ (Matth. 5, 8.). — Wer denn also nicht reines Herzens ist, der kann auch Gott nicht schauen. Nun, lieber Mann! wie ist Ihm da zu Muthe? — Will Er etwa den Stein aufheben, und ihn auf jene Sünder werfen? Ober erin-



nert Ihn Sein Gewissen, Er selber sei nicht rein? — Denn auch verborgene Schande richtet der Herr, der Augen hat, wie Feuerflammen. Und sollte der Flammenblick des Herrn an Ihm nichts Unreines finden? War Seine Jugend so rein von unkeuscher Lust? Hat Er sich auch von denen entfernt gehalten, die sich in schmutziger Rede gefallen, Zoten- und Schandlieder singen, und mit unflätigem Geschwätz und Narrentheißen ihre Gesellschaft suchen zum Lachen zu bringen? — Und wie? — wenn böse Lust im Herzen, wenn ein lüsterner Blick, nach Jesu Ausspruch, schon für Hurerei und Ehebruch gilt; wird Er nicht auch getroffen von dem Wort der Schrift: „daß kein Hurer und Unreiner wird Erbe haben an dem Reiche Christi und Gottes?“ (Eph. 5, 5.)

F. Ja freilich. Man wird denn wohl, zumal in jungen Jahren, zu Manchem fortgerissen, wenn man in der Gesellschaft ist.

R. Nun denke Er aber nicht, wenn Ihn in Seinem jetzigen Alter diese Sünde verlassen hat, daß Er darum nun besser wäre. Hat Er nicht auch diese Sünde mit herzlicher Reue vor Gott gebracht und deren Vergebung gesucht; so liegt noch diese ganze Schuld auf Seinem Gewissen, und Er sündigt immer noch fort, wenn Er an Seine Jugendsünden mit Leichtsinne, oder wohl gar mit einem gewissen Wohlgefallen denkt.

F. O Herr! Sie nehmen es auch gar zu genau.

R. Wir dürfen es doch nicht anders nehmen, als Gott in seinem Worte es nimmt. Und was hätten wir auch davon, wenn wir es leichter nähmen? Endlich müßten wir doch, und dann zu spät, die traurige Wahrheit inne werden. Darum lieber jetzt die Sünde erkannt, wo man noch einlenken und Gnade suchen kann.

F. Ach! wie sollte unser Herr Gott mir nicht gnädig sein! Ich bin ein ehrlicher Mann; denn so arm ich bin, so soll doch niemand auftreten, daß ich in meinem Leben einen bestohlen hätte.

R. Ich will gern glauben, daß Er noch nicht als Dieb hat vor Gericht stehen müssen. Ich weiß indeß, wie's in der Welt, und namentlich auf dem Lande her zu gehen pflegt. Da heißt es: Jeder ist sich selbst der Nächste; und wo der Grundsatz gilt, da ist der Diebstahl schon im Herzen begangen. Nun sucht man

überall nur seinen Nutzen. Da wird im Handel und Wandel der Nächste mit falscher Waare, oder falschem Maß und Gewicht betrogen; — da weiß man den, nach dessen Eigenthum man lüstern ist, so zu bearbeiten und zu behandeln, daß er zuletzt selbst in die Schlinge geht und hinterher erst inne wird, er habe mit seinem Schaden sich in den Handel eingelassen. Unterdessen hat man, nach aller Welt Urtheil, die Sache mit Recht; — der andere hat's ja abgetreten und vor Gericht ist es bestätigt. Aber wehe dem, der also fälschlich mit seinem Nächsten handelt und so sein Haus mit Sünden baut; das sind die schändlichsten Diebe und Räuber, und werden ihrem Gerichte nicht entgehen.

Ueberhaupt ist alles das gestohlnes Gut, was wir nicht können als Gabe und Geschenk von Gott ansehen. Wer also auch den Acker seines Nachbarn schmälert und so sich einen Vortheil macht, der ist vor Gott ein Mensch, der ungerechtes Gut an sich gebracht, mithin gestohlen hat. Nicht weniger, wer sich an des Nächsten Holz, Gras, Feldfrucht oder Scheunenvorrath vergreift. — Doch wie könnte ich alle die Fälle namhaft machen, wo sich die Menschen durch Raub und ungerechtes Gut am siebenten Gebote zu versündigen pflegen. Es ist auch gar nicht nöthig; denn wenn die Schrift sagt Röm. 7, 7: „Laß dich nicht gelüsten,“ und folglich schon die Lust und das Begehren des fremden Guts zur Sünde macht; so ist leicht zu erachten, daß man in allen den Fällen vor Gott des Diebstahls schuldig geworden, wo man nach solcher verbotenen Lust gehandelt hat. Und die Sünde ist darum nicht geringer, weil man es etwa nicht so grob gemacht, nicht große Diebereien begangen, auch wohl die Armen nicht bestohlen, sondern denen, die ohnedem genug besitzen und übrig haben, von ihrem Ueberflusse ein wenig abgenommen hat. Mir ist eine Magd bekannt, die große Beängstigung auf ihrem Sterbebette empfand, weil sie einmal für ihrer Herrschaft Vieh auf eines Andern Acker Rüben genommen hatte. Und ein junger Bursch konnte lange keine Ruhe in seinem Gewissen finden, weil er gedachte, wie er einmal einen kleinen Fisch vom Markte gestohlen hatte. Man wollte ihn trösten, daß dieß ja eine Kleinigkeit sei: — „Ja, sprach er, desto schlimmer, daß ich um einer Kleinigkeit willen mich habe an Gott versündigen können. Wie

böse muß mein Herz nicht sein!" — Der Bursche hatte Recht; und darin liegt bei jedem Diebstahl oder jeder Ungerechtigkeit das eigentlich Verdammliche, daß man die Furcht vor Gott verleugnet, und freventlich vor dem Auge des Allsehenden die böse Lust vollbringt.

Hier brach Herr E. für das Mal ab, da sie von Leuten eingeholt wurden, die eine Strecke mit ihnen gingen. Unterdessen war der alte Fuhrmann still und in sich gefehrt, was dem Herrn E. nicht eben unlieb war. Er wünschte nur erst wieder mit ihm allein zu sein, und da es nicht gar lange wahrte, daß die andere Gesellschaft Abschied nahm und einen Weg zur Seite einschlug; so ward die angefangene Unterredung in dem hier folgenden

### zweiten Gespräche

fortgesetzt.

R. Nun, lieber Freund! Wir wurden vorhin in unserm Gespräch gestört. Wenn es Ihm nicht zuwider wäre, so führe ich gern weiter fort.

F. In Gottes Namen, Herr! Ich will gern hören, was Sie mir weiter sagen.

R. Wir blieben dabei stehen, daß die Sünden, welche die Welt für klein anseht, dem aufgewachten Gewissen nicht klein vorkommen, und dann oft große Angst und Unruhe machen.

F. Das habe ich mir wohl gemerkt, und eben da in der Stille über jene Magd und über den jungen Burschen meine Betrachtung gehabt.

R. Da steht Er denn, daß man sich gar nicht damit trösten darf, man habe nur in Kleinigkeiten gefehlt. Der Heiland sagt uns überdem Luc. 16, 10: „Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu, und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht.“ — Der Christ muß sich auch vor dem kleinsten Unrecht hüten. Ist doch auch eigentlich keine Sünde klein; denn jede kommt aus einer schändlichen Quelle, und ist die böse Frucht des innern Unglaubens und der Gottesvergeßlichkeit. Nun aber frage Er sich selbst: ob nicht Sein Leben auch dergleichen böse Früchte hat; — das sind die Werke des Fleisches, wovon es heißt: „die solches thun, wer-

den das Reich Gottes nicht ererben.“ — Und doch will Er sich trösten, den rechten Weg zum Himmel zu gehen?

F. Ja freilich, wenn Sie so es nehmen. Aber ich diene doch meinem Gott.

R. Wie meint Er das? — Denkt Er vielleicht mit Seinem Kirchengehen, Beichten, Abendmahlsgenuß und Singen und Beten Gott zu dienen?

F. Ja, das denke ich, und so denken wir alle.

R. Ach, lieber Freund! wie täuscht Er sich hier abermal selbst. Zwar sollen wir allerdings in den genannten Stücken fleißig sein. Aber ist das genug? Steht nicht geschrieben Jac. 1, 22: „Seid Thäter des Wortes, und nicht Hörer allein, womit ihr euch selbst betrüget?“ So hat Er sich denn also selbst damit betrogen, daß Er sich eingebilbet hat, Er wäre ein guter Christ, weil Er die Kirche besucht, zur Beichte und heiligem Abendmahle geht, und auch im Hause das Singen und Beten nicht unterläßt. Was hilft Ihm das, wenn Er nicht auch ein Thäter des Wortes ist? — Ich will Ihm doch einmal ein Gleichniß sagen. Wenn eure hohe Obrigkeit euch durch den Schulzen läßt zusammenfordern, um einen Befehl zu hören; ist es ihr wohl darum zu thun, daß ihr nur kommt und hört? — Und wenn ihr aus einander gegangen seid und macht es dennoch wie ihr wollt, und handelt gerade wider den bekannt gemachten Befehl, wird es euch bei der Obrigkeit etwas helfen, wenn ihr sagt, ihr wäret ja doch nicht ungehorsam gewesen; denn ihr hättet euch auf Befehl versammelt und gar achtsam auf den Vortrag gehört? Würde die Obrigkeit, wenn ihr euch so entschuldigen wolltet, nicht glauben, ihr wölltet ein Gespötte mit ihr treiben?

F. Ja freilich. Unsere Obrigkeit ist scharf; sie läßt keinen Ungehorsam durch.

R. Nun lieber Mann! Soll eure Obrigkeit denn mehr gefürchtet werden als Gott? Soll Gott mit euch zufrieden sein und es auch noch für einen Dienst annehmen, wenn ihr da mit einander im Gotteshause seid, wo man es Vielen noch obenein gleich ansehen kann, daß sie nur mit dem Leibe zugegen sind, die Seele aber wer weiß wo anders ist? Soll das ein Gottesdienst heißen, wenn Einer da sitzt, und bei der Predigt wo

nicht gar schläft oder plaudert, doch die Gedanken un-  
herschweifen läßt — und, wenn er aus der Kirche kommt,  
nichts mehr weiß von dem, was er gehört, und noch  
viel weniger daran denkt, sein Leben darnach zu bessern?  
Heißt das ein Gottesdienst, oder Gespött? Und das  
soll Gott sich so gefallen lassen, und gar den Leuten  
darum den Himmel schenken?

F. Wir gehn ja aber auch dafür zur Beichte und heil-  
ligem Abendmahl, daß uns die Sünden vergeben werden.

R. Er wird doch aber wohl wissen, wie die berufenen  
Diener des Wortes im Namen Gottes mit den Beich-  
tenden handeln und ihnen Vergebung ihrer Sünde  
verkündigen. Da wird ihnen eine dreifache Bedingung  
vorgehalten: 1) daß ein jeder seine Sünden erkenne und  
herzlich bereue; 2) daß er sich im wahren Glauben an  
Jesum Christum der Gnade Gottes tröste; und 3) daß  
er den Vorsatz habe, durch Gottes Gnadenbeistand sein  
sündliches Leben zu bessern. — Nun kommt also die  
Sache darauf an, daß sich bei einem Menschen die drei  
genannten Stücke zusammen finden. Wo nicht; so ist  
seine Beichte auch nichts; und ob ihm tausend Predi-  
ger die Vergebung sprächen, so sind ihm dennoch alle  
seine Sünden behalten, ja er hat eine neue dazu be-  
gangen, daß er vor Gott etwas bezeugte, was doch  
nicht so in seinem Herzen war. Von solchen Leuten  
wird in den Worten gesprochen Ps. 78, 36: „Sie  
heuchelten Gott mit ihrem Munde und logen  
ihm mit ihren Zungen.“ Wie sollte Gott solchen  
Heuchlern ihre Sünden vergeben, die mit dem Munde  
sprechen: „es ist mir leid, daß ich wider Gott gesündigt  
habe“ — und haben doch gar keinen Kummer über die  
Sünde, die sie auch keinesweges zu lassen Willens sind,  
obschon sie beten: „ich habe den guten ernstlichen Vor-  
satz, mein sündliches Leben zu bessern und frömmen zu  
werden.“ Man sieht's auch bald genug, mit was für  
Herzen sie so gebetet haben. Denn kaum halten sie den  
Beicht- und Abendmahlstag noch an sich; dann geht's,  
als hätte das heilige Abendmahl ihnen neue Freiheit  
zu den alten Sünden gegeben. Da wird wie sonst ge-  
fressen und gesoffen, gezankt, gelästert, gesucht, geschwo-  
ren, gegezigt, gestohlen, Unzucht getrieben, und was noch  
sonst nach alter fleischlicher Weise geschieht. Und sol-  
chen Leuten soll Gott die Sünde vergeben? Nimmer-

mehr, so lange sie also seiner spotten. Ja je öfter sie mit ihrem unbussfertigen Herzen zur Beichte und Abendmahl kommen; desto mehr beladen sie sich mit neuer Schuld und essen und trinken sich selber das Gericht.

F. Sie nehmen einem doch aber allen Trost.

R. Ich müßte ja unbarmherzig sein, wenn ich Ihn bei dem falschen Troste ließe, und wäre dann mit an Seinem Verderben schuld.

F. So werden Sie auch wohl sagen: das Beten und Singen helfe mir nichts?

R. O wäre es nur das rechte Beten und Singen, das da im Geist und in der Wahrheit geschieht!

F. Wie meinen Sie das?

R. Daß man nicht mit dem Munde nur Worte macht; sondern nach dem innersten Verlangen des Herzens mit Gott handelt, was freilich eine gar seltene Sache ist. Denn keiner kann es von sich selbst; sondern der heilige Geist muß uns solch Beten und Singen lehren. — Wie ist nun aber der Meisten Gebet beschaffen? Es ist ein Lippenwerk, wozu man freilich den heiligen Geist nicht nöthig hat. Da sagen die armen Menschen Worte her, ohne zu wissen, was sie sagen, als käme es nur darauf an, dem lieben Gott zu zeigen, sie hätten ihr Gebet gut ins Gedächtniß gefaßt. Daher geschieht's, daß Manche in ihrem Gebete eine Bitte her sagen, die ihnen gar nicht am Herzen liegt. „Vergieb mir,“ betet Mancher, „meine Sünde und Missethat,“ und seine Sünde und Missethat ist doch sein geringster Kummer. Ein anderer singt in seinem Morgenlied: „Führe mich, o Herr, und leite meinen Gang nach deinem Wort,“ und doch mag er vom Leben nach Gottes Wort nichts wissen und hören, und spottet derer, die eben nach Gottes Wort die Lüfte der Welt verschmähen. — So wird auch ohne allen Verstand gesungen: „Laß kein unnützes Wort aus meinem Munde gehen;“ denn wer, nach kaum geendigtem Gesang, schon wieder fluchen, schelten, lügen und lästern kann; der hat doch ohne Zweifel nur mit dem Munde jene Worte geplärrt. Wenn's ferner heißt in eben gedachtem Liede: „Gieb daß ich meinen Feind mit Sanftmuth überwind';“ so möchte ich wissen, was Leute dabei denken, die voller Zorn und Bosheit sind und nur Gelegenheit suchen ihren Muth zu fühlen. — Und eben so giebt's genug, die auf Be-

trug und Diebstahl sinnen, und denen nichts lieber wäre, als wenn sich ihnen nur eine Gelegenheit böte, einmal einen rechten Hauptstreich auszuführen: und dennoch singen sie: „so gieb auch dieß dabei, daß von unrechtem Gut nichts untermenget sei.“ — Muß man da nicht der Worte gedenken: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten?“ (Gal. 6, 7.) — oder was der Herr durch den Propheten spricht Amos 5, 23: „Thue nur von mir weg das Geplärre deiner Lieder?“ —

F. Ja freilich, das kann wohl unserm Herrn Gott nicht gefallen.

R. Er siehet also, mein lieber Freund! daß Er sich bei einem unbußfertigen Herzen und unheiligen Leben so wenig auf Sein Kirchen-, Beicht- und Abendmahlgehen, als auf Sein Singen und Beten verlassen kann.

F. Ich will mich auch nicht eben darauf verlassen; denn ich verlasse mich auf Jesum Christum und sein Verdienst. Geht denn auch nicht alles so schnurgerade; so heißt es ja: „der Glaube macht uns selig.“

R. Lieber Mann! Der Apostel Paulus spricht, — und nicht etwa zu Heiden, sondern zu Christen, die es von Herzen bekannten, daß nur der Glaube an Christum selig mache: — „Versuchet euch selbst, ob ihr im Glauben seid, prüfet euch selbst“ (2 Cor. 13, 5.). — Denn Viele meinen den rechten Glauben zu haben, und haben doch nur eine Einbildung vom Glauben.

F. O Herr! Sie wollen mich doch nicht einen andern Glauben lehren?

R. Ich glaube, mein lieber Freund; mit Ihm von ganzem Herzen, daß wir allein durch den Glauben an Christum unsern Heiland selig werden. Aber was dieser seligmachende Glaube sei, darüber sind wir nicht eins. Sag' Er mir doch, wo hat Er Seinen Glauben her?

F. Ei nun, ich habe ihn schon in der Schule gelernt, und dann bin ich von unserm Herrn Pfarrer auch gut unterrichtet worden.

R. Wenn Er denn gut unterrichtet ist; so wird Er ja auch wissen, daß wir nicht durch eigene Vernunft und Kraft an Jesum Christum unsern Herrn glauben, oder zu ihm kommen können; sondern der heilige Geist wirkt solchen Glauben in uns, wie denn geschrieben steht 1 Cor. 12, 3: „Niemand kann Jesum einen Herrn

heissen, ohne durch den heiligen Geist.“ — Ist nun Sein Glaube rechter Art; so muß Er durch eine göttliche Kraft, die Er an Seinem Herzen erfahren hat, dazu gekommen sein.

F. Ich weiß nicht, was ich Ihnen da sagen soll.

R. Ich will mich deutlicher erklären. Sein Glaube ist bloß etwas Gelerntes, und damit ist's denn sehr natürlich zugegangen. Der seligmachende Glaube aber ist ein übernatürliches Gotteswerk im Menschen, wie auch der Heiland sagt Joh. 6, 29: „Das ist Gottes Werk, daß ihr glaubet an den, den er gesandt hat.“ — Da geht's denn also zu: Wenn Gott sein reines Wort den Menschen verkündigen läßt; so sind wohl eine Menge, die es hören, und Viele behalten auch etwas im Kopfe und lassen es für Wahrheit gelten. Aber Einigen thut der Herr das Herz auf; und bei diesen dringt das Wort ein und beweist sich innerlich als ein lebendiges und kräftiges Wort. Da wird denn erst in ihnen ein sehnliches Verlangen nach Jesu Christo und seiner Gnade gewirkt, und wo nun dieses ist, da lernt der Mensch auch Christum so in seinem Herzen erkennen, als wäre er eben nur für ihn und seine Sünde am Kreuz gestorben. Von da an wird der Heiland sein, und nun hängt auch sein Herz mit ganzer Liebe an Ihm, der ihn so hoch zuerst geliebt hat. Darum ist der wahre Glaube mit nichten nur so ein bloßer Gedanke, sondern eine lebendige Kraft im Herzen, und also reinigt er auch das Herz, besiegt die Welt und streitet wider alles ungöttliche Wesen; so daß der wahre Gläubige in keine einzige Sünde mehr mit Vorsatz willigt, und keine einzige über sich herrschen läßt. Hat Er nun, lieber Freund! einen solchen Glauben?

F. Ich denke, mein Glaube ist nur noch schwach.

R. Aber auch der schwache Glaube ist ein lebendiger Glaube, faßt Christum auch ins Herz, und da kann keine Sünde mehr die Herrschaft haben. — Aber nicht wahr? Ihm ist's ganz leicht gewesen, zu glauben.

F. Nun, freilich; schwer ist mir's nicht geworden.

R. So hat Er auch gewiß nicht um den Glauben gebetet?

F. Ich habe wohl gebetet, aber um den Glauben gerade nicht.

R. Und doch ist dieß die allernöthigste Gabe Gottes,



warum man beten soll, wie auch ein alter Lehrer sagt:  
„Bittet Gott um den Glauben; sonst bleibt ihr ewig  
in Unglauben.“

F. Aber ich verlasse mich doch auf Christi Verdienst, wie  
ich gelehrt worden bin.

R. So sag' Er mir einmal: was hat uns Christus ver-  
dient?

F. Vergebung der Sünde.

R. Wohl wahr! sonst wär's auch ewig mit uns vorbei.  
Aber er hat uns auch den heiligen Geist erworben.  
Durch diesen werden wir von der Vergebung unsrer  
Sünde in unserm Herzen gewiß gemacht, und also schafft  
der heilige Geist ein neues Herz in uns und heiligt  
uns. Darum sagt der Apostel 2 Cor. 5, 17: „Ist  
Jemand in Christo, so ist er eine neue Crea-  
tur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Al-  
les neu worden.“ Dann sind wir neugeboren im  
Geist, oder wie die Schrift auch sagt, „aus Gott ge-  
boren,“ und können denn auch ein göttliches Leben  
führen.

F. Aber wir sind doch alle schwache Menschen.

R. Ja nicht bloß schwach; sondern völlig untüchtig sind  
wir. Aber darum will uns Gott auch seinen heiligen  
Geist zu unsrer Befehrung, Heiligung und Erneuerung  
geben. Er hat uns nicht zum Schein geboten 1 Petr.  
1, 15: „Ihr sollt heilig sein; denn ich bin  
heilig, der Herr euer Gott,“ und wir haben nun  
keine Entschuldigung mehr, indem das, was Gott von  
uns verlangt, durch seinen heiligen Geist wohl möglich  
ist zu thun.

F. Aber es fällt doch der Gerechte des Tages sieben  
Mal, was soll uns armen Sündern nicht begegnen?

R. Er versteht den Spruch ganz falsch; und hat ihn  
wohl in Seinem Leben noch nicht gelesen. Darum setzt  
Er auch ganz fälschlicher Weise etwas hinein; nämlich  
„des Tages,“ was in dem Spruche (Sprw. Sal.  
24, 16.) gar nicht steht. Und dann ist in der Stelle  
auch keinesweges von Sündenfällen des Gerechten, son-  
dern von Unglücksfällen die Rede; weshalb Er übel  
thut, sich auf die Worte zu berufen. Die heilige Schrift  
kann sich nie widersprechen, und so muß es dabei blei-  
ben: Wer da durch Christum selig werden will, der  
muß durch ihn gerecht gemacht sein. Und wer das ist,

ber thut auch recht. „Wer aber Sünde thut, der ist vom Teufel“ (1 Joh. 3, 8.).

F. Behüt' uns Gott! Wer wird denn mit dem Teufel zu schaffen haben?

R. So steht geschrieben 1 Joh. 3, 7. 8: „Kindlein, lasset euch Niemand verführen. Wer recht thut, der ist gerecht, gleichwie Er gerecht ist. Wer Sünde thut, der ist vom Teufel; denn der Teufel sündigt von Anfang. Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre.“ — Er sagt, wer mit dem Teufel werde zu schaffen haben wollen; und führt ihn doch nicht nur alle Augenblick selbst im Munde, sondern dient ihm auch mit muthwilligen Sünden. Will Er nun mit dem Teufel nichts mehr zu schaffen haben; so muß Er sich von allen Banden der Sünde durch Christum frei machen lassen; sonst bleibt Er wohl des Teufels Gefangener, und darf nicht hoffen selig zu werden.

F. D unser Herr Gott ist barmherzig.

R. Ja wohl; darum hat er sich der Sünder gnädiglich erbarmt, und sogar seines einigen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für uns dahingegeben. Und welche eine Barmherzigkeit ist es nun noch, daß er so lange die Sünder trägt, und da er sie alle Augenblick zur Hölle verstoßen könnte, auf ihre Umkehr wartet und es auf mannichfache Art ihnen nahe legt, ihr Heil zu bedenken und andere Menschen zu werden. So hat Gott Ihn auch, lieber Mann! mit großer Barmherzigkeit bisher getragen, und Ihn durch Güte zur Buße gelockt. Wenn Er nun aber mit dieser Geduld des Herrn einen Mißbrauch treibt, und Gottes Gnade auf Muthwillen zieht; so ist dort keine Barmherzigkeit für Ihn zu hoffen, sondern Er wird vielmehr als ein Verächter der göttlichen Barmherzigkeit, die alles für Seine Rettung thut, ein strenges aber gerechtes Urtheil empfangen.

F. Wir sind doch allzumal Sünder. Kein Mensch ist vollkommen; und Gott wird doch nicht alle verdammen?

R. Ja, lieber Freund! wir sind ohne Ausnahme geborne Sünder, und da ist freilich kein Unterschied. Ein großer Unterschied aber ist zwischen einem bekehrten und einem unbekehrten Sünder, und davon spricht Gott selbst Mal. 3, 18: „Ihr sollt sehen, was für ein Unterschied sei zwischen dem Gerechten

und Gottlosen, zwischen dem, der Gott dienet, und dem, der ihm nicht dienet.“ — Und in der Beschreibung, die unser Heiland von dem zukünftigen Gerichte giebt, macht er einen großen Unterschied zwischen denen, die er zu seiner Rechten, und denen, die er zu seiner Linken stellt, und sagt dabei: „Die Gottlosen werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben.“

F. Nun freilich, die Gottlosen werden da keine Gnade finden.

R. Meint Er vielleicht, daß zwischen Gerechten und Gottlosen es noch so einen Mittelschlag gebe, und daß demnach noch eine ziemliche Menge auch in den Himmel kommen werden, wenn sie auch eigentlich nicht zu den Gerechten gehören? Der Heiland spricht nur von zweierlei Menschen, Gerechten und Gottlosen, und gottlos heißen also in seiner Rede alle die, die nicht vor ihm gerecht erfunden werden, ob sie auch bei der Welt in gutem Ansehn ständen.

F. Wenn wir denn aber so gerecht und heilig leben müßten, warum wäre denn der Herr Jesus für unsere Sünde gestorben?

R. Ich will Ihn wieder etwas fragen: Soll denn etwa der Heiland darum gestorben sein, daß er uns Freiheit zu der Sünde erwerbe? Er hätte also mit seiner Todesmarter die Sünder in ihrem Wesen wollen sicher machen, daß sie sich ja nicht fürchten, sondern nur getrost in ihrem Thun und Wesen fortfahren möchten? Heißt das nicht Christum zum Sündendiener machen?

F. So habe ich's nicht gemeint.

R. Ich glaube es wohl; aber wenn Er recht glaubte, daß Er dem Sohne Gottes Arbeit gemacht in Seinen Sünden, und Mühe gemacht in Seinen Missethaten (Jes. 43, 24.); so würde Er bis in den Tod die Sünde hassen, und lieber sterben wollen, als mit Bedacht in eine Sünde willigen. Denn denke Er nur: was für ein Greuel muß nicht die Sünde in Gottes Augen sein, da der Sohn Gottes darum so unaussprechlich, bis zum Tode gelitten hat. Da sollten wir doch denken: „wenn das geschieht am grünen Holz, was will am dürren werden?“ — Wie darf nun der muthwillige Sünder Verschonung hoffen, wenn Gott auch seines einigen Sohnes nicht

verschonte, da dieser sich einmal dargegeben, die Sünde der Welt zu tragen!

F. So habe ich mir's noch nicht gedacht.

R. Und hätte Ihm doch wohl einfallen sollen, wenn Er gesungen hat:

„Nun, was Du, Herr, erduldet,  
Ist alles meine Last;  
Ich, ich hab' es verschuldet,  
Was Du getragen hast.“

Glaubt Er das; wie kann Er da die Sünde lieben oder für eine Kleinigkeit achten, die Seinem Heiland solche Marterangst gemacht, ja selbst das Leben gekostet hat? Wie darf Er denken: Er brauche es nun nicht so genau zu nehmen? Das nennt die Bibel „den Sohn Gottes von Neuem kreuzigen“ (Ebr. 6, 6.); und darum sind Menschen, die Christum mit dem Munde bekennen und ihn dabei mit ihren Werken verleugnen, ja von Neuem kreuzigen, viel ärgere Sünder, als Türken und Heiden, die nichts von Christo und seinem Veröhnungstode wissen. Darum erinnert uns das Wort Gottes nicht umsonst: „Ihr seid theuer erkaufte; darum so preiset Gott an eurem Leibe und an eurem Geist, welche sind Gottes“ (1 Cor. 6, 20.). — Und ferner sagt der Apostel 2 Cor. 5, 15: „Christus ist darum für alle Menschen gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben; sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.“ — Da erinnere ich mich eben eines Mannes, der lange so wie Er dahingelebt hatte, daß ihm die Sünde auch nur eine Kleinigkeit war. Als dieser Mann einmal von ungesähr, wie man zu reden pflegt, aber gewiß nicht ohne göttliche Schickung, im Hause eines frommen Christen war, erblickte er unvermuthet ein Bildniß des Gekreuzigten, wo ihm sogleich die Aufschrift in die Augen fiel: „Das that ich für dich, was thust du für mich?“ — Der Mann las diese Aufschrift kaum; so fühlte er einen Stachel in seinem Herzen, den er nicht wieder los werden konnte. Und dieses ist der glückliche Anfang seiner bald nachher erfolgenden gänzlichen Befehrung gewesen.

F. Ja, das ist eine schöne Geschichte; aber dergleichen ist mir in meinem Leben noch nicht gesagt.

R. Das ist nun freilich zu beklagen; denn darum pflegt ihr Leute, wenn ihr einmal die Wahrheit hört, nur allzugern zu denken: das ist was Neues; unsre Väter haben so nicht geglaubt und sind doch auch wohl gute Christen gewesen. Wir wollen's also auch nur lieber beim Alten lassen.

F. Ich muß Ihnen ehrlich bekennen, so habe ich unter Ihrem Gespräche auch dann und wann gedacht, und war schon einmal auf dem Zuge, mit dem Gedanken herauszufahren.

R. Aber, lieber Mann! Ist denn nicht eben das, was Ihm so neu vorkommt, aus dem uralten Worte Gottes genommen? Wär' Er darin zu Hause, wie es ja wohl ein jeder Christ sein sollte, so wäre Ihm das alles, was ich vom Wege zum Himmel mit Ihm geredet habe, etwas Altes und Bekanntes gewesen. Aber es geht denn freilich in der Christenheit gerade so, wie ehemals, zur Zeit des alten Testaments, da Gott auch klagen mußte Hof. 8, 12: „Wenn ich meinem Volk gleich viel von meinem Gesetz schreibe; so wird's geachtet wie eine fremde Lehre.“ Also hat Er mit Tausenden seines Gleichen die alte Lehre verlassen, und eine neue, fremde Lehre hat Ihn bethört. Ist das nun auch bei Seinen Vorfahren geschehen; so darf Er diesen ja nicht folgen. „Denn Einer ist euer Meister, Christus“ sagt der Heiland selbst, und damit weist er uns von allen Menschen ab, auf sich, und will, auf ihn nur sollen wir hören und ihm folgen. Unsere ersten Vorfahren sind gar Heiden gewesen; — wollten wir darum glauben, man hätte in unserm Lande sein bei dem Alten bleiben und die ersten christlichen Lehrer zurückweisen sollen? Das wird Er doch nicht denken!

F. Nein, das denke ich nicht. Aber wie Sie es meinen, käme ja kein Mensch in den Himmel, der nicht ganz umgewandt würde, und ein ganz neues Leben führte.

R. Ja freilich; aber das ist nicht eine Meinung von mir, sondern deutliche Lehre des Wortes Gottes. Da heißt es z. B.: „Ohne Heiligung wird Niemand den Herrn sehen“ (Ebr. 12, 14.). Und unser Heiland spricht zum Nicodemus Joh. 3, 3: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es sei

Wenn, daß Jemand von Neuem geboren wird; kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ — Wer denn nun immer der alte, fleischliche, unheilige Mensch von einem Jahre zum andern bleibt, wie will der können in das Reich Gottes kommen? Wenn er es dennoch hofft; so straft er Jesum Lügen.

F. Wir sind doch aber schon in der Taufe geheiligt und neu geboren, und stehen in einem Bunde mit Gott.

R. Gut, daß Er darauf kommt. Ja freilich, lieber Mann! ist unsere Taufe eine unbeschreiblich große Gnade, und mit dem neugebornen Kinde, das nach der Taufe stirbt, hat es nicht Noth; denn was es in der Taufe durch Gottes Gnade bekommen hat, das hat es unverlezt mit aus der Zeit gebracht. So wäre auch Er, wenn Er in Seiner Kindheit wäre gestorben, ganz unbezweifelt selig gestorben. Aber wie ist es jetzt, da Er ein fleischlicher Mensch geworden, den Bund Seiner Taufe gebrochen und also das, was Gottes Gnade Ihm durch die Taufe gegeben, verloren hat? — Drum muß Er umkehren und wieder ein Kindlein werden (Matth. 18, 3.); muß wieder werden, was Er in jenem frühern Alter war, da Er die heilige Taufe empfangen hatte. Sie darf Ihn also ja nicht sicher machen. Denn weiß Er nicht, wie im Katechismus auf die Frage: „was bedeutet denn solch Wassertaufen?“ geantwortet wird?

F. Das werde ich wohl ziemlich vergessen haben.

R. Das ist nicht gut. Ich will's Ihm aber sagen. Da heißt es: „Es bedeutet, daß der alte Adam in uns durch tägliche Reue und Buße soll ersäufet werden, und sterben mit allen Sünden und bösen Lüsten, und wiederum täglich herauskommen und auferstehen ein neuer Mensch, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebe.“

F. Ganz recht; so habe ich's auch gelernt.

R. Ja, lieber Mann! Hät' Er's nur auch an sich erfahren; denn hierauf kommt es an. Ist denn Sein alter Adam, sein natürlicher böser Sinn, auch wirklich alle Tage durch herzliche Reue und Buße in Ihm ersäuft oder getödtet worden? und lebt Er als ein neuer Mensch in rechtschaffener Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott? — So soll der Mensch ja täglich seinen

„Taufbund erneuern; und hat Er das nicht selber feierlich versprochen, eh' Er das erste Mal zum heiligen Abendmahl gelassen ward?

F. Ich denke eben dadurch, daß ich zum heiligen Abendmahl ging, meinen Taufbund erneuert zu haben.

N. Wer unbußfertig zum heiligen Abendmahl geht, und bleibt immer wie er ist, der tritt dadurch nicht wieder in den Taufbund ein; sondern er verletzt ihn nur noch mehr, und solchem Menschen kann weder Taufe noch Abendmahl etwas helfen. — —

Hier waren unsere Reisenden bei einem Ruhefize angekommen, und Herr E. that den Vorschlag, sich hier ein Viertelstündchen niederzulassen. Der Führer ließ sich das gern gefallen, und langte sein Mittagssbrot hervor, das er über dem Gespräch vergessen hatte. Auch Herr E. stärkte sich durch einige Bissen Brotes und einen Trunk aus einer nahen Quelle, dachte aber dabei noch immer an das Gespräch mit seinem Begleiter, und seufzte in der Stille zu Gott, daß er doch seine Worte segnen und sein Bemühen, den armen Mann auf richtigen Weg zu bringen, ihm möchte gelingen lassen. Man dachte nun an die Fortsetzung des Weges, und nicht lange, so kam es zu dem folgenden

### Dritten Gespräch.

F. Ich muß gestehen, Herr! Sie haben mich ordentlich zweifelhaft gemacht. Doch habe ich immer gehört, daß man nicht zweifeln solle; denn für einen Zweifler sei kein Rath.

N. Nun freilich, lieber Mann! wer an dem Worte Gottes zweifelt, dem ist bei solchem Zweifel nicht zu rathen. Aber es giebt ein Zweifeln, das sehr heilsam ist. Ich will Ihm das in einem Gleichniß zeigen: Ich hatte mich doch heute verirrt, und habe mich daher von Ihm begleiten lassen, so daß ich nun doch noch morgen an Ort und Stelle zu kommen gedenke. Hätt' ich nun aber immer gedacht, ich wäre auf rechtem Wege, und hätte allen Zweifel mir aus dem Sinne geschlagen; nicht wahr? so ginge ich jetzt noch in der Irre, und wer weiß wo ich dann hingekommen wäre! — So ist's im Geislichen auch. Wer einen Irrweg geht, dem

ist schon halb geholfen, wenn es nur erst bei ihm zum Zweifel gekommen ist, ob er auch richtig gehe. Ein solcher wird ja denn wohl nach dem Wege fragen, und da ist gute Hoffnung, daß er ihn auch bald finden und gehn wird.

F. Aber ich bin nun alt geworden; soll denn ein Mensch in seinem Alter noch einen ganz neuen Weg antreten?

R. Das ist gerade, als hätte ich heute, da ich erfuhr, wie viel ich umgegangen sei, bei mir gedacht: Ei was! ich kann doch nun, da ich so lange gelaufen bin, nicht erst noch einen ganz andern Weg einschlagen. Wenn ich da nun auf meinem falschen Wege geblieben wäre, und hätte doch gehofft an Ort und Stelle zu kommen, wär' das nicht thöricht gewesen?

F. Ja freilich, das sieht ein Jeder ein.

R. Gerade so thöricht wär's auch von Ihm, wenn Er jetzt dächte: Es ist wohl wahr, ich habe die Zeit meines Lebens so in der Irre verlaufen; aber nun erst den rechten Weg zum Himmel zu gehn, dazu bin ich zu alt. — So darf Er als vernünftiger Mann schon gar nicht denken, und noch viel weniger, wenn Er christlich denken will. Da muß Er vielmehr Gott herzlich danken, daß Er Ihn hat den Irrweg noch in Zeiten erkennen lassen, damit Er einlenken und den rechten Weg betreten möge. Thut Er dieß nicht; so hat Ihm Gott die Gnade umsonst erwiesen, Ihm heute zurecht zu helfen, und dann ist Er selbst an Seinem Verderben schuld.

F. Aber wie lange werde ich noch zu leben haben?

R. Nun desto weniger soll Er säumen, die Zeit zu nutzen, da Ihm der Himmel noch offen steht. — „Ich habe,“ soll Er da denken, „nur allzuviel kostbare Zeit verloren, nur allzulange meinen Gott, der mich mit solcher Geduld getragen, auf meine Umkehr warten lassen. Es ist daher die höchste Zeit, mich endlich zu bekehren, daß ich nicht möge in meinen Sünden sterben und ewig verloren gehen.“ — Einmal schon ist Er, wie Er vorhin sagte, nahe daran gewesen. Gott aber wollte Ihm noch Raum zur Buße schenken, und hatte da schon einen Ihm unbekanntem Mann ersehen, den er einmal Ihm zusenden wollte, um Ihm den rechten Weg zu zeigen. Das ist nun heute geschehen; nun aber lasse Er sich's ja nicht umsonst geboten sein. Von



heute fang' Er an, recht ernstlich nach dem Himmel zu trachten; so wird's Ihm auch gelingen, und der Herr wird Ihn dann noch, wie einen Brand, aus dem Feuer reifen.

F. Ich will Ihnen folgen, lieber Herr! Ach Sie haben mir doch das Herz so weich gemacht, wie es in meinem Leben noch nicht gewesen ist. Das kommt ja wohl von Gott. Drum will ich nun auch folgen. Ich sehe nun wohl, daß ich den rechten Weg bisher noch nicht gegangen bin. Ich habe freilich so mit dem Haufen gelebt, und Sie werden wohl wissen, wie es da geht. — Ach! wenn mir nur noch zu helfen ist!

R. O Hilfe ist wohl da, mein lieber Freund; wenn Er Sich nur, so wie Er eben ist, mit wahrer Reue zu Jesu unserm Heiland wenden will.

F. Wie kann ich aber zu wahrer Reue kommen?

R. Zuvörderst muß Er sich die wahre Reue nicht so vorstellen, als wäre das eine Sache, womit man sich der Gnade Christi würdig machte. Auf die Art denkt Mancher, wenn nicht die Trauer über die Sünde auf einen gewissen Grad bei ihm gekommen, so dürfe er nicht hoffen Gnade zu finden, sei mithin ungeschickt, sich an den Heiland zu wenden. Aber so ist die Sache keinesweges gemeint. Ist das Mißfallen eines Menschen an sich selbst, und seine Reue über die Sünde nur so beschaffen, daß er sich nach der Hilfe Christi sehnt, wie sich der Kranke nach der ärztlichen Hilfe sehnt; so ist er für den Heiland gut genug; der immer nur ruft, wir sollen kommen; wie Er denn auch ausdrücklich spricht: „Wer durstig ist, der komme, und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst“ (Offenb. 22, 17.). „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen“ (Joh. 6, 37.).

Uebrigens aber rathe ich Ihm allerdings, daß Er Gott herzlich um Erleuchtung bitte, um Seine Sünde recht zu betrachten. Denn dieß ist auch eine Gnade von Gott, daß einer seinen geistlichen Schaden recht kennen lernt. Und dahin wird Gott Ihm auch helfen, wenn Er vor seinem Angesicht Sein Leben untersucht, wie es von Jugend auf gewesen ist. Sag' Er mir doch, hat Er vielleicht in Seiner Jugend gedient?

F. Ja, Herr. Da ich die Schule verließ, kam ich auf einen Hof, wo ich als Enke diente; dann habe ich

als Knecht bei mehreren Herrschaften und auch bei Fuhrleuten gedient.

**R.** Nun ja; da kann ich mir von Seinem Lebenslauf als junger Bursche schon eine Vorstellung machen. Man weiß, wie es auf großen Höfen geht. Da ist Er gleich unter einen rohen Haufen gekommen, und weil Er nicht in Seinem Christenthum gegründet war, ich meine, weil Sein Christenthum nur bloß etwas Gelerntes, nicht aber ein göttliches Werk in Seinem Herzen war; so hat Er da dem reisenden Strome nicht widerstehen können, hat mitgemacht, Gott aus den Augen gelassen, vergessen was Er gelehrt worden war, vergessen Sein theures Bundesgelübde, die Kirche und das Wort Gottes hintangesezt; und wie es nun geht, wenn ein junger Mensch, der ohne Gott lebt in der Welt, sich selbst überlassen ist, da wird geflucht, geschworen, Zoten gerissen, geschwärmt, gesoffen, Betrug und Diebstahl geübt, und außerdem noch andere Schande getrieben, wo von ich nicht gern rede.

**F.** Ach ja, Herr! es ist wahr. So ist es leider! gegangen. Um seine Seligkeit hat keiner Sorge getragen; das wäre da nur lächerlich gewesen. Auch hielt uns niemand dazu an. Die Herrschaft fragte ja selbst nach Kirche und Abendmahl, und Gott und seinem Worte nichts. Wenn wir nur unsere Arbeit thaten, so war es gut; ob wir Gott lästerten oder lobten, zur Hölle führen oder selig würden, das war der Herrschaft einerlei.

**R.** Ach ich weiß es wohl, wie unverantwortlich gewissenlos hier manche Herrschaften handeln. Sie werden aber auch eine schwere Rechenschaft dem geben müssen, dem auch die Seele des geringsten Dienstboten theuer ist, für welche er ja so gut als für die Großen gestorben ist. Indessen, lieber Freund! kann dieß für Ihn doch keine Entschuldigung sein. Er hatte ja das Wort Gottes; und sollte Ihn nicht Sein Gewissen auch zu Zeiten an Seinen Taufbund und an Sein feierliches Bundesgelübde erinnert haben? Hätt' Er es ernstlich gemeint, so konnte Er auch in dem Sodom, wo Seine Jugend verdorben ist, bewahrt bleiben. Nun aber wird Er wohl mit David beten müssen: „Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend“ (Ps. 25, 7.).

F. Ach ja, das will ich auch. Gott wird mich ja in Gnaden hören.

N. Ich kann mir nun auch denken, wie Er nachher, da Er als Knecht gedient, das wilde Leben wird fortgesetzt haben. Denn dieser Schlag von Menschen ist gewöhnlich ohne Gottesfurcht; ja Manche würden sich schämen, auch nur noch gottesfürchtig zu scheinen; sie thun im Gegentheil sich noch etwas zu Gute darauf, und meinen rechten Geist und Heldenmuth zu zeigen, wenn sie sich frech über christliche Zucht und Wohlstandigkeit erheben, und, den Geboten Gottes und allen Ermahnungen der Schrift und ihres Lehrers zum Trotz, nach ihren Lüsten thun. Da bleiben denn auch grobe Diebereien und Veruntreuungen nicht aus. Die bei den Pferden dienen, stehlen da wohl Getreide, und denken, das sei ja nichts, weil es die Pferde bekommen. Viele stehlen aber, um das Gestohlene zu verkaufen, und finden immer schlechte Leute, mit denen sie ihren Handel treiben, und die darum so strafbar sind, als sie, ja oft, wenn sie zum Diebstahl reizen, strafbarer noch. Ach! und wenn sich vollends die Knechte mit den Mägden verstehen, was kommen da für Sündengreuel vor! Und wie wird von dem jungen Volke der Sonntag hingbracht! Vormittag etwa geht man zur Kirche, aber wie? der Leib ist an der heiligen Stätte, aber das Herz ist in der Schenke, beim Tanzgelage, beim Sauf- und Spieltisch, und wer weiß wo sonst. Da hat denn freilich der Teufel gar nicht nöthig, dergleichen Leuten das Wort vom Herzen zu nehmen, wie unser Heiland sagt. Sie sparen ihm die Mühe, da sie entweder schlafen oder wenigstens nicht auf die Predigt hören. Wenn dann aber ja durch Gottes Gnade ihr Herz ganz unerwartet von einem Wort getroffen wird, was wird nun aus dem göttlichen Samen, der seine Frucht im Herzen bringen sollte? Ja, er wird, nach Verlauf von wenigen Stunden, in Grund und Boden zertreten; denn nun sind gleich die lustigen Kameraden da, nun geht es in das Wirthshaus, wo schon der Teufel alles bestell und darauf eingerichtet hat, daß keine Seele unverletzt davon kommen möge. Sieht man da das süßpige Tanzen und tolle Springen, sieht man die Eier der Spieler, und dabei das Pressen, Saufen, Schlagen, Raufen und dergl., so sollte man nicht anders meinen,

als daß eine Heidenrotte beisammen wäre, um da ihr Gözensest zu feiern. So geht's bis in die späte Nacht; und was zuletzt geschieht — das spricht kein züchtiger Mund gern aus. Das heißt den Sonntag feiern; — und an den christlichen Festen geht es wo möglich noch toller her. Da sind des Teufels Handlanger, gewinnlüchtige Schenkwirthe und Spielleute, voller Geschäftigkeit, das Gift des höllischen Seelenmörders, fein lecker zugerichtet, anzubieten, und der bethörte Hause drängt sich darnach, und kauft sich selbst den Tod, daß Satan seine Lust daran hat.

Prüfe Er Sich nun, lieber Freund! ob Er auch wohl an solchem Teufelsdienste Theil genommen hat.

F. Ach leider! leider! habe ich das.

R. Nun sieht Er! Alles das, und überhaupt, was Er sich irgend zu erinnern weiß, das Er sich wider Gottes Gebot erlaubt, oder worin Er Gottes Gebot unterlassen hat, muß Er vor Gott bekennen, und wissenlich nichts verbergen und bei Sich unterdrücken. Alles, was Er weiß, muß Er vor Gott ausschütten, besonders wenn der Herr Ihn selbst daran erinnert dadurch, daß Er über das und jenes eine Bestrafung in Seinem Bewußtsein bekommt, z. B. wenn Er Sich als Ehemann vergangen, als Hausvater an Seinen Kindern und Hausgenossen versündigt hat, vielleicht auch wohl an alten Eltern, die Gott Ihn zur Verpflegung übergeben.

F. Ach freilich, Herr! da muß ich mich auch über Vieles vor Gott strafbar finden. Es würde auch im Zeitlichen mit mir besser sein; hätt' ich in meinem Hausstande Gott vor Augen gehabt.

R. Ja wohl. Was wäre das nicht für ein schönes seliges Leben gewesen, wenn Er mit Seinen Hausgenossen die Wege Gottes gegangen wäre. Da hätte Er Seine Kinder selbst den Weg des Herrn gelehrt; hätte sie zur Schule und Kirche gehalten; und des Sonntags hätt' Er mit ihnen die Predigt wiederholt, mit Seinen Hausgenossen sich aus dem Worte Gottes erbauet, und dann mit Beten, Loben und Danken vergnügt in Gott den heiligen Tag beschloffen. Da wären die Sonntage für Ihn und für Sein Haus in Wahrheit Segenstage gewesen; — statt daß es nun verlorne und gemißbrauchte Tage sind, wovon Er mit den Seinen Unsegen hat. Ach es ist ja viel versäumt und viel verborben,

wenn ein Hausvater seinen Stand vergift, daß er nämlich seinem Hause als Priester Gottes vorstehen, die Seelen der Seinen als ihm vom Herrn befohlen achten, durch Wort und Werk zu Gott sie führen, insonderheit mit seinem Wandel für sie ein Licht sein soll. Schade! Schade! wo Er, mein Lieber, dieß unterlassen hat. Er konnte Sein Haus zu einer Wohnung Gottes machen; und dann wär' Friede und Segen darin gewesen, wie überall, wo Gott Regent im Hause ist. — Hat Er nun hier auch Sich verschuldet; so bringe Er reuevoll diese Schuld vor Gott; und ermahne Seine Kinder noch, daß sie Ihm hierin ja nicht nachfolgen möchten. Und dann tracht' Er mit desto größerem Ernst, Sein Licht vor denen leuchten zu lassen, die Er mit einem schlechten Exempel geärgert hat.

F. Ach wär' ich doch nur früher mit Ihnen bekannt geworden! Kein Mensch hat mir das so gesagt. O wie gering hat man die Sünde geachtet! — Nun sehe ich Greuel überall in meinem ganzen Leben, daß ich mich über mich selbst entsetzen muß. Denn, lieber Herr! Sie wissen noch lange nicht alles. Ach! in dem Fuhrmannsleben, da ist's erst wild und greulich zugegangen.

R. Nun ja, ich kann mir's denken; aber danke Er Gott, der Ihn aus Seiner Sicherheit nun hat erwachen lassen, daß Er erkennt, in welcher Gefahr Er schwebt.

F. Was soll ich denn aber thun, daß ich noch selig werde?

R. Jetzt, lieber Mann, da Er Seine Sünde erkennt, ist alles daran gelegen, daß Er gewiß in Seinem Herzen versichert werde, Gott habe Ihm alle die große Schuld vergeben.

F. Ach! wenn ich davon sollte Gewisheit haben!

R. Die ist zu finden, wenn Er sich nur in Gottes Gnadenordnung schicken mag. Vor allem warne ich Ihn, ja keinen Bann im Herzen zu behalten. Gott wird Ihm dieß und jenes zeigen, worin Er sich verschuldet hat. Wenn es nun etwas trifft, wovon Sein alter Mensch nicht gern sich trennen mag; da, Lieber! ja nur nicht die Sache leicht genommen oder gedacht, das könne wohl so große Sünde nicht sein — sondern aufrichtig Alles, es heiße wie es wolle, mit herzlichster Reue vor Gott gebracht. — Dann aber hüte Er Sich vor einem andern Fehler. Denke Er nicht, Er müsse sich nun durch das und jenes wieder schön bei Gott machen, und Seine vorigen Sünden damit bedecken. Zwar soll Er alles Böse von Sich thun, dagegen Gutes üben so viel Er

weiß und kann; insonderheit auch das Böse, was Er angerichtet hat, so viel an Ihm ist, zu ersetzen suchen, also kein ungerechtes Gut behalten, und keine Feindschaft zwischen Ihm und irgend einem Menschen bestehen lassen; aber aus dem allen soll Er nicht eine Decke für Seine Sünden machen, das heißt, Er soll nicht denken, daß damit Seine Sünde nun bei Gott zugedeckt sei, und Er Sich darum der Versöhnung mit Gott trösten könne.

F. Wie komme ich denn aber zur Versöhnung mit Gott?

R. „Christus ist die Versöhnung für unsere Sünde“ (1 Joh. 2, 2.). Wenn Er daher im Evangelio hört, daß Christus gestorben ist, der Gerechte für die Gottlosen (Röm. 5, 6.); daß Er uns geliebt hat, und sich selbst für uns dargegeben (Gal. 2, 20.); daß „wir haben in Ihm die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden“ (Ezech. 1, 7.): so muß Er Sich auf diese Worte mit einem herzlichen und zuversichtlichen Glauben verlassen, und ja nicht zweifeln, daß der Sohn Gottes auch Ihn geliebt, und auch für Ihn in Leiden und Tod dahingegeben, und auch für Seine Sünde die Versöhnung geworden ist. Wenn Ihm das durch den heiligen Geist im Herzen klar und gewiß geworden, dann glaubt Er wirklich an Jesum Christum; und wenn Ihm nun Seine Sünde vor Augen tritt und Seinem Gewissen bange wird; dann spricht Er: „Freilich, ich bin ein großer Sünder, und habe Zorn und Tod verdient; aber ich habe doch auch einen großen Heiland, der mich geliebt und alle meine Sünde als das Lamm Gottes getragen hat. Bin ich denn gleich mehr schuldig als ich bezahlen kann; so ist die Zahlung ja für mich an Christi Kreuz geschehen; — bin ich nach meinem Leben voller Unreinigkeit, so bin ich abgewaschen und rein durch das Blut Jesu Christi; bin ich durch das Gesetz verdammt, so heißt es: Christus ist des Gesetzes Ende, wer an Ihn glaubt, der ist gerecht“ (Röm. 10, 4.). Und weil ich denn aus Gnaden gerecht geworden bin durch den Glauben; so habe ich Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christ, und werde nicht gerichtet; denn es heißt Joh. 3, 18: „Wer an Ihn glaubt, der wird nicht gerichtet; — ja der hat das ewige Leben.“

F. Ach Herr! wie tröstlich lautet das! Wenn mir's nur immer einer so zurufen könnte!

R. Nun das wird auch geschehen, nicht von mir, oder sonst einem Menschen, sondern von dem heiligen Geist, der sich da als den rechten Tröster beweist. Sonst freilich ist der Glaube, der Ihm bisher so leicht geschehen hat, eine ganz unmögliche Sache. Vorher war's Ihm, als wäre Glaube das Leichteste in der Welt; nun aber wird es wohl in Seinem Innern heißen: „Ach wenn ich doch erst recht glauben könnte!“ Indes, wen Gott dahin gebracht, daß er die Sünde fühlt und nach dem Glauben sich sehnt; den wird Er nicht auf halbem Wege lassen, sondern durch den heiligen Geist wird solch ein Mensch auch weiter dahin kommen, daß in ihm eine göttliche Gewisheit von der Vergebung seiner Sünden und seinem Antheil an Christi Versöhnungstod entsteht, wo er dann nicht mehr zweifeln darf, daß er bei Gott in Gnaden sei.

F. Nun freilich, das muß wohl Gott den Menschen geben; wie könnte ein armer Sünder sonst dahin kommen?

R. Ja wohl, kein Mensch kann von sich selbst eine solche Glaubensgewisheit haben. Aber Gott giebt sie gern und wird sie Ihm auch schenken; nur muß Er zweierlei thun, erstlich das Wort Gottes gebrauchen; denn der Glaube kommt aus der Predigt, das Predigen aber vom Worte Gottes (Röm. 10, 17.). Und dann muß Er nicht unterlassen, sich im Gebet zu Gott zu nahen, und ihn um jede geistliche Gabe, die Ihm noch mangelt, demüthig und herzlich anrufen. Da gehe Er in die Einsamkeit, beuge seine Knie und spreche etwa:

„Ach, lieber Gott! Ich habe mich lange selbst betrogen, und gedacht, ich hätte Glauben genug, und brauchte nicht an meiner Seligkeit zu zweifeln. Nun aber hast Du mir die Augen aufgethan, daß ich erkenne, ich bin ein armer verlornen Mensch. Ich möchte nun gern glauben, und kann es nicht, wie ich denn höre, daß der Glaube nicht Menschensache, sondern dein Gnadenwerk im Herzen sei. O so gieb mir doch, mein lieber Gott! die Gnade, daß ich festiglich Deinem Worte glauben, und Deinen geliebten Sohn, den Du für unsre Sünden dahin gegeben hast, mit wahren Glauben annehmen, und auch als meinen Heiland von ganzem Herzen erkennen möge, damit ich auch in Seinem heiligen

Blut die Reinigung von meiner Sünde finde. Und Du, Herr Jesu! Du Anfänger und Vollender unsers Glaubens, laß Dich doch von mir armen Sünder erbitten, und vereinige Dich mit mir im Glauben, damit ich nicht in meinen Sünden sterbe, sondern, in Deine Gerechtigkeit gekleidet, auch Theil an Deinem himmlischen Reiche habe.“

Auf solche Weise, lieber Freund! mag Er Sein Herz ausschütten, was Ihn der heilige Geist schon lehren wird. Und könnte Er schon nicht viele Worte machen; so nimmt Gott auch Sein kurzes Seufzen: „Gott sei mir Sünder gnädig! — Heile mich, Herr! so werde ich heil; belehre mich, so werde ich bekehret“ gar wohlgefällig an; denn Er siehet ja auf das Herz, Er höret das Verlangen der Elenden und kann unmöglich unerfüllet lassen, was Er versprochen hat: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan“ (Matth. 7, 7. 8.).

F. Sie machen mir doch da rechten Muth, und ich fange nun an zu glauben, daß mir's doch noch gelingen soll; so böse und schlecht ich immer bin.

R. Ja, lieber Freund! da zweifle Er nur nicht, denn Gott macht Keinen reich, als wer sich arm und elend fühlt; und wer bei sich gar keinen Trost mehr findet und ganz zu nichts geworden ist; der eben wird, mit dem Heiland, Alles umsonst erhalten. Da denke Er nun einmal das Wunder! Das Allerhöchste, was es für Ihn zu wünschen giebt, nämlich vollkommene Vergebung aller Seiner Sünde, vollkommene Gerechtigkeit bei Gott, die Ehre Gottes Kind zu sein, der heilige Geist mit seinen Gaben, und das im Himmel bereitete Erbe der Auserwählten — alles das ist schon Sein, ist Ihm schon lange erworben; und daß Er's wirklich habe und genieße, verlangt Gott nicht etwa ein schweres Werk von Ihm, sondern Er soll Gott die Ehre geben und Seinen Worten glauben, daß Seine Gnade gegen Ihn weit größer als alle Seine Sünde sei (Röm. 5, 20.). Wenn Er das glaubt, weil der Sohn Gottes für Ihn gestorben ist; so ehrt Er Gott, wie er von Sündern geehrt sein will, und da ehrt Gott Ihn wieder und giebt Ihm den ganzen Reichthum seiner göttlichen Gnade, den Himmel und das ewige Leben gleich



jezt umsonst. Da muß Er nun nicht blöde sein. Denk Er da an das Gleichniß unsers Heilandes vom Abend- oder Hochzeitmahle, zu welchem allerlei schlechtes Volk, Krüppel, Lahme, Blinde, ja lieberliches Gesindel, das hinter den Zäunen lag, gerufen und eingeladen ward (Luc. 14, 16 ff.). — Hätten nun diese Leute gedacht:

„Wie kann das sein? Was sollte der König nach uns fragen, und wie sollte sich das schicken, daß solches Bettelvolk des Königs Gäste wären?“ — hätten sie so gedacht; so wären sie freilich nicht gekommen. Aber sie kamen, wie das Gleichniß sagt, und kamen, wie nun ein jeder kommen konnte, d. h. ganz in der elenden und jämmerlichen Gestalt, in welcher sie der königliche Bote gefunden hatte. Die Einladung muß' ihnen wohl außerordentlich lauten; aber da sie solche einmal als wahr befanden, so dachten sie: „Ei nun, will's denn der König nicht anders haben, und solche außerordentliche Gnade üben; — so wollen wir uns auch nicht bedenken, zu kommen.“ So kamen sie und wurden, Jeder mit einem Ehrenkleide geschmückt (Matth. 22, 12.), beim König eingeführt, und auf das herrlichste bewirthet. —

**F.** Ach, Herr! ich habe wohl oft das Evangelium von der königlichen Hochzeit gehört; aber so habe ich mir's noch niemals ausgelegt. Nun weiß ich aber, wie ich's verstehen soll. Ja, ich bin auch ein solcher Bettler, ein Krüppel, Lahmer und Blinder, ja ein Mensch, der zu dem schlechten Volke hinter den Zäunen gehört.

**R.** Wohlan! so hat Er eben auch die freundliche Einladung zum königlichen Hochzeitmahle bekommen. Was will Er thun? worauf will Er noch warten? Er ist verschmachtet, die Mahlzeit ist bereit, der Heiland wartet nur, daß Er komme, um sich von ihm erquickten zu lassen.

**F.** Ei nun! — so will ich ihn nicht warten lassen; bin ich ihm gut genug in meinem Sündenjammer, und hat er seinen Gefallen daran, so arme Bettler aufzunehmen; — ei, lieber Herr Jesu! da bin ich auch und glaube gewiß, Du hast für mich auch einen Platz.

**R.** So recht, mein Lieber! Nicht wahr? Er merkt schon, daß es Ihm wohl im Herzen wird.

**F.** In meinem Leben ist mir's noch nicht so wohl gewesen. Ich wollte, der Heiland wäre da; so wollte ich vor ihm niederfallen und seine Füße küssen.

R. Nun er ist wirklich da, obschon wir ihn nicht sehen. Die Füße ihm zu küssen ist freilich jetzt nicht möglich, dazu wird's Zeit sein dort, wo wir zu ihm kommen und ihn sehen werden, wie er ist.

F. O wäre ich schon dort!

R. Geduld, mein lieber Mann! Es wird die Zeit schon kommen, und schicke Er sich nur alle Tage darauf an. Sag' Er mir doch: hat Er wohl jetzt den Heiland herzlich lieb?

F. Ach, Herr! ich kann's nicht sagen; — aber ich habe ihn so lieb, daß ich gern für ihn sterben möchte.

R. Aber wenn nun die Welt Ihn wieder lockt, den vorigen Weg zu gehen?

F. Nein, Herr! ich weiß nun, was die Sünde ist; ich weiß aber auch, wer mein Herr Christus ist; dem will ich dienen, dem will ich leben und sterben.

R. So ist es recht. Nur, lieber Mann, bedenke Er, Er ist noch in der Welt; und die Welt wird sich von nun an erst recht an Ihn setzen. Auch der Satan wird nicht müßig sein, Sein Kleinod Ihm zu rauben. Sei Er darum auf Seiner Huth! Vergesse Er nicht die Gnade, die Ihm geschehen ist; und halte Er fest an Christo, der Ihn errettet hat von der Finsterniß, und der Ihn auch bewahren muß, wenn Er nicht wieder fallen und tiefer sinken soll. Darum weide und stärke Er sich im Wort des Herrn, und dabei gehe Er mit dem unsichtbaren Freunde also um, als sähe Er ihn, sag' Er und klag' Ihm alles, was Ihm fehlt und suche Alles, was Er braucht, bei Ihm. So wird das neue Leben in Ihm je mehr und mehr gedeihen; und dann wird auch Sein Wandel vor der Welt es zeigen, wem Er nun angehört.

F. Das helfe mir Gott. Ach! wäre ich nur erst dort! Ich traue mir selber nicht in dieser bösen Welt.

R. Gott bewahre Ihn auch, daß Er sich jemals trauen sollte; da wär' es schon vorbei. Er kann auch jetzt, sobald Er Christum aus dem Herzen läßt, nichts weiter als Sünde thun, und ist auch vor dem größten Fall nicht sicher. Darum bleibe Er in der Demuth. Da ist Er sicher, wie das Kind, das, weil es seine Schwachheit fühlt, nicht ohne die Mutter gehen mag; so muß auch Er beständig, wie ein schwaches Kindlein, sich an Christum halten; was auch der Heiland mit

den Worten meint: „Bleibet in mir — wer in mir bleibt, der bringt viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts thun“ (Joh. 15, 4. 5.).

F. Nun Herr! das ist mein ganzer Sinn.

R. Noch Eins muß ich Ihm sagen. Wenn Er nun anfängt in Seinem Wandel es zu zeigen, daß Christus in Ihm lebt; so muß Er ja nicht denken, die Leute sollen sich freuen, daß Er ein anderer Mensch geworden ist. Wo freilich Kinder Gottes sind, die werden, mit den Engeln, gar innige Freude haben, daß Er, ein armes irrendes Schaf, zu Seinem Hirten gekommen ist. Und von der Welt, die auf dem breiten Wege wandelt, wird auch wohl Mancher, dem's gegeben wird, sich an Ihm spiegeln und erbauen; so daß Er wohl Sich trösten darf, mit Seinem Lichte Den und Jenen, den Er vielleicht nicht kennt, voranzuleuchten. Aber darauf muß Er auch gefaßt sein, daß es Ihm an Spott und Schmach, an Verläumdung und Lästerung nicht fehlen wird. Der Heiland hat das allen seinen Jüngern vorhergesagt: „Ihr müßet,“ spricht er, „gehasset werden um meines Namens willen“ (Matth. 24, 9.); und der Apostel spricht: „Alle, die gottselig leben wollen in Christo, müssen Verfolgung leiden“ (2 Tim. 3, 12.). Das ist das Kreuz, was wir mit Christo tragen müssen; denn „der Knecht,“ sagt Er, „ist nicht größer als der Herr“ (Joh. 13, 16.); und so dürfen wir nicht verlangen, es hierin besser als Er zu haben. Darum, wenn Seine sonstigen guten Bekannten von nun an Lasterer werden; ja wenn Er in Seiner eigenen Verwandtschaft Widerspruch findet, das lasse Er Sich nicht wundern; denn „des Menschen Feinde,“ sagt der Heiland, „werden seine eigenen Hausgenossen sein“ (Matth. 10, 36.). — Aber „selig,“ spricht er weiter Matth. 5, 11. 12. „selig seid ihr, so euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen, und reden allerlei Übels wider euch; so sie daran lügen; seid fröhlich und getrost, es soll euch im Himmel wohl belohnet werden.“ — Wenn Er also dieß alles nun auch erfahren sollte; so muß Er ja darum nicht böse auf die Menschen sein; sondern danken muß Er's

dem Herrn, daß Er Ihn würdigt, um feinetwillen ein wenig Schmach zu leiden, dabei für Seine Widersacher beten: „Vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun! Erbarme dich ihrer und bringe sie auch dahin, daß sie, errettet, deinen Namen preisen!“ So muß Er es beweisen, wess Geistes Kind Er ist, durch Liebe gegen alle Menschen, auch gegen Widersacher und Feinde; und immer dabei bedenken: wer war ich? wer würde ich sein, wenn mich die Gnade nicht gerettet hätte?

F. Ich danke herzlich, lieber Herr! für diese gute Lehre; so wie für Alles, was Sie heute mit mir gesprochen haben. Sie sind mein Engel gewesen; — Gott vergelte es Ihnen noch an jenem Tage und durch die ganze Ewigkeit!

Hier reichte Herr G. dem neuen Bruder in Christo, mit Thränen der Freude in den Augen, die Hand, versicherte ihn seiner innigen Liebe, und wie er seiner stets in seiner Fürbitte vor dem Herrn gedenken werde. Noch dies und jenes gute Wort, wie es der Herr gab, wurde zwischen den Beiden gewechselt; dann schieden sie mit Rührung von einander in froher Hoffnung, einst vor dem Throne des Lammes einander mit Freuden wieder zu finden.

---

2.

## Die vergängliche Lust der Welt.

---

Je aufrichtiger wir uns zum Heiland bekennen, desto größer wird auch die Schmach, die wir von der Welt erfahren müssen. Wenn du sprichst: „Tanzen, Spielen und Lustigleben ist Sünde!“ — so lachen dich die Leute aus und sprechen: du wärst ein Narr geworden. Denn sie haben ja schon das saubere Sprüchwort ausgedacht: „Wer nicht mitmacht, der wird ausgelacht.“ — Aber laß dir es nur Ernst sein, deinem Heiland anzuhängen und Ihm nachzufolgen: Er wird dir gewiß vergelten. „Selig seid ihr“ — spricht Er ja selbst — „wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähren und verfolgen, und reden allerlei Uebels wider

euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden. Denn also haben sie verfolget die Propheten, die vor euch gewesen" (Matth. 5, 11. 12.). Das Ende muß es ausweisen, wer am besten gewählt hat. Wenn wir sterben sollen, dann kommt es darauf an, ob wir ruhiger sterben können, wenn wir gespielt, getanzt, gezecht und lustig in die Welt hinein gelebt haben — oder ob sichs besser stirbt, wenn wir ein stilles, gottseliges und andächtiges Leben geführt haben. — Ein Mensch, der sehr lustig und ausschweifend gelebt hatte, ward krank, und erwartete seinen Tod. Da fragte ihn der Beichtwater, ob er nicht die Musikanten verlange, und etwa sich noch mit seinen Zechbrüdern einen fröhlichen Tag machen wolle? Denn er hatte auf dem Tanzboden immer gejubelt: „Lustig gelebt und selig gestorben, das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben.“ Dieser arme Mensch war höchst unglückselig und nahm ein schauderhaftes Ende. — Ein anderer aber, der Gott immer getreu gewesen war, und die Lust der Welt geflohen hatte, beschäftigte sich gern in seiner Krankheit mit dem, womit er sich in den Tagen der Gesundheit beschäftigt hatte — nämlich mit Gebet und Andacht zu Gott. Er konnte auch ruhig und heiter sterben — denn die Schrift lügt nicht, wenn sie spricht: „Selig sind, die in dem Herrn sterben, denn der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach.“ — Darum, wenn wir uns auf unserm Sterbebette mit Wohlgefallen an unsere Lebensart erinnern können, so ist das ein sicherer Beweis, daß sie Gott wohlgefällig war. Macht uns aber die Erinnerung daran Angst und Schrecken, so ist es gewiß, daß wir nicht Gottes Werke, sondern des Teufels Werke getrieben haben. Ach Herr, hilf, daß wir ablassen von aller weltlichen und eülen Lust und nur unsere Freude in Dir suchen, damit wir einmal selig in Dir sterben können. Amen.

3.

Heute, so ihr des Herrn Stimme höret, so  
verstocket eure Herzen nicht.

Ein Handwerksbursche führte ein sehr lieberliches und lasterhaftes Leben. Er ergab sich der Trunkenheit, ging die Wege der Wollust und schwärmte manche Nacht in den Wirthshäusern umher. So hatte er auch einst die Nacht vom Sonntage zum Montage mit den Werken der Finsterniß hingebacht. Erst mit anbrechendem Morgen kehrte er aus den Sündenhäusern zurück. Da begegnet ihm unterwegs der Nachtwächter, welcher eben die Stunde meldet und dabei den Vers singt:

Wach auf, o Mensch, vom Sündenschlaf,  
Ermuntre dich, verirrtes Schaf,  
Und bessere bald dein Leben!  
Wach auf, jetzt ist es hohe Zeit!  
Es rückt heran die Ewigkeit,  
Dir deinen Lohn zu geben.

Der Handwerksbursche hört, er steht wie vom Donner gerührt. Eine Empfindung, wie er sie seit dem Abschiede aus dem elterlichen Hause nicht hatte, bemächtigt sich mit unwiderstehlicher Gewalt seiner Seele. In diesem Augenblicke kommt einer von seinen Mitgesellen, ein guter Mensch, daher, der diesen Morgen verreisen wollte. Er sagt zu jenem:

„Hast Du's gehört, Bruder, was der Wächter sang?“

„Ja,“ — antwortete jener — „nicht bloß gehört habe ich's, wie ein Schwert ist's mir ins Herz gegangen. Gott stehe mir bei, heute habe ich das letzte Mal die alten Sündenörter besucht. Es soll anders werden. Herr Jesus, wie habe ich bisher gelebt! Gnade, Gnade, Gnade, mein Gott!“

Wirklich hatte den Menschen dieser Vorfall zur Besinnung gebracht. Der Vers war mit Flammenschrift in sein Herz geschrieben. Er wendete sich zu Gott und unter seinem Beistande änderte er Sinn und Wandel.

Erkenne, mein Leser, in dieser Geschichte die sichtbarsten Spuren dessen, der nicht will, daß Jemand verloren gehe, sondern daß Allen geholfen

werde. Wie muß sich alles zur Rettung des Unglücklichen vereinigen. Daß er gerade um diese Zeit von seinen Ausschweifungen nach Hause kehrt, daß er dem Nachtwächter begegnet, daß dieser eben ruft, gerade unter tausend andern diesen Vers singt, daß der Gesang das Herz des Verirrten ergreift, daß sein Mitgeselle diesen Morgen, diese Stunde verreist, auch denselben Weg kommt und in der Nähe des Nachtwächters mit ihm zusammentrifft, daß er endlich gerade diese Anrede wählt — kurz, alle diese kleinen aber wichtigen Umstände konnte nur die höchste Weisheit und Liebe so veranstalten und leiten.

Auf ähnliche Art sucht die Gnade des Herrn oft Verirrte zu sich zurückzuführen. Begebenheiten und Umstände werden von ihm so gelenkt, daß Lasterhafte zuweilen dadurch ganz besonders gerührt und von dem Wege des Verderbens zurückgebracht werden. Er läßt sie mit einer frommen Person zusammentreffen, läßt sie ein christliches Buch in die Hände bekommen, läßt sie eine eindringliche Predigt hören, oder ihnen eine schöne, kräftige Bibelstelle besonders zu Herzen gehen. — Diese und andere Winke zur Umkehr giebt der Erbarmende, in größrer oder geringrer Anzahl, jedem Verlorenen. Das zeigt jedem sein eignes Leben und die Geschichte Andreer. Ach, daß doch alle Verirrte solchen Aufforderungen des Herrn zur Buße folgten!

O, welche Freude würde dann sein vor den Engeln Gottes im Himmel!

---

4.

### Ein schöner Nieder=Vers rettet einem Unglücklichen das Leben.

---

Ein Bürger in einer kleinen Stadt, der sonst Arbeit vollauf hatte, und in schönem Wohlstande lebte, war durch mancherlei unverschuldete Unglücksfälle gänzlich verarmt. Dahin war nun sein Frohsinn, dahin seine Zufriedenheit. Unzeitige Scham vor der Welt und bange Sorgen wegen der Zukunft trübten und verbitterten ihm jeden Tag, jede Stunde. Er fürchtete sich gleichsam vor dem Anblick und der Gesellschaft von Menschen, und lebte

ganz in sich gefehrt. Des Nachts warf er sich unter Seufzern und Klagen schlaflos auf dem Lager umher. Sein Wismuth und Trübsinn ward endlich zur Verzweiflung. „Was sollst du noch länger dich martern,“ dachte er, „und am Ende ein Spott vor der Welt werden!“ Er beschloß seinem Leben selber ein Ende zu machen. Noch finstrier und mürrischer, als vorher, befestigte sich der Unglückliche und Verirrte je länger, je mehr in seinem schrecklichen Vorfaße. Tag und Stunde zur Ausführung wurde festgesetzt. In den Wasserfluthen wollte der Verzweifelte sein Leben endigen. Schon ist er auf dem Wege, schon am Flusse, schon schwebt er am Abgrunde des ewigen Verderbens. Da erbarmte sich Gott noch seiner unsterblichen Seele, er suchte ihn zu sich zurück zu führen, wie ein treuer Hirte sein verlornes Schaf sucht, bis daß er's findet. Noch ein Mittel brauchte der Allmächtige und Allgütige, den Armen auf andere Gedanken zu bringen. Denn als der Verzweifelte am Wasser auf- und abging, um einen Ort zu suchen, wo es tief genug wäre, mußte es sich so schicken, daß gerade gegenüber ein Landmann bei seinem Pfluge anfing zu singen:

Auf meinen lieben Gott  
 Frau ich in Angst und Noth;  
 Er kann mich allzeit retten  
 Aus Trübsal, Angst und Nöthen;  
 Mein Unglück kann Er wenden,  
 Es steht in Seinen Händen.

Wie von einer unsichtbaren Hand ergriffen, blieb der Verzweifelte stehen und horchte. Ein Strom von Thränen stürzte ihm aus den Augen, mit einem Male ward es wieder hell in seiner Seele, er erkannte die schwere Sünde, welche er eben begehen wollte. „Wie sollte ich ein so großes Uebel thun, und wider den Herrn, meinen Gott sündigen!“ So sprach der Verirrte, gab sein böses Vorhaben auf, ging, ergeben in Gottes heiligen Willen, nach Hause, kehrte zu dem Herrn zurück und schloß sich fest an ihn an. Der gute Vater im Himmel, welcher ihn so wunderbar vom ewigen Verderben errettete, half ihm bald gnädig auch aus seiner zeitlichen Noth, und bestätigte fernerhin an ihm die Verheißung: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen.“



5.

Gedanken eines Sünders, der zur Besinnung gekommen.

So alt in der Welt geworden, und noch nicht angefangen zu leben? — Schrecklicher Gedanke! und er dringt sich mir ohn' Unterlaß auf, und läßt mich nicht zur Ruhe kommen. Was kann's auch helfen, daß ich mir länger die Wahrheit verhehle? Ja es ist wahr, entfesslich wahr, mein ganzes bisheriges Leben ist kein Leben zu nennen. Denn was ist es anders, als eine Reihe von Jahren, verträumt in Eitelkeit, verschwendet in thörichten Bestrebungen, schändlich gemißbraucht im Dienste der Sünde. — O ich Elender, wie verabscheue ich mich selbst, und wie erschrecke ich vor dem Tage, wo es heißen wird: „Thue Rechnung von deinem Haushalten!“ Wer weiß, wie lange ich noch hier Haushalter bin? Noch lebe ich auf der Erde; aber ich stehe da gleich einem Baume, der noch nie eine Frucht gebracht. Wie, wenn das Urtheil „weg mit ihm! haue ihn ab!“ schon über mich gesprochen wäre? Gerechter Gott! ich stehe schon im Geiste vor deinem Gerichte. Die Sünden meiner Jugend, die verschmäheten Heimsuchungen deiner Gnade, die schweren Schulden, die ich bis auf den heutigen Tag über mich zusammengehäuft habe — ach wie schrecklich treten sie mir jetzt vor die Augen, wie verdammen sie mich schon, noch ehe du selbst über mich das Urtheil gesprochen. Unseliger Zustand! — Und ich selber hab' ihn mir bereitet. Umsonst ist es, daß ich mich zu entschuldigen suche. Zu lange habe ich das in der verderblichsten Verblendung gethan. Ach warum habe ich nicht früher die Augen geöffnet, meine Schande gesehen, meine Verworfenheit betrachtet? Nun so geschehe es denn jetzt. — Weg ihr Blendwerke alle, ihr falschen Vorspiegelungen, die ihr so lange meine Verführer waret! Schweige du Eigenliebe in mir und du stolzer Dünkel in des Herzens Tiefe. Aber du mein erwachtes Gewissen, du unparteiischer Richter in meinem Innersten rede jetzt laut, ich will dich hören, erhebe deine Schreckensstimme, ich will schweigend mein Urtheil vernehmen.

Ach ja, du redest schreckliche Wahrheit. Ich kann's nicht leugnen, schon meine frühe Jugend war der Sünde geweiht. Verlassen hatt' ich schon den Weg der Tugend, verdorben war mein Herz schon an dem Tage, wo ich mich dir, mein Gott, zu ewig treuem Dienste feierlich ergeben sollte. Da stand ich an deinem Altare leichtsinnig, zerstreut, verhärtet, ohne Gefühle von der Bedeutung der heiligen Handlung. Mit einem Kaltfinn, der meine Schande in alle Ewigkeit ist, sprach ich das heilige Gelübde ewiger Treue aus, um es noch an demselben Tage zu brechen. — Gott! wie bewundere ich deine Langmuth, daß du mich nicht da gleich von der Erde vertilgst. Aber ich sollte noch tiefer sinken, und mein großes, mein entsetzliches Verderben sollte sich noch weiter entdecken. Nie hörtest du auf, mein Gott, mir wohl zu thun, und eben die Jahre, die ich am meisten durch schändliche Sünden entweihete, hast du am meisten durch ungewöhnliche Gnadenerweisungen ausgezeichnet. Aber ich war blind und taub, kein besseres Gefühl drang in mein Herz, ich schwelgte in deinen Wohlthaten und lästerte dich durch meine Sünden, und empörte mich frech wider deinen heiligen Willen. Du züchtigtest mich, — ja du guter Vater! — auch das thatst du an mir — du züchtigtest mich, aber — ich blieb verstockt. In sündlichen Freuden such' ich oft den heilsamen Schmerz zu betäuben, und so ward deine Züchtigung, die mir zum Heile gereichen sollte, ein Fallstrick für mich. Doch öfter, — mit bitterer Wehmuth gestehe ich's, Herr! — öfter sprach deine warnende Stimme auch laut zu meinem Herzen, und ich erfuhr gar manche Heimsuchung von deiner rettenden Gnade. Noch gedenke ich einer einsamen Stunde, wo mir ein Licht von oben in die Seele fiel, daß ich lebendig mein Verderben erkannte, und unter Thränen der Reue die heiligsten Vorsätze faßte. Ach wäre ich da doch dir gefolgt, mein Gott! so stünde ich jetzt schon zwanzig Jahre im Genusse deiner Gnade, wie viele Sünden hätt' ich mir erspart! wie weit wär' ich dann jetzt im Guten gefördert! Noch mehrere Male, wenn ich mich ganz verloren hatte, bekam ich Licht von dir, Erweckung für mein ganz erstorbenes Herz. Durch Worte der Predigt, die du mir eindringlich machtest, durch auffallende Hilfe, in welcher ich deine Hand erkannte, hast du gar manches Mal, Erbarmender! mein Herz gerührt, und mich Sünder zu

dir gezogen. Und das alles — o Gott! wie schwer drückt dieser Vorwurf mich! — das alles war an mir vergebens. Ich vergaß im Leichtsinne meiner heiligsten Vorsätze wieder. Sauer ließ ich mir's werden, der Welt zu gefallen, und dein Wohlgefallen, du Höchster! das galt mir nichts. Du botest mir deine Freuden, und ich verachtete sie, und griff begierig nach den elenden Freuden der Welt, du botest mir das Leben, und ich wählte den Tod. Ja den Tod — das ist der Lohn der Sünden, das habe ich nun mit jahrelangen Sorgen und Anstrengungen mir zum Lohne erworben — den Tod; denn nichts anders ist mein jetziges Leben. Die Welt ergötzt mich nicht mehr, und höhere Freuden habe ich nicht. Mein Herz ist kalt wie Eis; meine Seele schwach und wie gelähmt, daß sie sich über die Erde nicht zu erheben vermag. Ich fühle schmerzlich die Folgen meiner Sünden und ich seufze ohne Trost, — ich rufe zu dir, aber du hörst nicht; ich möchte dich nun kennen, aber du verbirgst dich mir; ich möchte dich lieben, aber mein Herz ist todt, und lieben kann es nicht mehr; ich möchte abwerfen das Sclavenjoch der Sünde, und ich fühle mich ohne Kraft; ich wünschte in der Verzweiflung, daß mein Ende käme, und ich fürchte über alles den Tod, und kann nicht ohne Grauen an den Tag der Vergeltung, an Gericht und Ewigkeit, denken. — Gerechter Gott! so bin ich denn ganz von dir verstoßen? so ist gar keine Rettung für mich? Ach Gnädiger, du hast ja, als ich noch schändlich mich durch Laster besetzte, so viel Huld an mich verschwendet, und konntest mich doch schon da vor deinem Angesichte vertilgen. Hast du denn jetzt keinen Blick der Gnade für mich? Siehe ich bin ja doch dein armes unglückseliges Geschöpf, und mein Vater bist und bleibst du doch, wenn ich schon des Kindesnamens nicht würdig bin. — O Vater siehe, wie ich vor Angst vergehe, wie ich im quälendsten Schmerz mich vor dir winde, wie ich so ängstlich seufze, daß aus dem Meere deiner Gnade nur ein einziger Tropfen mein schwachtendes Herz erquickte. — Ach des unaussprechlichen Elends, in welches mich die Sünde gestürzt! So viele Jahre — ach so viele kostbare Jahre verloren, und wer weiß, wie wenig Schritte noch vom Grabe. Wie nütze ich noch die ungewisse Zeit meines Daseins hier auf Erden? Ich Verworfenener, kann ich auch wohl zu meiner Rettung etwas thun? — Mein Gewissen sagt mir: ich

soll das Böse meiden, soll Gutes thun, und endlich fruchtbar werden in Werken, die dir gefallen. — Ja freilich muß ich das, sonst ist das längere Leben mir zur Strafe, und zur Vermehrung meiner Verdammniß geschenkt. — Aber eben hier fühl' ich mein ganzes entsetzliches Elend. Vergebens spricht man zu dem tödtlich Erkrankten: stehe auf, und isß und trink, und treibe hurtig deine Geschäfte! der Unglückliche kann es ja nicht — und so hab' auch ich keine Kraft in mir, den heiligen Willen Gottes zu thun, und so zu leben, daß ich vor ihm bestehen kann. Und gesetzt, ich könnte es, macht denn das heiligste Leben, das ich nun führen möchte, nur eine einzige meiner Sünden gut? kann ich, mein Gott! wenn ich auch von nun an alle deine Gebote hielte, mir irgend etwas damit verdienen? — Muß nicht vielmehr alles Gute, was mir nur möglich ist, ohnehin geschehen, wenn ich nicht neue Schulden über mich häufen will? O weg mit dem vermessenen Gedanken, als stünde meine Rettung noch bei mir! Nein du gerechter Gott! ich fühle es tief, daß ich verloren sein muß, wenn ich mir selber helfen soll. Ich kann nichts — ach ich kann gar nichts weiter, als mein Sündenleben verfluchen, mich im Staube winden vor dir du Heiliger, und in der Angst meines Herzens, wie jener Zöllner seufzen: Gott sei mir Sünder gnädig! —

So schrieb ich vor einigen Jahren in einer mir ewig unvergesslichen Stunde. Gott! wie war mir da zu Muthel und heute — wie seelenruhig, wie innig froh, wie selig bin ich! — freilich nur zu wahr ist alles, was ich damals unter Seufzen und Thränen bekannte, ich fühle noch immer den furchtbaren Sinn der Worte: „Der Tod ist der Sünden Sold!“ ich verabscheue mein Sündenleben noch eben so stark, ja wo möglich noch viel stärker, als ich es damals that. Aber das Grauen vor Gottes Gerichte, vor dem Tage der Rechenschaft, das ist hinweg, und mir ist so wohl zu Muthel, wie es dem Schuldner sein mag, wenn ihm die ganze große Schuld geschenkt worden ist. — O mein göttlicher Erbarmen, mein Heiland und Erlöser, wie hast du mich so selig gemacht! — Längst wußte ich von dir, aber ich kannte dich nicht — ach sogar verkannte ich dich! Nun hast du mich mit deinem Lichte erleuchtet, meine Vergehungen, so groß sich waren, haben nicht deinem Erbarmen mit mir Schranken gesetzt. Ja,

wunderbare Gnade! die ich zu preisen niemals müde werde — meine Vergehungen, die von dir für immer mich scheiden sollten, sie mußten die Ursache werden, daß ich dich kennen, und an dich glauben lernte. — Ja ich kenne dich nun, mein Heiland, weiß es nun, so groß ist dein Erbarmen mit sündigen Menschen, daß du gern auch solche Sünder wie mich noch selig machst. Wie gut verstehe ich jetzt den Ausspruch deines Apostels: „das ist je gewislich wahr und ein theures werthes Wort, daß Jesus Christus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der Vornehmste bin.“ — Freilich habe ich noch manchen Kampf bestehen müssen, freilich hat mein ungläubiges Herz nicht selten gezweifelt, und die Wahrheit deines Wortes, ach sie schien sich oft in dichten Nebel einzuhüllen. Doch du, treuer Heiland, ließest mich nicht auf halbem Wege. Du kamst dem schüchternen Glauben zu Hilfe, du schenkest mir Gnade, daß ich nicht müde ward zu beten und zu forschen und zu kämpfen, und endlich ließest du mir das Licht der Wahrheit leuchten, endlich schenkest du mir den Glauben, der jetzt meine ganze Seligkeit ist. O welche Wonne für mich, daß ich es nun zuversichtlich glaube, du Herr, du habest meine Sünden getragen, habest aus lauter Liebe zu mir dich selbst für mich zum blutigen Opfer gebracht, habest mit deinem Tode mir das Leben erworben. Das — das ist Beruhigung für das Herz, das hat mir einen Frieden gegeben, der über alle Vernunft ist. Wohl mir, ich glaube an dich, ich glaube, daß du bist die Versöhnung für meine Sünde und daß du selig machen kannst alle, die durch dich zu Gott kommen. Und weil ich diesen Glauben habe, darum — so versichert es mich dein Wort — darum bin ich gerechtfertigt, und habe Frieden mit Gott. Mein Glaube an dich tilgt alles Verdammliche an mir, macht mich zu Gottes Kinde, zum Erben ewiger Herrlichkeit. —

O wie ist's nicht eine so wunderbare Sache: an dich, mein Heiland, glauben! dieser Glaube — er ist das Leben des Geistes, ohne ihn ist man todt, mit ihm hat man Licht und Kraft, Liebe und Hoffnung. Mit ihm ist man stark in der Schwachheit, muthig in der Demuth. Das ist der Welt ein Geheimniß und sie versteht es nicht. Denn der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Thorheit, und er kann's nicht begreifen; denn es will geistlich gerichtet sein. — Ach die

armen Verblendeten, die den Glauben an dich lästern können! Vergieb ihnen, Herr, sie wissen nicht was sie thun! Laß sie noch alle dich erkennen, führe sie alle dahin, daß sie im Glauben an dich die Seligkeit schmecken, deren mich deine Gnade gewürdigt hat. — Herr, mein Gott! magst du mir alles nehmen, was ich durch deine Huld im Zeitlichen habe; aber erhalte mir meinen Glauben, mehre ihn immerfort in mir, und laß mich durch denselben auch noch die Schrecken des Todes bestegen!

6.

**Gott sorgt für Trost, wenn wir desselben bedürfen.**

Als die Preußen im Jahre 1813 sich von allen deutschen Völkern zuerst gegen Frankreich erklärten, handelten alle ihre öffentlichen Blätter und Verordnungen besonders von den Maßregeln des Landsturms. Wenn der Feind sich näherte, sollte man die besten Sachen weiter ins Land schaffen, das übrige verderben, und dann Haus und Hof verlassen. Nicht weit von der Grenze des ehemaligen Königreichs Westphalen, einige Meilen von der Elbe, wohnte ein Arzt, dessen Gattin von Natur sehr schüchtern und ängstlich war. Jetzt hörte sie bei Mückern im April 1813, etwa drei Meilen von ihr entfernt, die Kanonen. Die Franzosen waren aus Magdeburg ins Preussische eingerückt. Man kann sich denken, wie den benachbarten preussischen Ortschaften mag zu Muth gewesen sein. Immer heftiger ward der Kanonendonner. Zusammengepackt hatte auch die Frau des Arztes ihr Bestes, und Beide waren nun voll banger Erwartung, wie das Treffen sich endigen werde. Um irgend etwas Beruhigendes zu erfahren, und dann seine geliebte Gattin aus der Angst zu reissen, eilte der Mann nach der Post, wo von Zeit zu Zeit Stafetten meldeten, wie es beim Heere stände. Hier fand er, o wie zu rechter Zeit! folgende treffliche Denkmünze: Auf der einen Seite ist eine Taube abgebildet, die zwischen Gewitterwolken und zukenden Blitzstrahlen ängstlich und wie verschüchtert hin und her

flattert, unter ihr empörte Meereswogen, über ihr ein schwarzes Wolkenheer. Die Umschrift aber auf dieser Seite ist: „Wo soll ich fliehen hin?“ — Auf der andern Seite sieht man wieder das Meer, aber ein hoher Fels mitten darin, und auf diesem Felsen der Gekreuzigte, wie er auf Golgatha starb, mit der Umschrift als Antwort auf die vorige Frage: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ!“ — Wunderbar gerührt, tauschte sich der Arzt diese schöne Goldmünze ein und brachte sie sofort seiner Gattin. Auch sie ward durch dieselbe so gestärkt, daß sie ruhiger und ergebungsvoller ihrem nächsten Schicksale entgegen sah. Das Treffen fiel zu Gunsten der Preußen aus, und so war denn diesmal die Angst vergebens gewesen. Gott hat überhaupt die ganze Familie behütet. Das erkennt sie selbst mit dankbar gerührtem Herzen. Jene für sie so wichtige Münze soll zum ewigen Andenken an göttliche Tröstungen und Rettungen aufbewahrt und als Familienstück auf ihre Nachkommen fortgeerbt werden. Du aber, mein Leser, besonders wenn du in großen Gefahren schwebst, und von mannichfachen Leiden und Schmerzen bestürmt, ebenfalls ängstlich fragst: „Wo soll ich fliehen hin?“ o sprich auch du mit entschiedenem Sinn: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ!“ — Bei ihm, ja bei ihm allein hat noch immer das bange leidende Herz Rath, Trost und Hilfe gefunden.

Niemand jemals verlassen ist,  
Der getrauet hat auf Jesum Christ.

Du auch, der du von lieblosen Feinden oft bitter gefränkt und beleidigt, oder grausam verfolgt wirst, und verlassen von menschlichem Schutz und menschlicher Hilfe auf dieser weiten Welt gleichsam wie eine verschüchterte einsame Taube ausruffst: „Wo soll ich fliehen hin?“ — O besinne dich, und bete zu deinem barmherzigen Heiland: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ!“ — O wie wird er dich, gleich einer mütterlichen Henne unter seine schirmenden Flügel sammeln! O wie wird er dein treuester, dein einziger Freund schon hier auf Erden sein!

Du auch, der du bei dem Gedanken an deine vielen, ach! vielleicht großen Versündigungen zagst und zitterst, und den Strafen des gerechten Gottes angstvoll entgegen siehst; du, der du bisher gegen gewisse Sünden vergebens gekämpft hast, weil ihr allzumächtiger Trieb

dich immer außs neue zur Wiederholung und Vermehrung deiner Schuld hindrängte; der du nun an deiner eigenen Kraft zu ihrer Tilgung und zur Befiegung deines Sündentriebes verzagst und rathlos umherblickst, und fast verzweifelnd fragst: „Wo soll ich fliehen hin?“ — D sprich auch du: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ!“ — Er ist der rechte Tilger unsrer Missethat! Er ist der einzige Erlöser aus der Knechtschaft der Sünde! Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei. Zu ihm also wende dich stehend um Beistand, Stärkung, Erlösung!

Und wenn die Krankheit dich auf das Schmerzenslager wirft, wenn der Tod herannahet und du zitternd denkst: Vielleicht werde ich nun bald vor meinen Richter gefordert! was willst du dann thun? zu wem dann dich hinwenden? — O meine Freunde, wir alle werden einst, früher oder später in diese Lage kommen. Wer wird dann unser Fürsprecher sein? Zu wem können wir dann noch hinfliehen? Zu keinem Menschen, zu keinem Engel, zu keinem Seraph selbst! Allein zu dir, Herr Jesu Christ! Du allein kannst uns aushelfen zu deinem himmlischen Reiche.

Mitten in der Hölleangst  
Unfre Sünd' uns treiben!  
Wo sollen wir denn fliehen hin?  
Da wir mögen bleiben? —  
Zu Dir, Herr Christ, allein!

Vergossen ist Dein theures Blut,  
Das g'nug für die Sünde thut.  
Heiliger Herre Gott! Heiliger starker Gott!  
Laß uns nicht abfallen von des rechten Glaubens Trost!  
Erbarm' dich unser!

7.

**Selig sind die Armen.**

Wenn ich an die schönen Worte des Heilandes denke: „den Armen wird das Evangelium gepredigt;“ so kommt mir immer der Zustand meiner ärmern Brüder ganz anders vor, als er mir bei einer Vergleichung mit dem Leben der Reichen dieser Welt erscheint. Im Geiste



tröste ich dann alle, welche in elender Hütte bei Noth und Sorgen die dürftige Frucht ihres sauern Schweißes genießen. Beruhigt euch Brüder! — so spreche ich dann — ihr seid doch glücklicher als ihr denken mögt. Gott hat euch so wenig versäumt, daß er im Gegentheile von jeher eurer besonders eingedenk war. Denn hört nur, was sein Wort uns sagt: „den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ —

Solche Gedanken führen mich denn weiter. Ich denke, wie unser Herr zu allen Zeiten seine getreuesten Knechte unter den Armen hatte; und wenn ich der Erfahrung gemäß betrachte, daß das Evangelium Jesu die meisten Wunder unter den Armen gethan, und an ihnen seine göttliche Kraft am meisten beurfundet hat; — so preise ich gerührt den Herrn, der solches den Weisen und Klugen verborgen, und den Unmündigen offenbaret hat. —

Zu solchem Preise Gottes möchte ich gern auch meine Leser erwecken. Darum gebe ich ihnen hier das Beispiel einer Christin zu betrachten, welche in ihrem niedern Stande die herrlichsten Proben eines echten lebendigen Glaubens gab.

Es mag der Leser die Person, von welcher jetzt die Rede sein soll, zunächst aus folgendem Briefe kennen lernen, den sie an einen Geistlichen ihrer Gegend geschrieben hat.

Ehrwürdiger Herr!

Ich bin so dreist an Sie zu schreiben, und hoffe, Sie werden es nicht übel nehmen, da ich noch nie ein Wort mit Ihnen gesprochen habe. Ich bin vor kurzem in Ihrer Kirche gewesen, und habe Sie predigen gehört. Ich ehre Sie als einen Diener des Herrn, der den Sündern Buße predigt, daß sie fürchten den Zorn Gottes über alle, die in Sünden leben, und ohne Buße sterben. Fahren Sie fort in der Kraft des Herrn. Er sei mit Ihnen, und segne Ihre Arbeit, und gebe Ihnen viele Seelen zum Lohne! Der Herr hat ja verheissen, daß er bis ans Ende der Tage immerdar bei denen sein will, die er erwählt und berufen hat, sein Wort zu lehren. Denn ohne ihn können wir nichts thun. Er gebe nun Ihren Worten Kraft, daß Sie die Herzen Ihrer Zuhörer treffen, und recht viele von ihnen es an sich erfahren, daß sie im Geiste neue Creaturen sind. Beten Sie, ehrwürdiger Herr, für alle Sünder, daß Gott sie erwecke und befehle. Seine Macht ist groß, und wer

kann ihr widerstehen? Und das Gebet des Glaubens im Namen seines Sohnes will er ja erhören. „Bittet, was ihr wollt, und es soll euch gegeben werden.“ Wie muß das unser Vertrauen stärken! — Ach, wenn doch alle Menschen Jesum Christum erkennen, und die Kraft seiner Auferstehung empfinden möchten! Doch wir dürfen uns im Glauben an ihn der Hoffnung freuen, daß einst alle ihn als Herrn verehren und anbeten werden. Welch eine glückliche Zeit, wenn das Reich Gottes gekommen ist, und sein Wille geschieht wie im Himmel also auch auf Erden! Dann werden die Menschen jeden Tag gespeiset mit dem Manna seiner Liebe, und freuen sich immer des Herrn. O wie fühle ich mich bei diesem Gedanken mit neuer Kraft belebt, den Weg des Herrn zu wandeln; um auch würdig zu sein, mein kleines Opfer darzubringen. —

Ich fing den Brief vergangenen Sonntag an, weil ich nicht ausgehen und in die Kirche kommen konnte. Meine gute Schwester, die bei Frau K— in Diensten steht, war sehr gefährlich krank. Deshalb bin ich hierher gekommen, um ihren Dienst zu versehen, und zugleich ihr in der Krankheit beizustehen. Jetzt ist sie gestorben; sonst hätte ich Sie gebeten, die Kranke durch Ihren Besuch zu trösten. Sie überzeugte sich, ihr voriger Wandel wäre nicht recht vor Gott gewesen, und sie wünschte sehnlich ihr Leben ändern zu können. Darum habe ich auch die tröstliche Hoffnung, daß sie jetzt in den Wohnungen der Seligen ist, und glaube auf sie die Worte anwenden zu dürfen: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben.“ — Sie bezeugte ein großes Verlangen, das heilige Abendmahl zu genießen. Ich ermahnte sie so gut ich konnte, sie solle Jesum suchen im Herzen zu haben. Darauf, wie ihre Schwäche zunahm, sprach sie nicht weiter davon. Sie schien sich völlig in Gottes Willen ergeben zu haben, und ich hoffe, sie hat diese Welt voll Sünde verlassen, um für immer bei Gott zu sein.

Nochmals, ehrwürdiger Herr, nehmen Sie es nicht übel, daß ich armes unwissendes Mädchen die Dreistigkeit habe, und an Sie schreibe. Es scheint der Wunsch meiner guten Schwester zu sein, daß Sie, ehrwürdiger Herr, sie möchten zur Erde bestatten helfen, da unser Herr Pastor krank ist und nicht kommen kann. Freitag oder Sonnabend — wie es Ihnen am gelegensten sein wird — Nachmittag drei Uhr soll die Beerdigung vor sich gehen. Sein

Sie so gütig und lassen Sie mir durch Ueberbringer dieses Schreibens sagen, ob Sie in meine Bitte willigen können.

Ich bin &c.

Der Prediger, an welchen der Brief gelangte, war nicht wenig erstaunt, ein Schreiben dieser Art zu lesen. — Doch wir wollen ihn lieber selbst erzählen lassen. —

Der Brief — sagt er — war schlecht und fehlerhaft geschrieben; aber darum war mir die Person, die ihn geschrieben hatte, nur um so werther. Denn ich hatte hier den rührendsten Beweis, wie sich wahres Christenthum und ausgezeichnete Frömmigkeit sehr wohl mit einem niedern Stande vertragen. Es war übrigens ihr Vater, der mir das Schreiben brachte; — ein alter ehrwürdiger Greis, dessen Anblick mich mit Achtung erfüllte. Er entschuldigte seine Tochter, weil er besorgte, ich möchte ihm die Freiheit, die sie sich genommen, übel deuten. Doch ich beruhigte ihn, und suchte mit ihm in ein Gespräch zu kommen.

Was ist Sein Gewerbe, lieber Mann?

Ich wohne, mein lieber Herr Pastor, seit langen Jahren in A — eine Stunde von hier. Da habe ich ein Hütchen und nähre mich von Handarbeiten.

Wie stark ist Seine Familie?

Ich habe eine Frau, die nun sehr alt und schwach ist, dann noch einen Sohn und eine Tochter; denn die andere Tochter hat eben diese böse Welt verlassen.

Hoffentlich, um in der bessern Welt zu leben.

Ich hoffe es ja. — Das arme Kind! — Freilich ging sie nicht auf Gottes Wegen, wie ihre Schwester. Doch denke ich, weil ihre Schwester in den letzten Tagen mit ihr geredet hat, wird sie wohl zur Erkenntniß gekommen, und selig gestorben sein. — Ach, Herr Pastor, ich bin wohl glücklich, ein Kind, wie diese meine Tochter, zu haben. Ich selber hatte noch nicht ernstlich an mein Seelenheil gedacht; da brachte mich das gute Kind zum Besinnen, daß ich in mich ging, und mir ernstlich Sorge um meine Seligkeit machte.

Wie alt sind Seine Kinder?

Mein Sohn ist 35 Jahr, meine Tochter etwa 30, und mein armes Kind, das jetzt gestorben ist, stand im 27sten Jahre.

Und wie alt ist Er?

Ich gehe in mein 80stes Jahr, und meine Frau ist

noch älter. Wir sind kaum noch im Stande etwas zu thun. Aber unsere gute Tochter hat ihren schönen Dienst verlassen, bloß um unsere Wirthschaft zu führen, und unsrer zu pflegen. — Ach, Sie sollten sie kennen, wie gut, wie liebevoll, wie fromm. — —

Ist sie immer so gewesen?

Nein, Herr Pastor! Wie sie noch sehr jung war, da hing ihr ganzes Herz an der Welt, an Puz, Vergnügen und Gesellschaft. Die Wahrheit zu sagen, so waren wir alle sehr unwissend, und dachten, wenn wir uns ehrlich nährten, jedem das Seine ließen, und niemand Unrecht thäten, so könnte es uns nicht fehlen, wir müßten in den Himmel kommen. Meine Töchter waren beide leichtsinnig, und in Gottes Worte so unerfahren wie wir. Aber die älteste kam zu einer Herrschaft nach B — —; und da hörte sie vor etlichen Jahren eine Predigt. Von der Zeit an war sie ganz verändert. Sie las die Bibel, und wurde gesetzt und verständig. Darauf besuchte sie uns einmal, und brachte uns fünf Thaler von ihrem ersparten Lohne. Sie sagte dabei, wir wären nun alt, und würden wohl Hilfe brauchen. Sie wolle das Geld nicht mehr wie sonst für eiteln Puz hingeben, der den Menschen nur eitel und hochmüthig mache, sie wolle sich lieber uns, den armen Eltern, dankbar zeigen, weil — das waren ihre Worte — Jesus Christus an ihr so große Barmherzigkeit gethan.

Wir wußten nicht, was wir sagen sollten; so sehr erstaunt waren wir. Und wie wir sie nun überall ganz anders als vorher fanden, so kam uns doch, wie unwissend wir auch waren, der Gedanke ein: es müsse die Religion etwas Besonderes sein, da durch sie unsere Tochter in kurzer Zeit so ganz verändert wäre.

Doch der jüngern Tochter war die Veränderung ihrer Schwester lächerlich. Sie meinte, es hätte ihr diese neue Lehre den Kopf verwirrt. — Nein, Schwester — sagte Elisabeth — mein Kopf ist nicht verwirrt; aber mein Herz ist verändert, und hat sich von der Sündenliebe zur Liebe gegen Gott gewandt. Ich wünsche, du mögest auch einmal erkennen lernen, wie schlimm es um dich stehe. — Das verdroß die Jüngste. Ich habe nicht nöthig, sagte sie, daß ich auf deine Predigten höre — so gut wie andre bin ich auch. — Gut, Schwester! — sagte Elisabeth — wenn du meine Predigten nicht hören willst; so sollst du

wenigstens mich nicht abhalten, daß ich für dich bete, und das thue ich von Herzen, und werde es immer thun. — Und jetzt — so fuhr der Alte fort — jetzt sind, glaube ich, ihre Gebete erhört. Denn als die jüngste Tochter sich legte, ging die älteste gleich in ihren Dienst. Da hat sie nun gleich die franke Schwester gewartet, und mit ihr so viel von geistlichen Sachen gesprochen, daß das arme Kind zur bittersten Reue über ihren Wandel gebracht worden ist. Sie hoffte dabei von Gottes Gnade, der Heiland ihrer Schwester werde sich auch ihrer erbarmen. Denn sie sahe keine andere Rettung als bei Jesu Christo. Sie ist nun in der Ewigkeit — und ich denke, es ist ihr wohl. Der Herr wird auch uns armen Eltern gnädig sein.

Ich versprach — fährt nun der Prediger fort — den kommenden Freitag zur bestimmten Stunde mich einzustellen, und der Alte, höchst zufrieden mit diesem Versprechen, nahm nun von mir Abschied.

Am gedachten Tage verfügte ich mich denn nach N — zur Leichenbestattung. Der Greis und seine Frau, der Bruder und die Schwester der Verstorbenen machten den Leichenzug aus. Das junge Mädchen, von welchem ich obigen Brief erhalten, war mir unter allen besonders merkwürdig.

Ich fand bei ihr die deutlichsten Spuren eines frommen Sinnes — hohen Ernst, verbunden mit einer Seelenruhe, welche sich besser bemerken als beschreiben läßt.

Nach geendigter Beerdigung nahm ich Gelegenheit, mich mit den alten Leuten und ihrer Tochter näher bekannt zu machen. Ich gab ihnen das Versprechen, daß ich sie ehester Tage besuchen wollte. Das that ich nun auch wirklich acht Tage nachher. Der Mann empfing mich mit Thränen der Rührung, in welche sich zuweilen das Lächeln der Freude mischte. In dem Hause der guten Leute fiel mir überall die größte Reinlichkeit und Ordnung ins Auge. Auf einem Tischchen in einer Ecke der Stube lagen zwei Bibeln und einige Erbauungsbücher. Da dachte ich bei mir selbst: hier wohnen Frömmigkeit und Friede gewiß beisammen, und alles, was ich weiter sahe und hörte, bestärkte mich in diesem Gedanken nur noch mehr.

„Lieber Herr Pastor“ — fing endlich die Tochter an — „wir sind es gar nicht werth, daß Sie unser Haus besuchen. Sie sind so weit daher gekommen — das müssen wir Ihnen recht herzlich danken.“

Ich gab hierauf zur Antwort: „Mein Herr kam noch weiter her, um uns arme Sünder in unserm Elende zu besuchen. Er verließ die Herrlichkeit, die er beim Vater hatte, und kam herab auf diese Erde voll lauter Liebe und Erbarmen zu uns armen verlornen Menschen. So müssen wir nun, wenn wir als seine Getreuen ihm nachfolgen wollen, uns unter einander redlich beistehen, und gleich ihm überall hingehen, um wohl zu thun.“

Es kamen hierauf die alten Leute auf den Verlust ihrer Tochter zu sprechen. Ich suchte sie zu trösten, und bei dem frommen Sinne der Alten sowohl als ihrer Tochter, ward mir das auch nicht schwer. Die letztere besonders gab mir die schönsten Proben einer seltenen Frömmigkeit. Sie zeigte sich gefest, bescheiden, und im höchsten Maße ehrerbietig gegen Vater und Mutter. Dagegen bemerkte ich, wie auf der andern Seite die Alten mit einer Art von Hochachtung sich gegen die Tochter benahmen, und diese als ihre Lehrerin in Gottes Worte, und ihre Führerin auf Gottes Wege ansahen. Ich ward hierdurch gereizt, genauer zu prüfen, wie weit das Mädchen in christlicher Erkenntniß und Gesinnung gekommen wäre; und ich entdeckte bald zu meiner herzlichen Freude, wie sie von den Wahrheiten unsers Christenglaubens, besonders von der Lehre über den Rath Gottes, verlorne Menschen zu retten, sehr klare und schriftgemäße Begriffe hatte. Wie sie nun von Herzen sich der erbarmenden Liebe Gottes zu den sündigen Menschen tröstete; so war sie andrer Seits auch völlig überzeugt, daß der Christ nicht auf dem Wege der Sünde fortgehen dürfe, sondern auf dem Wege Jesu wandeln müsse. Auf solche Weise, nämlich durch den Glauben an Gottes erbarmende Liebe, und durch ein treues Wandeln auf Gottes Wege, suchte und fand sie — „den Frieden Gottes, der über alle Vernunft ist.“ —

Mit größter Rührung verließ ich die ärmliche Hütte, in welcher ich so fromme Menschen gefunden hatte. Besonders ging mir's nahe, wie mir der alte Mann beim Abschiede dankte, daß ich sie nicht verachtet hätte; und dabei mit einer Thräne im Auge sagte: „Beten Sie für uns, daß Gott mit uns alten Sündern Erbarmen haben, und noch zur elsten Stunde uns annehmen wolle.“ — Ich versprach das gern, und machte ihm darneben Hoffnung, mich bald wieder zu sehen.

Gleich bei diesem ersten Besuche war mir das frän-

felnde Ansehen des Mädchens aufgefallen. In der Folge, da ich meine Besuche wiederholte, erkannte ich nur zu deutlich, daß eine auszehrende Krankheit an ihrem Leben nage. Es machte dieselbe so rasche Fortschritte, daß allem Anscheine nach ihr Ende nicht mehr fern sein konnte. Merkwürdig war dabei, daß in dem Maße, als ihr Ende näher rückte, ihr Geist an Stärke zunahm, und die Empfindung von der Liebe Gottes in ihrem Herzen lebendiger ward.

Einmal äußerte sie sich gegen mich auf folgende Weise: „Wenn ich fühle, daß ich gar nichts bin, und daß Gott Alles in Allem ist; so möchte ich zu ihm fliegen, und ihm sagen: „Herr, komm mir zu Hilfe! Herr, unterweise mich! laß mich deine Gnade sehen, zeige mir die Geheimnisse deiner Liebe.“ — „Ach“ — sprach sie ein andermal — „weshalb einen leichtern Zutritt haben wir nicht zu Gott, dem Gott der Liebe; wenn wir nur zu ihm wollen.“ — Sie rühmte besonders die Segnungen Gottes, mit welchen sie immer in dem Hause der Andacht wäre begnadigt worden; sie meinte, auf diesem Wege scheine Gott besonders den Reichthum seiner Gnade und Liebe den Seelen mitzutheilen. Deshalb pflegte sie denn auch recht herzlich alle die zu beklagen, die nicht fleißig zum Hause des Herrn kämen.

Nichts lag in ihren Umständen ihr mehr am Herzen, als daß sie christlich möchte ihr Leiden tragen. „Ich bitte Gott“ — sprach sie — „daß er mein Kreuz mich tragen lehre, und mich immer denken lasse an Den, der statt der Herrlichkeit, die Er genießen konnte, die Qualen des Kreuzes litt, jetzt aber zur Rechten des Vaters sitzt.“

Man hatte ihr gesagt, daß mehrere in meiner Gemeinde sich ernstlich zu Gott gewandt hätten. Das machte ihr eine ganz besondere Freude. Sie dachte sich die schöne Zeit, wo das reine Evangelium Jesu in allen Kirchen und in der ganzen Welt verkündigt würde. „Dann,“ sprach sie, „wenn nun alle den Herrn erkennen, lieben und fürchten, dann sind wir alle durch Gottes Geist vereint, Ein Herz und Eine Seele in Christo, unserm Haupte.“

Einige Tage vor ihrem Ende erhielt ich einen Boten, durch welchen mich die armen alten Leute ersuchen ließen, ihrem kranken Kinde, mit welchem es sich sehr zum Ende neige, doch noch einmal einen Besuch zu schenken. Noch am selbigen Tage ging ich hin. Vor dem Hause kam

mir die alte Mutter entgegen. Thränen strömten über ihre Wangen. Sprechen konnte sie nicht; sie schüttelte nur mit dem Kopfe. Ich ergriff ihre Hand und sagte: „Liebe Mutter, alles ist gut, wie es die Weisheit unsers Herrn und seine Barmherzigkeit fügt.“

Ach — sagte sie schluchzend — meine gute Tochter! Ich dachte, man sollte mich zuerst zu Grabe tragen; aber —

„Aber“ — fuhr ich fort — „der Herr findet es für gut, daß Ihr, ehe Ihr selber stirbt, Euer gutes Kind in die Wohnungen des Friedens gerettet sehet. Ist das nicht Barmherzigkeit von Gott?“

Ach, Herr Pastor! ich bin sehr alt und schwach, und es war ein so gutes Kind, die Freude und Stütze meines Alters!

Ich trat jetzt in die Stube, wo ich die Kranke sehr schwach und abgezehrt am Ofen, auf einem Lehnstuhle fand. Sie lächelte mir freundlich entgegen, wobei sie sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre Güte — Sie finden mich sehr schwach, es wird nicht lange mehr mit mir dauern. Mein Herz wird matt; aber der Herr ist meine Stärke; ich hoffe, er wird mein Theil auch in der Ewigkeit sein.“

„Verlasse Sie Sich, meine liebe Tochter, nur immer auf Ihn, der bis hierher Ihr so gnädig war. Er wird Sie in das Land der Freude führen, wo seine Heiligen herrschen.“

„Ich denke, Herr P., ich werde es können. Seit kurzem freilich ist mein Geist sehr trübe. Die große Schwachheit mag wohl Schuld daran sein; oder auch vielleicht der Feind meiner Seele, der mich überreden möchte, Jesus habe keine Liebe für mich und ich habe mich bis hierher selbst getäuscht.“

„Nun, Sie wird doch nicht auf diese Eingebungen hören? Nach den Beweisen der Gnade, die Sie bereits vom Herrn empfangen, kann Sie da noch wankelmüthig sein?“

„Ach nein, Herr P.! Ich möchte auch nicht gern die Menge meiner Sünden durch solchen Unglauben noch vermehren. — Aber — ich muß es Ihnen nur sagen — ich war ein leichtsinniges, eiteles Geschöpf, hatte mein ganzes Herz an Buß gehängt, und liebte die Welt und was in der Welt ist. Ich diente bei Leuten, die gleichfalls nur die Welt lieb hatten. Niemals war ich so glücklich in ein Haus zu kommen, wo man von Gottes Worte etwas



hielt, und um das Seelenheil der Dienftboten wäre be-  
kümmeret gewesen. Ein Mal, an einem Sonntage, ging  
ich in die Kirche, nicht der Andacht wegen, sondern aus  
Neugier, und um mich sehen zu lassen. Ich glaubte, ich  
wäre gut genug, daß ich an meiner Seligkeit nicht zwei-  
feln dürfte. Gegen Leute, die von Gottes Worte spra-  
chen, hatte ich einen Widerwillen, und nicht selten waren  
mir ihre Gespräche lächerlich. Ach, es war damals sehr  
finster bei mir. Ich wußte nichts von dem Wege des  
Heils, vergaß ganz das Gebet, und war sehr stolz, daß  
mein Betragen den Beifall meiner Herrschaft hatte. Ihre  
Zufriedenheit nur suchte ich mir zu erhalten, und beslei-  
tigte mich daher der Ehrlichkeit in meinem Dienste und  
der Anständigkeit in meinen Sitten. Das war aber alles  
nichts weiter als fleischliche Klugheit, wie die Kinder der  
Welt sie haben. Denn von Gott und Jesu wußte ich  
nichts, und an mein Seelenheil dachte ich nicht. Wäre  
ich in diesem Zustande gestorben, ich hätte der Hölle nicht  
entgehen können. — Aber da hörte ich eben die Predigt,  
von welcher ich sagen wollte. Erst war ich in der Kirche  
ganz zerstreut, sahe mich um, und hätte nichts lieber ge-  
habt, als daß mich jedermann in meinem neuen Putze be-  
trachtet hätte. Es war derselbe für ein Mädchen meines  
Standes gar nicht schicklich, und vernünftige Leute, welche  
mich darin sahen, konnten leicht errathen, wess Geistes  
Kind ich sei. Endlich trat der Prediger auf. Sein Text  
war: „Zieheth an als die Auserwählten Gottes,  
Heilige und Geliebte, herzliches Erbarmen,  
Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth und Ge-  
duld“ (Col. 3, 12.). Er sprach hierauf besonders von  
der Demuth, welche ein Christ anziehen, sich gleichsam  
damit bekleiden mußte. Hier fühlte ich mich getroffen und  
fieng an, mich meiner Eitelkeit zu schämen. Als der Mann  
nun aber ferner auf das Kleid des Heils zu sprechen kam,  
mit welchem Christen angethan sein müßten, da konnte  
ich vollends nicht umhin, die ganze Nacktheit meiner Seele  
wahrzunehmen. Ich sahe, daß ich weder die Demuth  
hatte, noch irgend ein Stück des wahren Christen. Wenn  
jetzt mein Auge auf meinen Anzug fiel, so ward ich roth  
vor Scham; aber den Prediger betrachtete ich als einen  
Boten vom Himmel. Jedes seiner Worte ging mir ans  
Herz. Er stellte das Beispiel Christi vor, seine Sanft-  
muth und Demuth — und ich fand mich eitel, stolz und

hochmüthig. Er schilderte Christum als die Weisheit selber, und ich fühlte, in wie grober Unwissenheit ich lebte — er beschrieb ihn als die Gerechtigkeit, und ich fühlte mich in höchstem Maße schuldig. Er bewies, wie Jesus Christus unsere Heiligung wäre, und ich entdeckte meine große Verdorbenheit. Er kündigte Christum an, als den Erlöser, und ich sahe mich unter der Knechtschaft der Sünde und des Satans. Nun folgte eine kräftige Ermahnung an die Sünder, den Zorn Gottes zu fürchten, der Welt zu entsagen und nach Jesu Beispiele sich mit Demuth zu bekleiden.“

„Von nun an“ — fuhr nach einigen Augenblicken die Kranke fort — „sing ich ein anderes Leben an. Ich betete häufig in der Einsamkeit, las in der Bibel, und dachte öfter nach, was für ein herrliches Erbe ich, als eine so große Sünderin, verloren hätte. Dabei aber gedachte ich auch der großen Barmherzigkeit Gottes, welche ein mit Schuld beladenes Geschöpf noch aus dem Staube emporheben, und durch Jesum Christum retten und selig machen wollte. Ach, welch einen Erlöser habe ich gefunden! Mehr, als ich zu bitten und wünschen wagte, hat Er gethan für mich. Alles habe ich bei Ihm gefunden, was ein armes Geschöpf, wie ich, zu seiner Ruhe bedarf.“

Hier schwieg die Kranke, und ich nahm darauf das Wort. „Ich kann mir's denken,“ sprach ich, „wie nach solcher Veränderung die Welt Ihr vorkommen mußte.“

„Die Welt?“ antwortete sie. „Ach, lieber Herr P., da sehe ich nun nichts weiter, als Eitelkeit und Unruhe. Ich merkte wohl, daß ich, um Frieden in meiner Seele zu haben, mein Herz vom Irdischen losreißen müsse. Ich ergab mich dem Gebete, und diesem Umgange mit Gott verdanke ich meine köstlichsten Stunden. Ich fand auf meinem Wege eine Menge Hindernisse. Oftmals quälte mich der Gedanke an meine vorigen Sünden, oder die Bemerkung, wie schwach noch immer mein Glaube sei, oder die Furcht und die Versuchung in meine vorige Lebensart zurückzufallen. Aber ich habe es auch erfahren, wie der Herr mit seiner Kraft sich in den Schwachen mächtig zeigt.“

„Aber was sagten Ihre Bekannten zu solcher Veränderung?“

„Meine Feinde verachteten mich, und meine Freunde bedauerten mich. Aber ich achtete das für Ehre. Meinen Feinden vergab ich und bedachte, daß ich selbst vor kurzem

es mit andern um nichts besser machte. Dabei betete ich für sie von Herzen. Ich kann sagen, daß der Gedanke, mit meinem Herrn zu leiden und um seinetwillen zu leiden, für mich besonders tröstlich war.“

Ich fragte sie nun, worauf sie jetzt, wo sie dem Tode entgegen sehe, hauptsächlich ihren Trost und ihre Hoffnung gründe?

„Gänzlich“ — war ihre Antwort — „auf Jesum Christum. Ich denke, wie er ein Mensch geworden, und das besänftigt meinen Schmerz; denn auch er hat Schmerzen empfunden. — Ich denke ferner, wie er versucht worden ist, und dann hoffe ich freudig, er wird mir beistehen, wenn ich in Versuchung gerathe. Auch denke ich an sein Kreuz, und bekomme dadurch Kraft und Muth, das meine zu tragen. Dann betrachte ich seinen Tod, und möchte gern der Sünde absterben. Weiter gedente ich auch, wie er vom Tode erstanden ist, und hoffe, er werde auch mich vom Tode erwecken. Aber vorzüglich giebt es mir Trost, daß Jesus Christus zur Rechten des Vaters sitzt, mich da vertritt und meine schwachen Gebete für mich und meine Eltern dem Vater im Himmel angenehm macht. So habe ich keine Furcht vor dem Tode; denn Jesus hat ihm ja den Stachel genommen. Ich bin in seinen Händen und da will ich bleiben. Er wird sein Werk an mir vollenden. Er hat mich ja geliebt und ist für mich gestorben; darum wird er seine Verheißungen sich nicht reuen lassen. Mit dieser Hoffnung will ich leben, mit ihr gedente ich auch zu sterben.“

Ich sprach noch einiges mit der Kranken, betete mit ihr, und nachdem ich sie sammt ihren Eltern Gott empfohlen hatte, trat ich den Rückweg nach meinem Wohnorte an. Einige Tage gingen nun hin, ohne daß ich von der Kranken weiter Nachricht erhielt. Endlich kam ein Mann von ihrer Bekanntschaft, ein Soldat, der mir die Nachricht brachte, wie es mit dem guten Kinde schnell zu Ende gehe. „Ich kenne sie,“ sagte er, „und danke Gott, daß ich sie kenne. Ich habe von ihr viel gelernt.“ „Da freue ich mich,“ war meine Antwort, „daß ich in Ihm einen Christen kennen lerne. Die sind in Seinem Stande selten zu finden. Ich werde mit Ihm gehen.“ So machten wir uns denn Beide auf, und unter mancherlei erbaulichen Gesprächen, an welchen der wackere Kriegermann besondere Freude zu haben bezeugte, kamen wir zur Woh-

nung unserer Kranken. Der Vater, der uns gesehen, kam mir zuerst entgegen. Ich reichte ihm die Hand, ohne ihm etwas sagen zu können. Nun trat ich in die Stube, und sahe da Mutter und Sohn, wie sie Beide die geliebte Kranke hielten. Die Frau des Sohnes saß am Fenster und weinte heftig. Ich ging ans Bette. Die Mutter seufzte nur; denn weinen konnte sie nicht, und sahe bald mich, bald ihre kranke Tochter an. Dem Bruder aber flossen Thränen über die Wangen. Der Vater stand der Kranken zu Füßen und richtete unverwandt seine Augen auf das theure Kind, das er nun bald verlieren sollte.

Die Kranke hatte die Augen geschlossen; aber auf ihrem bleichen und abgekehrten Gesichte erkannte man den Frieden Gottes.

Der Soldat, der mich begleitet hatte, reichte mir jetzt die Bibel und zeigte auf die Stelle 1 Cor. 15, 55—57. Ich las laut die Worte: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ u. s. w.

Jetzt sahe die Kranke auf und wiederholte mit vernehmlicher Stimme die Worte: „Sieg gegeben, durch unsern Herrn Jesum Christ“ — dann fiel sie wieder in ihren Zustand zurück.

„Gott sei gelobt!“ sagte ich, „das ist der Triumph des Glaubens.“

„Amen!“ setzte der Soldat hinzu.

Die Kranke schlug von neuem die Augen auf und that sich Gewalt an, um zu sprechen.

„Der Herr“ — sprach sie — „verfährt sehr sanft mit mir.“

„Sie leidet also nicht viel?“ erwiderte ich.

„So wenig, daß ich kaum daran denke.“

„Wie gut ist der Herr!“

„Und wie unwürdig bin ich!“

„Sie wird ihn sehen, wie er ist.“

„Das hoffe ich — ja ich glaube es.“ — Hier fiel sie wieder in eine Art von Betäubung.

Ich sahe die Mutter an und sagte: „Welch ein Glück ein Kind zu haben, das dem Himmel so nahe ist!“

„Und welche Barmherzigkeit“ — erwiderte sie — „wenn ihr die arme alte Mutter dahin folgen könnte. Aber — es ist hart, sich trennen zu müssen.“

„Ich hoffe es“ — sprach ich — „zu Gott und Gu-

rem Glauben, daß Ihr bald ihr nachfolgen werdet, um dann nie wieder von ihr getrennt zu werden.“

„Ach“ — sprach hier der Vater — „daß ist mein einziger Trost, und es ist Gottes Gnade, daß ich mich mehr beruhige, als ich dachte.“

Hier wachte die Kranke wieder auf. — „Vater! Mutter!“ — rief sie — „verlaßt euch auf Gott!“

„Herr Pastor,“ sagte sie weiter, mit schwacher Stimme, „ich danke Ihnen für alle Ihre Güte. Wenn ich nun aber gestorben bin; so gedenken Sie doch meiner armen Eltern. Sie sind alt; aber ich hoffe, mein Gebet ist erhört und das gute Werk an ihren Seelen angefangen.“ — Hier schluchzten die Alten laut und auch wir Andern konnten uns der Thränen nicht enthalten. Ich fragte endlich die Kranke:

„Sie fürchtet Sich also nicht vor dem finstern Thale des Todes?“

„Es ist nicht finster“ antwortete sie, „denn der Herr ist mein Licht und mein Heil.“

Nun stellten sich Verzückungen ein; sie gingen indes vorüber, worauf die Kranke wieder sagte: „Der Herr behandelt mich sehr sanft. — Herr, ich bin dein — göttlicher Erlöser! — O Gnade, Barmherzigkeit — Herr, nimm meinen Geist auf!“ —

Hier fiel sie wieder in Betäubung. Wir fielen auf unsere Kniee und beteten. Eine Stunde nachher, als ich mich wegbegeben wollte, ergriff ich die Hand der Kranken, Sie fühlte noch meinen Händedruck und erwiederte ihn, wie ich die Worte sprach: „Christus ist die Auferstehung und das Leben; aber sie konnte weder mehr sprechen, noch die Augen öffnen.“

Am folgenden Tage erhielt ich die Nachricht, daß sie kurz nachher entschlummert wäre.

---

8.

## Die reiche Mitgabe.

---

Ein armer aber redlicher Handwerksmann aus der Stadt heirathete eines Tagelöhners Tochter vom Lande. Als

nun das Paar in der Kirche eingeseget war, und wieder nach Hause kam, da wünschten die wenigen guten Freunde, die zugegen waren, Glück und Segen. Der Vater der Braut kam auch, und hatte ein Buch unterm Arm. Er sprach: „Lieben Kinder, ihr habt mich für arm gehalten. Ich bin's nicht. Ich habe einen heimlichen Schatz gehabt, der mich nie hat darben lassen. Da ihr nun auch euren neuen Hausstand anfangt, so will ich ihn mit euch theilen.“ Er nahm das Buch unterm Arm vor, und gab's dem Brautpaare. Es war eine Bibel. „Hier ist Gottes Wort!“ sprach er. Denn „der Mensch lebet nicht allein vom Brod, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet.“ „An dieses liebe Buch habe ich mich stets in meiner Armut gehalten, und bin reich darin gewesen. Ich habe die großen Hungersjahre damit durchgemacht, und Gott hat mich nicht lassen zu Schanden werden. Ich habe mich in der Kriegsnoth darauf gesteuert, und bin wunderbarlich erhalten worden. Nun weiß ich auch, daß ich einmal selig darauf sterben werde. Haltet ihr euch nun auch daran, denn Gott ist's, der darin mit uns redet. Und uns armen Menschen kann keine größere Ehre und kein größeres Glück widerfahren, als wenn Gott mit uns redet.“ — Nun schlug er die liebe Bibel auf und las die Bergpredigt Christi vor, und ermahnte seine Kinder noch einmal, fleißig und andächtig in der heiligen Schrift zu lesen.

Das junge Ehepaar folgte dem väterlichen Rathe, und übte sich in der Furcht Gottes und in der Liebe zum Heiland. Der Segen des Herrn war mit ihnen, und was sie thaten, das ließ er wohlgerathen. — An eine solche Mitgabe denken jetzt die wenigsten Eltern, daher kommt es auch, daß wenig Eltern an den Ehen ihrer Kinder wahre göttliche Freude erleben.

---

9.

### Forschet in der Schrift.

---

Der redliche Pastor Friedhold hatte eines Sonntages recht nachdrücklich darüber gepredigt, daß Christen fleißig

in der Bibel lesen müßten. Denn, leider! war auch seine sonst gute Gemeinde, gleich mancher andern, von dieser frommen Vätersitte fast ganz abgekommen.

Nach der Nachmittagskirche kam er zu einem wohlhabenden Bewohner des Orts, mit Namen Ernst. Man kam erst auf dies und jenes, und endlich gab die gehaltene Predigt Gelegenheit zu folgendem Gespräche:

Ernst. Aber, Herr Pastor, heute haben Sie uns die Wahrheit recht gesagt.

Pastor. Nicht mehr als meine Schuldigkeit fordert, lieber Ernst! Oder hat Er etwas nicht recht gefunden?

Ernst. Bewahre der Himmel; so habe ich's nicht gemeint! In meinem Leben ist mir keine Predigt so zu Herzen gegangen. So schön war alles, was Sie sagten. Wer's nur so thäte!

Pastor. Ja, das ist eben meine Klage! Man sollte es aber doch thun.

Ernst. Ei, freilich sollte man's; wenn's nur so ginge!

Pastor. Wenn's ginge? — Es sollte gehen.

Ernst. Ja, das sagen Sie wohl!

Pastor. Nun, laß Er doch einmal hören, ich nehme Lehre an. Was hat Er dagegen, warum geht's nicht?

Ernst. Unser einer kann das nur nicht so von sich geben.

Pastor. Wenn's weiter nichts ist. Darauf kommt mir es nicht an, ob Er die Worte schön zu setzen weiß. Sag' Er mir nur Seine Herzensmeinung!

Ernst. Wenn Sie mir denn meine Einsicht wollen zu Gute halten, so will ich Ihnen alles ganz ehrlich sagen.

Pastor. Nun, also!

Ernst. Sehen Sie, Herr Pastor, gleich das Eine, wo soll die Zeit herkommen, in der Bibel zu lesen? Sie glauben nicht, was unser einer in seinem Kopfe hat, und wie man sich von früh bis in die Nacht quälen muß.

Pastor. Ei, warum sollte ich das nicht glauben; sehe ich's doch alle Tage.

Ernst. Nun, da haben Sie es, also müssen Sie mir doch selbst Recht geben.

Pastor. Halt, nicht so schnell, lieber Mann. Aus dem, was Er sagte, folgt weiter nichts, als daß Ihr nicht, etwa wie ich und Leute meines Standes, ganze Tage mit

der Bibel Euch beschäftigen könnt. Aber wer verlangt das auch von Euch?

Ernst. Ja, da muß ich Ihnen Recht geben, das haben Sie noch nicht von uns gefordert.

Pastor. Und werde es auch niemals fordern. Aber nicht wahr? wenn Ihn ein guter Freund, etwa sein Vetter, aus der Stadt besucht; dann macht Er sich eben nicht viel daraus, wenn Er ein Weilchen Seine Arbeit muß liegen lassen — habe ich nicht Recht?

Ernst. Das versteht sich, einen guten Freund wird man doch nicht sitzen lassen. Erst gestern ging's so, als meiner Frau Bruder kam.

Pastor. Oder wenn Ihm ein vornehmer Herr die Ehre erwiese und bei Ihm einspräche?

Ernst. Ach, Sie meinen gewiß, wie neulich, als der Herr Amtmann aus Hefenstein bei mir war. Ja, ich hatte nothwendig zu thun. Aber was thut man nicht einem solchen Herrn zu Liebe! Arbeit hin, Arbeit her!

Pastor. Sieht Er, lieber Freund, da schlag ich Ihn mit Seinen eignen Waffen. Sag' Er mir, wo hat Er einen bessern, treuern, vornehmern und mächtigern Freund, als Gott, Seinen himmlischen Vater?

Ernst. Das ist wohl wahr; aber, Herr Pastor, wie paßt das hieher?

Pastor. Geduld! Er weiß, in der Bibel hören wir das lautere Wort Gottes, Gott selbst ist es, der dort mit uns redet, der uns darin seine väterlichen Belehrungen, Tröstungen, Ermahnungen und Warnungen giebt.

Ernst. Das sagen Sie uns so oft, und ich glaube es von Herzen.

Pastor. Nun bedenke Er: Indem Er mit Seiner Bibel sich beschäftigt, ist Gott gleichsam bei Ihm eingekehrt; er läßt sich herab, mit Ihm zu reden. Er ist, während Er Seine Bibel vor sich hat, in der allerbesten und allervornehmsten Gesellschaft. Wie klein ist dagegen ein Besuch von Seinem Vetter oder dem guten Amtmann aus Hefenstein, und von wem es sonst sei. Was meint Er? Für menschliche Freunde und weltliche Herrn kommt es Ihm auf ein Stündchen nicht an. Und Er wollte nicht der Unterhaltung mit Gott ein Stündchen Zeit vergönnen? Seinem Gotte zu Gefallen, der Ihm Seine Verfümmiß auf tausendfache Weise ersetzen kann, sollte Er nicht gern ein Paar Augenblicke von Seiner Arbeit abmüßigen?



Ernst. Sie wollen sagen: wenn ich vier Groschen durch mein Verschämniß einbüße; so kann mir Gott leicht dafür so viele Thaler bescheeren.

Pastor. Oder stell' Er sich die Sache so vor: Die Bibel ist gleichsam ein Sendschreiben, eine Zuschrift Seines himmlischen Vaters an Ihn. Gott versichert Ihn darin seiner Gunst und seiner Liebe; sagt Ihm, was er hier schon zu Seinem Heile gethan habe und noch in Ewigkeit aus Gnaden dafür thun werde; erzählt Ihm überhaupt darin außerordentlich viel Schönes von den Wegen, welche er mit den Menschen geht; giebt Ihm darin, als einer, der's herzlich gut mit Ihm meint, den köstlichsten Trost und die erquickendste Stärkung in den trüben Stunden der Leiden. Der liebe Gott macht durch die Schrift Ihn gleichsam zu seinem Vertrauten, indem er von seinem Thun und Lassen sich mit Ihm unterhält und von dem, was er mit Ihm und mit allen Menschen im Sinne hat. Vor allem aber offenbart Ihm der Herr unsrer Aller, also auch Sein höchster Oberherr, in der Schrift seinen heiligen Willen auf mannichfache Weise, er thut Ihm kund, was er alles von Ihm verlangt, was er Ihm befiehlt, was Er, lieber Mann, thun und lassen soll, um der Gnade Seines Gottes versichert zu sein und zu bleiben. Dabei wird Ihm auch noch gezeigt, wie Er es anzufangen hat, um diese Gebote des Allmächtigen, der keinen Uebertreter ungestraft läßt, am leichtesten und sichersten zu erfüllen. Mit einem Worte, die Bibel enthält eine besondre Instruction, eine besondre Anweisung Seines Gottes an Ihn für Sein ganzes, ganzes Leben! Darnach soll Er dereinst gerichtet werden, wiesern Er dieser Instruction nachkam, oder nicht. Nun thue Er Selber den Ausspruch! Ist es nicht höchst gefährlich, höchst sündlich und höchst strafbar gehandelt, wenn Er um dieses Sendschreiben Seines himmlischen Vaters sich nicht bekümmert, wenn Er diese wichtigste Anweisung Seines allmächtigen Herrn, wornach Sein Schicksal in der Ewigkeit entschieden wird, ungelesen läßt, unter dem eiteln Vorwande, weil Er keine Zeit dazu habe? Wird Er einmal am großen Gerichtstage damit durchkommen?

Ernst. Ja — nein — aber — ich weiß nicht — ich kann mich nicht gleich finden. So, so habe ich's noch nicht betrachtet. Ja, das ist schrecklich! Aber, Herr Pastor, die Bibel ist denn doch auch nicht so gerades Wegs von Gott an mich abgeschickt.

Pastor. Freilich nicht so, wie Ihm ein menschlicher Freund etwa durch die Post dieß oder jenes übersendet. Aber rührt denn nicht alles Gute, was Ihm zu Theil wird, im Grunde von Gott her? Daß Er also die Bibel in Händen hat, ist das nicht auch Gottes weise und gütige Veranstaltung? Ist es nicht Gott, der Ihn in solchen Zeiten, in einem solchen Lande geboren werden ließ? der Ihn in solche Umstände versetzte, wo Er die Bibel bekommen mußte, und auch so viel lernte, daß Er sie lesen konnte? Ist sie, dieses heilige Buch, nicht außerdem selber ein Werk Gottes? Wird Er also nicht gewiß von ihrem Gebrauch dereinst Rechenschaft ablegen müssen?

Ernst. Freilich! Freilich! Ich will mich auch nicht selbst rechtfertigen, Herr Pastor, aber eine eigentliche Instruktion Gottes so geradezu und recht eigentlich für mich, ist die Bibel doch nicht; sie lautet ja auf alle Menschen.

Pastor. Eben darum also auch auf Ihn. Sie ist für Alle, also auch für Ihn, berechnet. Verlasse Er sich darauf, es ist Ihm darin alles gesagt, was für Ihn gehört, und so verhält sich's mit jedem, mithin hat sie jeder als eine recht besondere Zuschrift und Anweisung Gottes zu betrachten.

Ernst. Und dann, Herr Pastor, sind Sie auch gar zu scharf mit mir. Ich will's glauben, es soll so gut sein, als wäre die Bibel mir recht eigentlich zur Richtschnur von Gott gegeben worden. Aber habe ich mich nicht auch um die heilige Schrift bekümmert? Sonst habe ich viel in der Bibel gelesen, wie ich noch bei meinem Großvater war. Bis in mein funfzehntes Jahr ist nicht leicht ein Tag hingegangen! Also weiß ich doch nun recht gut, was in der Bibel steht und was Gott von mir gethan wissen will.

Pastor. Ha! Ha! ich verstehe Ihn. Es giebt in der Bibel nichts mehr für Ihn zu lernen. Er hat in Seiner Jugend das Seine gethan. Nun ist das überflüssig, nicht wahr? jetzt ist Er klug, fromm und gut genug.

Ernst. So war's gerade nicht gemeint. Ich wollte nur sagen, ich wüßte, was meine Instruktion, wie Sie die Bibel nennen, enthält.

Pastor. Er ist Seiner Sache sehr gewiß. Es wäre aber denn doch noch die Frage: Ob Sein damaliges Bibellesen wohl das rechte Bibellesen gewesen ist? ob Er alles wirklich verstanden und zu Herzen genommen hat? ob

nicht vieles und wohl gerade das Beste Ihm wieder aus dem Gedächtnisse entfallen ist? Antworte Er selber darauf.

Ernst. Ja freilich, da sieht's mißlich aus.

Pastor. Hat Er es nicht nöthig, daß der liebe Gott Ihm ohne Unterlaß gleichsam näher kommt? Bedarf Er keiner Ermunterungen und Ermahnungen zum Guten? ist Seine Liebe zu Gott, Jesu und Seinem Nächsten schon so vollkommen, daß Er hier nichts mehr zu lernen hat? braucht Er den Spiegel des Lebens nicht, welchen die Bibel uns vorhält? ist Er nie des Trostes und der Beruhigung bedürftig in den bösen Tagen? findet Er's nicht dienlich, nach den Vorschriften der Bibel sich von Zeit zu Zeit zur Rechenschaft zu fordern über Sein bisheriges Leben? Die Hand auf's Herz, mein Lieber! — Kann Er mir darauf in's Auge sehen?

Ernst. Sie beschämen mich, Herr Pastor, es wird mir zu eng in der Stube, es ist, als läge mir ein Stein auf dem Herzen.

Pastor. Ich gestehe es Ihm, seit 35 Jahren studire ich täglich in der Bibel; aber noch immer finde ich so vieles darin, daß ich sie um alles in der Welt nicht missen möchte. Ich werde in meinem Leben, und wenn ich hundert Jahre alt würde, nicht so weit kommen, daß ich sie bei Seite legen könnte.

Ernst. Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Pastor, ich habe die Sache nicht für so gefährlich gehalten.

Pastor. Wenn Er denn nur jetzt noch folgen will.

Ernst. Ja, verlassen Sie sich darauf, daß will ich . . . Aber — —

Pastor. Nun, aber — — ?

Ernst. Ich weiß selber nicht, Herr Pastor, aber ich dünke, es wäre mit der Bibel doch nicht so nöthig.

Pastor. Ich meinte, ich hätte Ihn schon auf dem rechten Wege, und da, nun will Er mir wieder davon.

Ernst. Hören Sie nur! Alles, was uns die Bibel sagt, hören wir doch so oft und so schön von Ihnen in der Kirche und noch dazu ausführlicher. Auch steht es in vielen andern erbaulichen Büchern.

Pastor. Zuerst wäre noch ein Wörtchen darüber zu sprechen, ob man denn wirklich so fleißig in die Kirche kommt und Gottes Wort so andächtig hört, ob man so eifrig in andern erbaulichen Büchern liest. . . .

Ernst. Sprechen Sie nur nicht weiter, ich weiß schon, was Sie wollen. Leider! Leider!

Pastor. Aber gesetzt, es geschähe dieß alles, wie es geschehen sollte — man käme jeden Sonntag in die Kirche, und läse noch so häufig in guten Erbauungsschriften, die Bibel bleibt dennoch die Bibel, das heißt das Buch, welches der Christen Haupt- und Lieblingsbuch sein muß. Es ist doch eine ganz andre Sache, wenn ich Gottes eigne Worte höre, es ist mir ganz anders dabei zu Muthe, es wird einem so wohl um's Herz. Ohnehin lassen sich die kurzen Sätze der Schrift leichter behalten, als was man sonst hört und liest, wäre es auch das Beste und Schönste.

Ernst. Wahr ist's, es ist ganz anders als bei andern Schriften, und es läßt sich auch so schön behalten. Ich sehe es nur bei den schönen Sprüchen, die Sie immer in Ihre Predigten einweben. Ich habe recht meine Freude daran.

Pastor. Und dann noch eine Hauptsache. Er weiß, Gott muß uns beistehen, wenn es mit uns besser werden soll. Biewohl er uns nun auf mannichfache Weise bei unsern Bemühungen um Frömmigkeit und Rechtschaffenheit unterstützt; so ist doch sein höherer Beistand zum Guten an sein Wort, an den Gebrauch der Bibel gebunden.

Ernst. Wie meinen Sie das, Herr Pastor?

Pastor. Ich will sagen, daß bei einem fleißigen und verständigen Leser der Schrift der heilige Geist ganz besonders geschäftig sei, daß, während wir in der Bibel lesen, oder etwas daraus hören, der liebe Gott vorzüglich sein Werk in uns treibt.

Ernst. Lieber Himmel, das habe ich noch nicht gewußt.

Pastor. Wer sich also nichts aus der Bibel macht, der verliert die Gelegenheit selber von sich, wo zu seinem Seelenheile recht viel gewirkt werden würde.

Ernst. Ja, und das ist denn doch die Hauptsache. Der Heiland sagt: „Was hilft's dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele.“

Pastor. Nun seh' Er einmal, um solcher Vortheile willen sollte man nicht eine Stunde von seiner Tagesarbeit erübrigen können? Was hilft aller Reichthum, den ihr erarbeitet! „Samlet euch Schätze, die weder

Motten noch Rost fressen, wo auch die Diebe nicht nachgraben und sie stehlen."

Ernst. Ja, und „trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit.“

Pastor. „Dann wird euch das andre alles zufallen.“ Denn „an Gottes Segen ist alles gelegen.“ Er kam aber diejenigen nicht mit Wohlgefallen betrachten, welche ihm zu Liebe nicht einmal eine Stunde von ihrer irdischen Handthierung abbrechen wollen.

Ernst. Wer doch jedes Ding immer recht überlegte. Es ist wahr. Wie schwer fällt mir meine Sünde auf's Herz.

Pastor. Also mit Seiner Entschuldigung kommt Er nicht aus. Denn, lieber Ernst, hat es Ihm wohl an Zeit gefehlt, wenn es etwas zu gewinnen, zu sehen, oder zu hören gab?

Ernst. Das thut weh. Aber freilich! freilich!

\* \* \*

Pastor. Doch nun höre Er. Gott ist ein so guter Vater, daß er gar nicht einmal verlangt, wir sollen unsre nöthigen Berufsgeschäfte versäumen und uns aller Vergnügungen entschlagen, um uns mit ihm und seinem Worte zu beschäftigen. Aber man arbeitet doch nicht immer, und soll nicht immer arbeiten. Es ist Gottes weise Ordnung, daß Arbeit und Ruhe einander ablösen sollen. Da muß man denn nur nicht Gottes weise Ordnung übertreten und aus Habsucht und Geiz immer arbeiten wollen. Dann findet sich schon Zeit genug zur Unterhaltung mit Gott in der heiligen Schrift.

Ernst. Aber, du lieber Himmel! Sie sollten nur sehen, Herr Pastor, wie man so müde ist, wenn endlich der Abend herankommt. Da ist keine Andacht — ich gestehe es Ihnen, es thut mir weh, aber oft übermannt mich der Schlaf beim Abendsegen.

Pastor. Da wird der liebe Gott wohl Nachsicht mit Ihm haben. Auch meine ich gar nicht, daß Er so müde, wie Er von der Arbeit kommt, sich an die Bibel setzen soll. Aber wir haben ja den Sonntag: der ist dazu geordnet, daß sich der Mensch der Arbeit enthalten soll, um zur Betrachtung des göttlichen Wortes geschickt zu sein. Es soll dieser Tag drum ein Tag der Ruhe sein, damit sich der Mensch an demselben vorzüglich mit seinem

Schöpfer unterhalten, und sich erinnern möge, er sei etwas Besseres, als seine Pferde und Kühe, und alle die Thiere, mit welchen er umgeht, er sei zu etwas Höherm bestimmt, als zum Flügen, Bestellen, Verkaufen, Essen, Trinken und Schlafen.

Ernst. Da haben Sie wohl Recht. Es heißt ja auch: „Du sollst heiligen den siebenten Tag und von deiner Arbeit ruhen.“

Pastor. Ja, und für die vernünftige Seele sorgen, daran denken, daß wir nicht eigentlich hier zu Hause sind, nicht hier die bleibende Stätte haben, sondern daß wir das Zukünftige suchen und hier auf Erden für den Himmel erzogen werden.

Ernst. Das war schön, Herr Pastor. Ich werde es nie vergessen.

Pastor. Ich sage nicht, daß der Mensch am Sonntage gar nichts anderes thun solle, als Lesen, Singen, Beten und in die Kirche gehen. Gar wohl vergönnt uns Gott am Sonntage ein Vergnügen, wenn es nur rein und unschuldig ist, und mit Danksagung genossen wird. Denn auch ein Tag der Erholung soll nach Gottes Willen der Sonntag sein.

Ernst. Ja, der bekommt unser einem auch immer recht wohl, wenn man sich die ganze Woche müde gearbeitet hat. Es ist, als wenn man von neuem geboren wäre, und so geht's den Montag wieder mit frischen Kräften an die Arbeit.

Pastor. Ich glaub's wohl und freue mich immer, wenn ich euch Sonntags hübsch fröhlich sehe, versteht sich in aller Ehrbarkeit. Aber der Sonntag ist doch, wie Er schon selber gesagt hat, vorzüglich zur Andacht bestimmt. Wäre es da nun nicht das Beste, daß man vor und nach der Kirche ein Kapitel in der Bibel läse?

Ernst. Sie sollen mir's nicht umsonst gerathen haben. Es soll anders bei mir werden.

Pastor. Und dann, lieber Freund! Bedenk' Er den langen Winter und besonders die langen Abende. Ist da keine Zeit? Könnt Ihr nicht etwa vom October oder November an bis in den April täglich in der Bibel lesen?

Ernst. Wahr ist's, wenn man es recht überlegt. Aber unser einer lebt so in den Tag hinein. Ich will's ehrlich gestehen, man denkt oft an nichts weiter, als wie

man nur sein Bißchen Brot haben kann. Es ist gar kein rechter Trieb nach Gott und seinem Worte da.

Pastor. Ja, das war's. Sieht Er's nun? Es muß anders werden.

Ernst. Ach, ja wohl.

Pastor. Da würde ich Ihm denn also rathen, daß Er sich fest vornehme, des Sonntags, und in den längern Abenden, ein oder etliche Kapitel in der Bibel zu lesen. Denn aussetzen muß Er nicht, nicht etwa denken: Künftige Woche soll's wieder eingebracht werden. Macht Er's erst so, so wird bald die ganze Sache ein Ende haben. Hat Er aber das Werk nur erst vier Wochen recht, wie's sein muß, getrieben und mit Verstand und Herz die Bibel lesen lernen — gewiß Er soll mir's wieder sagen, wie wohl Ihm sein, und wie's Ihm vorkommen wird, als fehle Ihm etwas, wenn Er nicht kann Seine Andacht haben. Versuch Er's nur!

Ernst. Das soll geschehen, Herr Pastor!

Pastor. Da fällt mir ein, wie Er die Sache noch nützlicher machen könnte. Er kann ja Frau, Kinder, Knecht und Magd mit dazu nehmen. Ohnehin seid ihr in den langen Abenden in Einer Stube. Da könnte Sein Sohn Friedrich etwas aus der Bibel lesen und die Uebrigen hörten zu.

Ernst. Jetzt geht mir ein Licht auf, Herr Pastor. Ja, ja, das ist wahr! Was für Sachen werden nicht mitunter geschwaßt, ich habe mich oft darüber geärgert. Das soll nun anders werden. Statt dumme Dinge zu treiben und die Leute durchzuhecheln, soll man hören, was Gottes Wort sagt.

Pastor. Selbst für Seine Wirthschaft wird das gut sein. Frommes, christliches Gesinde thut seine Schuldigkeit besser, als solches, was von Gott und seinem Worte nichts weiß und nichts hält. Das hat die Erfahrung gelehrt.

Ernst. Ja, ich erinnere mich, wie ich noch so ein Bursche war, sagte mein seliger Großvater eben dasselbe.

Pastor. Auch Seine Kinder wird Er so zu frommen und dadurch glücklichen Menschen machen. Drum thu' Er's, lieber Ernst, thu' Er's!

Ernst. Da haben Sie meine Hand darauf, es soll ehrlich geschehen. Und wenn ich mein Wort nicht halte, so erinnern Sie mich im Beichtstuhle daran.

Pastor. Ich will hoffen, daß das nicht nöthig sein wird. — Sonst war es überhaupt herkömmlich, daß jeder Hausvater mit den Seinigen seine Erbauungstunden hielt, welche ein christliches Lied und Gebet beschloß. Noch jetzt kenne ich unter vornehmen Leuten Manche, und es giebt hin und wieder auch unter den geringern einige, welche diese fromme Sitte beibehalten haben. Sie befinden sich auch dabei recht wohl und glücklich.

Ernst. Davon habe ich auch meinen Großvater sprechen hören. Er ermahnte gleichfalls uns Kinder recht nachdrücklich dazu, daß, wenn wir einmal unsre eigene Wirthschaft hätten, wir ja die fromme Sitte nicht sollten aussterben lassen. „Wer Gott verläßt, den verläßt Gott wieder“ pflegte er immer zu sagen.

Pastor. Ei, ei, lieber Mann, und doch ist Er davon abgekommen? warum hat Er das gethan?

Ernst. Ach, Gott! ja ich erkenne meine Sünde. Der gute Großvater! Wie würde ihn das kränken. Nun, ich will's nachholen, das will ich mit Gottes Hilfe.

Pastor. Aber ich bitte Ihn, Freund, wie hat Er des guten Großvaters Ermahnung so ganz vergessen können?

Ernst. Ihnen, als meinem Beichtvater, will ich die reine Wahrheit sagen. Sehen Sie, als ich meine Haushaltung anfang, da dachte ich wohl daran, was der selige Mann uns eingeschärft hatte. Ich wollte es auch thun, aber da fiel mir der Gedanke ein: du bist der einzige im Dorfe, der's so macht. Was wird das für ein Reden geben! wie wirst du von allen verspottet werden!

Pastor. Schade, Schade! Hätte Er doch die Leute reden lassen, so viel sie wollten. „Wer sich meiner und meiner Worte schämt, dessen wird sich der Menschensohn auch schämen, wenn er kommen wird.“ So spricht der Heiland. „Thue Recht, scheue Niemand.“ „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ Daran hätte Er denken sollen. Aber, Ernst, Ernst! ich fürchte, es wird künftig eben so gehen, Er wird sich vor den Menschen schämen, Seinen Vorsatz auszuführen.

Ernst. Das hat nichts auf sich. Ich will nicht wieder so ein Narr sein. Sie sollen heute nicht vergeblich mit mir gesprochen haben. Mag's mir auch anfangs schwer eingehen, mich über der Leute Geschwätz wegzusezen; immerhin!



Pastor. Gott segne Seinen Entschluß und gebe Ihm Kraft zur Ausführung.

Ernst. Wäre ich auch der Einzige in der Gemeinde und machte keiner es mir nach; meinerwegen! Ich will mich des göttlichen Wortes nicht schämen, sondern fest dabei bleiben. „Wer sich meiner und meiner Worte schämt, dessen wird sich des Menschensohn auch schämen.“ „Thue Recht, scheue Niemand.“ „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ Diese Worte sind mir wie ein Schwert durchs Herz gegangen.

Pastor. Die Lästermäuler werden am Ende auch verstummen müssen. Ueberhaupt sei Er nicht so ängstlich besorgt, was andere von Ihm denken und sprechen, wenn Er nur bei dem Herrn aller Herrn wohl angeschrieben ist, wenn Er nur gut mit Seinem Gott und Seinem Gewissen steht. Gott und Sein Gewissen fürchte Er über Alles. Und es giebt ja doch auch noch Fromme; die werden Ihn nur um so höher achten, je mehr Er sich an Gott und Bibel hält. Sei Er gutes Muthes und geh' Er frisch daran!

Ernst. Sie machen mich immer stärker, Herr Pastor! Das sollen meine frohesten Stunden werden, die nützlichsten sind es; das weiß ich.

Pastor. Dazu kann Er sie machen, wenn Er will.

Ernst. Wenn ich will? warum soll ich nicht wollen?

Pastor. Ich meine, wenn Er ferner dabei gehörig zu Werke geht.

Ernst. Aber wie soll ich denn zu Werke gehen?

Pastor. Nun, ich will Ihm auch hier noch meine Rathschläge geben, weil Er auf so gutem Wege ist. Vor allem hüte Er sich, mit Zerstreuung, oder gleichgültig, wie ein anderes Buch, die Bibel in die Hand zu nehmen. Ehe Er anfängt zu lesen, mache Er sich's recht lebhaft, daß Er Worte Gottes darin findet. Das wird Sein Herz mit Ehrfurcht und Andacht erfüllen. Dann bleibt die Hauptsache: Er muß überall sich fragen: was ist hier wohl die Meinung? und am Ende muß Er sich in Gedanken wiederholen, was Er im ganzen Kapitel gelesen hat. Würde Er's nicht recht, so müßte Er's lieber das folgende Mal wieder lesen; und verstünde Er's da noch nicht, weil die Sache an sich zu schwer für Ihn wäre, so würde Er dann zu mir kommen. Vornehmlich nehme

Er sich dann ich Acht vor einem flatterhaften gedankenlosen Hinlesen, wo man gar nicht weiß, was man gelesen hat, ob vom Thurmbau zu Babel oder von der Arche Noä. Ich weiß wohl, daß es Leute giebt, die ohne weiteres Nachdenken und ohne alle Aufmerksamkeit ins Gelag hineinlesen und Wunder wie viel gethan zu haben meinen, wenn sie nur die Worte der Bibel mit ihren Augen gesehen und mit ihrem Munde ausgesprochen haben.

Ernst. Ich weiß wohl, was Sie sagen wollen. Ich hoffe, der Gedanke „Gott ist's, der mit dir spricht,“ wird mir da gute Dienste thun. Wenn ein vornehmer Herr mit einem redet, hört man doch recht aufmerksam zu, man will kein Wort fallen lassen.

Pastor. Wie viel mehr, wenn Gott mit uns spricht, will Er sagen. Sehr gut. Davor hüte Er sich also. Das Bibellefen soll ja kein Hof- und Frohndienst sein; wir selber sollen daraus Nutzen schöpfen, nämlich Nahrung für unser Herz. Was die Speise für den Körper, das soll die Bibel für unsere Seele sein. Wie geht das aber an, wenn man ohne Verstand liest? dann kann man dabei keine Freude und davon auch keinen Nutzen haben.

Ernst. Davon weiß ich selbst zu sagen. Als Zunge las ich immer darauf los, ohne ein Wort dabei zu denken, weil mir das keiner so sagte. Aber, ehrlich gestanden, ich las auch nicht gern in der Bibel.

Pastor. Sieht Er wohl!

Nun höre Er noch: Wenn Er Erzählungen, Geschichten im alten oder neuen Testamente liest, etwa von dem, was der Heiland gethan hat, oder was Ihm beegnet ist: so suche Er's so zu machen, daß es ist, als wäre Er wirklich mit dabei. Er muß sich den Ort, die Umstände, die Personen, kurz alles so vorzustellen suchen, als hörte und sähe Er's selbst. Das macht Freude und dann behält man auch gut. Wenn Er zum Beispiel die Geschichte liest, wie Jesus die Viertausend gespeiset hat; so muß Er thun, als wäre Er mit einer von den Gästen gewesen. Bei der Bergpredigt muß Er sich vorstellen, als wäre Er mit einer von den Zuhörern. Oder Er liest die Osterlammesmahlszeit Jesu, die er mit seinen Jüngern hielt und wo er das Abendmahl einsetzte: so muß Er sich alles, den Saal, den Heiland, die Jünger, das Brotbrechen, kurz alles so lebhaft vorstellen, als habe Er der ganzen Sache beigewohnt, als habe der Heiland auch zu Ihm

die letzten Abschiedsworte geredet, auch Ihm das Brot gereicht. So weiter bei seiner Gefangennahme, Kreuzigung, Auferstehung, Himmelfahrt. Es muß immer sein, als wäre Er dabei gewesen. Verstehst Er mich?

Ernst. Ich werde ja. Gewiß, so habe ich's noch nicht gemacht, aber auf die Art muß es schön sein.

Pastor. Ich mache es so und darum sind mir die Stunden, wo ich in der Bibel lese, die frohesten und seligsten.

Ernst. Sie werden's freilich wohl besser können, als ich und meinesgleichen.

Pastor. Thu' Er nur redlich das Seine. Gott wird dann das Seine auch thun.

Besonders unterlaß Er nicht, von dem, was Er liest, die Anwendung auf Sein Herz zu machen.

Ernst. Wie meinen Sie das?

Pastor. Während Er liest, muß Er immer bei sich denken: „Das ist auch dir gesagt.“ Er muß sich vorstellen, als sei das alles für Ihn geschrieben, als sprächen der Heiland oder die Apostel, oder überhaupt die heiligen Schriftsteller mit Ihm und keinem weiter.

Ernst. Sie meinen, ich soll nicht denken: das alles ist bloß für die damaligen Menschen gesagt, oder: das gilt von diesem und jenem im Dorfe! sondern ich soll glauben, daß alles, was ich lese, gerade mir gesagt sei. Ist's richtig?

Pastor. Vollkommen verstanden. Also wenn in der Bibel gelehrt, ermahnt, gewarnt, gedroht, verheißt, getröstet wird; so denke Er bei Sich: die Lehre, die Ermahnung, die Warnung, die Drohung, die Verheißung, die Tröstung gilt auch mir; alles das wird mir gesagt. Zum Beispiel in der Bergpredigt hat Er alle die Reden des Heilandes auf Sich anzuwenden, wenn Er sich Jesum vorstellt, als stände Er Ihm gegenüber und spräche zu Ihm alle diese Worte. Sieht Er, das nennt man mit Anwendung auf sich selbst lesen. Nun ist's Ihm doch deutlich?

Ernst. Jetzt kommt mir die Sache ganz anders vor. Ja, das muß Nutzen schaffen.

Pastor. Eins vergesse Er aber nicht dabei. Wenn Er liest, so halte Er zu Zeiten inne und frage sich, ob die Beschuldigungen, die Bestrafungen, die Warnungen und Drohungen Ihn treffen, ob Er diese oder jene Sünde,

welche getabelt wird, wirklich an sich habe, ob Er sie bei vorkommender Gelegenheit begehen könnte, ob der Zustand Seines Herzens und ob Sein Wandel so sei, wie er in der Bibel gefordert wird, ob Er die Verheißungen, die Tröstungen, die Hoffnungen, welche gegeben werden, sich zueignen könne, weil Er sich dem Willen des Herrn gemäß verhält.

Ernst. Nicht wahr? ich soll mich fragen, hast du etwa auch die Sünde an dir? übst du die Tugend, welche hier gefordert wird? handelst du so, wie es der Herr in diesen Worten befiehlt?

Pastor. Eben das meine ich. O, da wird Er viel, viel nachzudenken haben in Absicht Seines Glaubens, Seines Wandels, Seiner Schicksale. Und dann versteht sich's, daß Er, wenn Er auf etwas stößt, was bei Ihm nicht ist, wie es sein sollte, daß Er dann den ernstlichen Vorsatz fassen muß, es künftig besser zu machen. Nur muß Er Seinen Vorsatz auch ausführen, und es ja nicht bei bloßen Entschliefungen bewenden lassen.

Ernst. Ja freilich, die allein würden nicht viel helfen.

Pastor. Dabei unterlasse Er denn ja nicht, vor und nach dem Lesen um Gottes gnädigen Beistand zu beten. Es brauchen ja nicht viele Worte zu sein. Ohne den Geist des Herrn vermögen wir schwache Menschen nichts; er muß wirken in uns beide das Wollen und das Vollbringen des Guten. Er will es auch gerne thun, er will mit seiner Kraft in uns Schwachen mächtig sein. Das ist uns verheißt und noch ausdrücklich versprochen: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Das sagt der Heiland. Ja, der Heiland! — da will ich Ihm noch Eines rathen, das wird Ihm viel für Sein Christenthum helfen.

Ernst. Was meinen Sie, Herr Pastor? ich will es gerne thun.

Pastor. Wenn Er in der Bibel von unserm Herrn Christus liest, so merke Er ja immer recht darauf, wie der Heiland gefinnt gewesen ist, wie er gehandelt hat. Und dann frage Er Sein Herz, wie Er's dagegen macht, ob auch Er dem Heilande ähnlich sei. Zum Beispiele: ob Er Seinen himmlischen Vater auch so liebt, so ergeben in seinen Willen, so gehorsam gegen seine Gebote, so vertrauensvoll auf seine Hilfe zu sein pflegt? ob Er auch

so liebevoll gegen die Menschen ist, so wohlthuend, so friedfertig, so versöhnlich, so demüthig, so rein, so unschuldig in Seinen Gedanken, Worten und Werken? Da wird's viel zu bessern geben. Denn Jesu Christo ähnlich zu werden, im Großen, wie im Kleinen, darnach muß Er Zeit Seines Lebens trachten und dazu auch besonders Sein Bibellefen benutzen.

Ernst. Nein, mehr hätte ich heute nicht lernen können. Sie sollen aber auch sehen, wie ich folgen werde. Ich kann weiter nichts sagen. Aber könnten Sie in mein Herz sehen! Zehn Thaler wären mir nicht so lieb, als daß Sie mich heute besucht haben. Der liebe Gott vergelte es Ihnen, noch an Ihren Kindern.

Pastor. Es wird meine größte Freude sein, wenn ich erfahre, daß mein guter Rath bei Ihm gefruchtet hat. Zu guter Letzt noch ein Wort: findet Er schöne Sprüche in der Bibel, die Ihn besonders ans Herz sprechen, die lerne Er auswendig. Nichts bewahrt so kräftig vor der Sünde, nichts thut so große Dienste im Leiden und Unglück, als ein Kernspruch aus der Bibel. Ich spreche aus Erfahrung. Ich glaube nicht, daß Ihm das so schwer fallen kann, es brauchen ja nicht übermäßig viel zu sein. Wenn Er Sein Kapitel gelesen hat, so kann Er ja sich die Stelle daraus ins Gedächtniß fassen, die Ihm gerade besonders gefiel. Freilich in den Kinderjahren geht das am leichtesten. Darum wollte ich, daß alle Eltern bei ihren Kindern vornehmlich darauf hielten. Aber wenn Er will, so geht's auch noch jetzt. Darum nur in Gottes Namen dran! Sprüche aus der Bibel gelernt!

\*

\*

Wirklich hatte die Unterredung unsern Ernst tief im Herzen bewegt. Aber er hielt auch redlich, was er dem Pastor versprochen hatte und blieb Zeit seines Lebens dabei. Bald mußte er freilich schon das Irdische verlassen. Es trafen ihn schwere Unglücksschläge. Kriegsnoth, Viehsterben, Wetterschaden, Todesfälle. Da nahm er aus der Bibel seinen einzigen Trost, seine einzige Stärkung. Nach zwei Jahren überfiel ihn eine gefährliche Krankheit, da fand er wieder in der heiligen Schrift und in dem, was er sich aus derselben gemerkt hatte, sein einziges Labfal. Noch eine Stunde vor seinem Ende war sein frommer Beichtwater bei ihm. Im Angesichte des Todes dankte ihm

der Sterbende noch für jenen Christlichen Rath als für die größte Wohlthat, die er ihm erwiesen hätte. „Gott segne Sie,“ sprach er, „in Ihrer letzten Stunde, wie er mich jetzt segnet! Ich würde nicht so ruhig, so getrost und so freudig sterben, wenn Sie mir nicht auf den rechten Weg zum Leben geholfen hätten.“

Bald nachher entschlummerte der Kranke sanft und mit den Worten Christi: „Vater in deine Hände befehle ich meinen Geist!“

Uebrigens hatten sein und der Seinigen Beispiel, wie viel auch anfangs darüber geredet und gespottet wurde, doch gar manche dahin gebracht, daß sie ihm nachfolgten, ihre Erbauungstunden hielten, und die Bibel lasen, erst einen, dann zwei, dann mehrere. Zuletzt wurde die alte fromme Sitte fast allgemein im ganzen Dorfe. Das war für den würdigen Seelsorger die köstlichste Freude.

---

10.

Die Liebe leidet alles.

Oder:

Sehet, was das Christenthum kann!

---

Wenn man unter dem großen Haufen der heutigen Christen so wenige Spuren eines lebendigen Glaubens und eines thätigen Christenthums wahrnimmt: so ist es dem Verehrer Jesu um so rührender und macht ihm um so größere Freude zu sehen, wie doch noch hie und da sich Menschen finden, in welchen Christus lebt, und die an Ihm ihr alles haben.

Diese Freude ist mir Gott Lob! zu Theil geworden; und es ist mir ein sehr süßes Geschäft, den Leser dieses Buches mit zwei Personen bekannt zu machen, die dem Stande nach sehr verschieden, doch beide von der göttlich belebenden Kraft des wahren Christenthums durchdrungen sich zeigen.

Eine Dame von vornehmem Stande, in einem Städtchen des nördlichen Deutschlands, giebt mir die Erlaubniß

von einer mir schriftlich mitgetheilten Erzählung, den Zustand eines sehr elenden Kranken betreffend, hier zur Erbauung der christlichen Leser Gebrauch zu machen.

Vor mehreren Jahren — so schreibt die edle Jüngerin Jesu — hatte ich hier in G... die große Freude, einen dem Ansehen nach recht elenden armen Kranken kennen zu lernen, den ich in einem Gewand des Leidens erblickte, das ich mir kaum größer hätte denken können. Es war ein armer Leinweber mit Namen St..., der hier lebte und den das Unglück traf, den Krebs ins Gesicht zu bekommen. So lange er's vermochte, arbeitete er mit aller Treue, um sich und den Seinen, einer Frau und einem noch jungen Kinde das Brot zu verdienen. Als dieses nicht mehr möglich war, machte er die, so bei ihm hatten arbeiten lassen, mit seiner Noth bekannt. Sein Leiden ertrug er dabei still und mit der ausgezeichnetsten Gelassenheit und Ergebung. Von ungefähr kam er auch mir vor die Augen, wo ich ihm sagte, er möchte künftig auch aus unserm Hause sich eine kleine Gabe holen. Er dankte aber ganz bescheiden, und meinte, er hätte genug an dem, was er von denen erhielt, die ehemals hatten bei ihm arbeiten lassen. Ich mußte ihn recht dringend nöthigen, auch meine Gabe anzunehmen, da ich wohl wußte, wie sehr er ihrer bedurfte. Endlich nahm sein Uebel in solchem Maße zu, daß er nicht mehr ausgehen konnte, sondern das Bett zu hüten genöthigt war. Da er sich solchergestalt bei mir nicht weiter sehen ließ: so schickte ich ihm die kleine Gabe durch eine Frau, seine Nachbarin, zu, die dieß Geschäft, aus Mitleid mit dem Armen, auch recht gern übernahm. Doch endlich wollte diese nicht mehr zu ihm gehen, weil ihr der Anblick des Kranken gar zu entsetzlich und der Geruch in seinem elenden Zimmer gar zu widerlich sei. So hatte der Arme, höchstbedauerenswürdige einige Wochen nichts von uns erhalten; denn niemals schickte er seine Frau zu uns, welche vielmehr durch Arbeit außer dem Hause das Allernöthigste mußte zu verdienen suchen. Jetzt wollte ich mit meinen Schwestern auf einen Monat verreisen. Ich ging deshalb mit einer derselben zuvor zu unserm Kranken, um ihm die rückständige Gabe zu bringen und vielleicht noch sonst etwas zu seiner Erquickung zu thun. Ich trat in die Stube des Kranken; aber ach! welch ein Anblick von Jammer und Noth! nie hatte ich je dergleichen gesehen. Da lag der

Unglückliche mit einem viel schrecklichern Gesichte, als das eines Sceletts. Augen, Nase und ein Theil des Mundes waren weggefressen. Ich schauderte zurück. — Doch, was sahen, was hörten von diesem Lager des Elends die Augen und Ohren des Geistes? — Daß keine Noth der Seele schaden kann, welche sicher in Jesu Händen ruht. Ich redete den armen Dulder mit dem Gefühle des innigsten Mitleids an, und beklagte ihn herzlich. Als er meine Stimme hörte, reichte er mir freudenvoll die Hand entgegen, und mit Inbrunst des Geistes, in welchem das Feuer des Heiligthums Gottes brannte, sagte er: „wie er hier liege, schmecke und sehe er nur die Freundlichkeit seines Gottes und Heilandes.“ „Gott ist meine Zuversicht und Stärke, meine Hilfe in den großen Nöthen, die mich getroffen haben.“ So ging sein Mund über von lauter Lob- und Danksprüchen, die der Geist Gottes zu seiner Weide für ihn auserlesen hatte. Ich mochte um seine leibliche Noth ihn fragen, wie ich wollte; so machte er alles leicht und nicht werth der Herrlichkeit, die nun bald an ihm offenbart werden sollte, ging gleich wieder ins Lob Gottes über, der himmlisch gesinnte, noch auf Erden in Leiden lebende Menschenengel. Ich vergaß alles Elends bei ihm; denn ich sahe hier lauter Herrlichkeit Gottes und werde es nie vergessen, daß ich gewürdiget wurde, dieselbe hier zu schauen. Als ich den Kranken unter anderm fragte, ob ihn kein Prediger besuche, antwortete er: „Ach nein! Wie könnte ich auch das einem zumuthen. Und überdieß ist der Geist Gottes so geschäftig bei mir, daß ich keines menschlichen Trostes bedarf. Noch ist mir nie die Zeit auf meinem Krankenlager zu lang geworden.“ Und nun sagte er mir ein Lied von vier- undzwanzig Versen her, das ganz passend auf seine Umstände war; und bemerkte, das habe ihn der heilige Geist auf seinem Schmerzenslager gelehrt. Einige von diesen selbstgemachten Versen sang er mir auch mit dem freudigsten Herzen vor. In diesem Liede klagte er schmerzlich über seine begangenen Sünden, und bewunderte und pries die an ihm, dem großen Sünder, bewiesene Gnade und Liebe Gottes. Schon vorher hatte er mit der innigsten Reue erzählt, wie er in seinen frühern Jahren die Welt sehr lieb gehabt, und an weltlichem Wesen bis zum Anfange der jetzigen Krankheit sein ganzes Vergnügen gefunden hätte. Sehr gern hätte ich mir das Lied, zum Ge-



dächtnisse der großen Wunder Gottes an den Menschen, zum Nachschreiben vorsagen lassen; allein für dieß Mal war die Zeit zu kurz, und als ich von der Reise zurückkam, war der fromme Dulder aufgenommen zu den Sängern der himmlischen Schaaren, wo nicht mehr die Streiter ringen, wo sie Siegeslieder singen.

Die fromme Dame, deren vortreffliches, Christlich liebendes Herz, man ja wohl in dieser Geschichte nicht wird unbemerkt gelassen haben, schließt ihre Erzählung mit folgenden Worten:

Gnadenvoller herrlicher Jesus! bei dem man bis in den Himmel hinein vergnügt wie ein Kind sein kann, suche Dir viele Seelen, welche die Seligkeit schätzen, so von Dir geliebt zu werden. Dich zu lieben und Dir allein zu leben, das ist ja der einzige Weg, seines Lebens recht himmlisch froh zu werden, und erquickende Stärkung unter der Last der Leiden dieser Zeit zu empfinden. Was sehr beschwerlich, ja höchst gefährlich, endigt sich bei den Gläubigen herrlich. Ihnen sind Palmen und Kronen bewußt, liebenden Seelen wird alles zur Luft.

---

11.

**Wer da liest, der merke darauf!**

---

Es ist, wie ich glaube, ein seltener Fall, daß Leute von geringem Stande auf die Erziehung ihrer Kinder die nöthige Sorgfalt wenden. Um so größere Ursache habe ich, die Güte meines Schöpfers zu preisen, daß er mir Eltern gab, die in ihrem niedern Stande wahre Muster christlicher Erzieher waren.

Sie sind nun lange todt, die guten, treuen Eltern, denen ich nächst Gott das Beste, was ich habe, verdanke. Aber sie leben in meinem Herzen, und immer wird's für mich die süßeste Beschäftigung sein, an sie zu denken und von ihnen zu sprechen.

Mein Vater war ein Zimmermann, in einem unberühmten Städtchen von Sachsen, und meine Mutter die Tochter eines daselbst wohnhaften Tischlers.

Ohne Vermögen waren Beide zusammen gekommen; und so mußten sie denn ihr Auskommen lediglich von ihrem Fleiße, von guter Wirthschaft und — von Gottes Segen erwarten. An diesem letztern hat es ihnen auch nie gefehlt, obwohl sie eigentlich nie zu einigem Wohlstande kamen. Eine Menge häuslicher Unfälle erschöpften die guten Eltern viel zu sehr, und ihre Gewissenhaftigkeit ließ es nicht zu, daß sie gleich manchen andern, sich auf verbotnem Wege etwas zu machen suchten.

Von vier Geschwistern, deren drei mit mir noch jetzt am Leben sind, war ich das jüngste. Es pflegten manche Eltern für ihre jüngsten Kinder eine besondere Vorliebe zu haben. Von diesem Fehler waren meine Eltern völlig frei. Vater und Mutter söhne gab es bei uns so wenig als Vater- und Muttertöchter.

Es kam vielleicht mit daher, daß wir Kinder alle die herzlichste Liebe gegen einander hatten, und daß nie ein Zwist bei uns die nächste Stunde erlebte. Die schöne evangelische Vorschrift: „Lasset die Sonne nicht über eurem Zorne untergehen“ haben wir gegen einander gewiß aufs pünktlichste befolgt.

Meine älteste Schwester war das älteste unter uns Kindern. Ihr verständiges Wesen, und ihr treffliches Herz machten den Eltern Freude. Aber leider! war das gute Kind von ihrer ersten Kindheit an sehr schwächlich, und in dem folgenden reifern Alter mehr als ein Mal am Rande des Grabes. Noch jetzt denke ich mit Rührung an die Zeiten, wo wir die gute Schwester, einem Schatten ähnlich, auf dem Schmerzenslager sahen. Wie sich da ein jedes der Geschwister beeiferte, der Kranken etwas zu Liebe zu thun; wie wir uns glücklich fühlten, wenn unsere geringen Dienste der Leidenden schienen angenehm zu sein; das steht in meinem Gedächtnisse aufs lebendigste angeschrieben. Aber besonders rührend ist mir das Bild der guten Mutter. Da der Vater fast immer seiner Geschäfte wegen abwesend war; so ruhete die ganze Last der Haushaltung auf ihr; und die Sorge für die äußerst beschwerliche Wartung der Kranken hatte sie allein zu tragen.

Ah, wie manche Nacht hat sie am Bette der Kranken durchwacht, und dann doch am Tage, neben den nöthigen Geschäften der Haushaltung, der Krankenpflege mit dem größten Eifer und der pünktlichsten Sorgfalt obge-

legen! So sehr ich noch jetzt diese unermüdete Thätigkeit bewundere; so bewundere ich doch weit mehr den hohen Muth, den meine Mutter bei dieser Gelegenheit zeigte. Sie liebte die Tochter auf's zärtlichste, und dennoch verlor sie nie die Fassung, wenn die Umstände anfangen bedenklich zu werden. Sie vermochte es sogar über sich, am Krankenbette die größte Ruhe zu zeigen, und im Gespräche mit der Kranken eine Heiterkeit anzunehmen, die uns alle und auch wohl die Schwester über die Gefahr der Krankheit täuschte. Sie sparte ihre Klagen nur für Gott; denn oft, so hat sie uns nachher gestanden, ergoß sich ihr Schmerz in heiße Thränen, wenn sie unbemerkt vor Gott sich niederwerfen, und ihm, dem barmherzigen Vater im Himmel, den Kummer ihres Herzens klagen konnte.

So dürftig die Umstände meiner Eltern waren; so ward doch immer der Kranken ein ordentlicher Arzt gehalten. Viele wollten das meinen Eltern verdanken. Man meinte, all' das viele Geld für Arzt und Arznei wäre doch am Ende vergeblich, da die Kranke unmöglich zu retten sei. Meine Eltern hörten das an; allein ihr Verhalten blieb dasselbe. Sie meinten, es würde ihnen unmöglich sein, in ihrem ganzen Leben eine ruhige Stunde zu haben, wenn sie auch nur vermuthen müßten, nicht alles zur Rettung ihres Kindes gethan zu haben. — Bei dieser ihrer Denkungsart war es ganz umsonst, wenn man sie erinnern wollte, sie würden durch die vielen und schweren Ausgaben sich selbst und ihre übrige Familie zu Grunde richten. Davor, sagte meine Mutter, wird uns Der bewahren, der dort oben wohnt, und in seinem Worte spricht: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir, weiche nicht, denn ich bin dein Gott, ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit.“ Es zeigte sich in der Folge, mit wie gutem Grunde meine frommen Eltern auf des himmlischen Vaters höhern Beistand gerechnet hatten. Dem menschenfreundlichen Arzte ging unser Zustand zu Herzen, und eine Denkungsart, wie er sie bei Leuten dieses Standes noch nie gefunden hatte, machte auf ihn den tiefsten Eindruck. Ob er also gleich die größte Sorgfalt in der Behandlung der Kranken angewandt hatte; so war er doch so edelmüthig, für alle seine Bemühungen nichts zu fordern. Auf andere Weise noch erfuhren meine Eltern, bei allem Elende, das sie drückte, den Beistand von oben

her, auf welchen sie immer so glaubensvoll hofften. So gar mir als Knaben fiel es als etwas Besonderes auf, daß mein Vater bei seinem Gewerbe immer gerade dann am meisten verdiente, wenn wir zu Hause der Hilfe am bedürftigsten waren. Ich machte diese Bemerkung einmal gegen meine Eltern, als gerade der Vater mit einem ganz hübschen Sümmdchen am Sonnabend nach Hause gekommen war. Mein Vater sah mich an, als freuete er sich meiner Worte, und sagte dabei: „der himmlische Vater weiß, daß wir des alles bedürfen.“

Doch der schönste Lohn meiner Eltern für ihre unermüdete Sorgfalt und ihren nie erkalteten Eifer, die Tochter zu retten, war ohne Zweifel der über alle Erwartung glückliche Erfolg ihrer treuen Elternsorge. Meine Schwester blieb zwar immer schwächlich; aber ihr Leben war doch aus der gefährlichen Krankheit gerettet. So wie sie nun ihre Rettung und die Fristung ihres Lebens nächst Gott besonders der liebevollen Sorgfalt der Eltern verdankte; so widmete sie hinwiederum den guten Eltern auch ihr ganzes Leben. Sie war es, die durch die treueste und liebevollste Pflege der alten Eltern Tage verlebte; während wir übrigen Geschwister alle in ziemlicher Entfernung von unserm Geburtsorte lebten.

Doch ich gehe wieder in die Zeit unserer Jugendjahre zurück.

Unsere Eltern liebten uns von ganzer Seele, und eben darum war ihre größte Sorge die, daß wir recht gut und christlich möchten erzogen werden. Da der Vater seiner Geschäfte wegen wenig zu Hause sein konnte, so war natürlich das Erziehungsgeschäft dem größten Theile nach in den Händen der Mutter. Und wahrlich in bessere Hände hätte es auch unmöglich kommen können.

Es hatte meine Mutter eine ganz besondere Weise mit uns umzugehen, wodurch sie unsere Herzen völlig in ihre Gewalt bekam, so daß wir alle mit der zärtlichsten Liebe an ihr hingen. Sie gab sich viel und gern mit uns ab, hörte mit unermüdlicher Geduld unsere kindischen Erzählungen an, und gab auf unsere Fragen Antwort. So wie sie sich recht herzlich freuen konnte, wenn wir in Unschuld fröhlich waren; so war's ihr ein besonderes Vergnügen, wenn sie uns Freude machen konnte. Die Weisheitslehre werden mir darum ewig dankwürdig bleiben.

Noch sehe ich die Mutter in ihrer frohen Geschäftigkeit, wenn der festliche Tag sich näherte — noch sehe ich des Vaters heiter lächelnde Miene, bei unsern kindischen Gesprächen über die bevorstehende Freude.

So dürftig immer die Geschenke waren; doch hatten wir Kinder stets eine unbeschreibliche Freude darüber. Lauter Jubel war den Weihnachtsmorgen in unserm elenden Hüttchen; und die Eltern selbst schienen diesen Tag alle Sorgen zu vergessen, und nur für die Freude Empfindung zu haben. Freudenthränen in den Augen, standen sie unter uns, machten auf das und jenes uns aufmerksam, und fragten uns — gerade als zweifelten sie — ob wir uns auch recht freueten. —

Auf solche Weise wird man's wohl natürlich finden, daß wir unsere Eltern mit aller Stärke kindlicher Empfindung liebten. Und wir wußten damals nicht, was ich nun jetzt wohl weiß, wie theuer unsere Freude den armen Eltern oft zu stehen kam.

Wie gesagt also, wir liebten unsere Eltern von ganzem Herzen, und daher kam's denn auch, daß Worte mehr bei uns fruchteten, als bei manchen Kindern die härtesten Strafen. Recht machten wir's freilich auch nicht immer, es gab oft Verweise und ein Paar Mal habe ich auch die strafende Hand der Mutter auf meinem Rücken gefühlt. Doch wußte ich nicht, daß einer von uns eine eigentlich böshafte Handlung begangen hätte. Die Furcht, die Mutter zu betrüben, schreckte uns mehr als alle Strafen.

So sehr uns aber unsere Eltern liebten; so übersahen sie uns doch keine Unart; und dadurch eben bewiesen sie an uns die größte Liebe. Ich mochte etwa fünf Jahr alt sein, als ich einmal des Abends spät nach Hause kam. Taschen und Schnupftuch hatte ich mit Birnen und Pflaumen gefüllt; und damit wollte ich mir der Mutter Günst erkaufen. Es kostete ihr keine Mühe, von mir herauszubringen, daß ich das Obst aus einem Garten genommen, dessen elende Wand ich glücklich überklettert hatte. Ich machte nun nicht schlechte Augen, wie ich statt des Lobspruches, den ich so gewiß erwartete, einen ernsten Verweis, und den eben so ernsten Befehl erhielt, das Gestohlene den Augenblick wieder an den Ort zu tragen, woher ich es genommen hatte. Nun wußte ich, was

stehlen war, und von nun an war mir Diebstahl das häßlichste Laster.

Am allerstrengsten ward von meinen Eltern, und vom Vater insbesondere das Lügen gestraft. Nicht nur folgte eine harte körperliche Züchtigung darauf; sondern es wurde auch dem Lügner eine Zeit lang mit der größten Verachtung begegnet. Ich werde es nie vergessen, wie mir zu Muthe war, als es wunderlicher Weise an den Tag kommen mußte, wie ich in der Schule den Lehrer belogen hätte. Damals glaubte ich wirklich, meine Eltern verführen zu hart mit mir. Jetzt denke ich ganz anders, und eben hier kann ich ihre Einsicht nicht genug bewundern. Sie hatten uns nämlich in so fern alle Ursache zum Lügen benommen, daß sie ein Versehen, was ehrlich gestanden wurde, nur gelinde, ja darnach die Umstände waren, nicht einmal mit einem Worte bestrafte. Das eigentliche Lügen aber galt ihnen, wie gesagt, über alle andere Vergehungen, und wurde immer auß strengste bestraft.

Ich möchte wohl wünschen, daß man's überall so machte, daß alle Erzieher in diesem Punkte wie meine Eltern dächten. Ich bin gewiß, wem früh ein Abscheu vor Lügen ist beigebracht worden, der wird so ziemlich sicher vor andern Fehlritten bleiben. Ohne Lügen können eine Menge Vergehungen gar nicht begangen, und noch weniger verheimlicht werden. Wer sich also vor Lügen scheuet, der wird schon darum weniger leicht zu einem Vergehen zu bringen sein, weil er merkt, daß es hier ohne Lüge nicht abgehen kann.

Doch ich komme wieder auf meine Eltern zurück, und zwar besonders auf ihr Verfahren bei unsrer Erziehung. Es versteht sich von selbst, daß wir die Schule so regelmäßig als möglich besuchen mußten. Ohne Noth aus der Schule bleiben galt bei meinen Eltern für große Sünde. Die Worte des Heilandes: „Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht“ deuteten sie besonders auf die Pflicht der Eltern, ihre Kinder fleißig zur Schule zu halten. Besonders hatte mein Vater von der Nützlichkeit der Schulen eine überaus hohe Meinung. Ich erinnere mich, wie er einmal sagte, er wolle gern, wenn's möglich wäre, in unfere Jahre zurückgehen, um noch einmal den Schulunterricht genießen zu können. Und bei einer andern Gelegenheit hörte ich

ihn zu einem Freunde sagen: Reichthümer werden meine Kinder einmal nicht von mir erben; aber lernen sollen sie was, und mit Gottes Hilfe gut und verständig werden. Das wird ihnen auch mehr als aller Reichthum helfen. Wie richtig dachte hier der gute Vater! und welch ein Glück für uns, daß er so dachte. Nicht selten prüfte er auch unsere Fortschritte; gewöhnlich war's der Sonntag, wo wir zur Probe ihm Etwas lesen oder ausrechnen, oder auch von unsrer Uebung im Nachdenken mußten Rechenschaft geben. Auch die Schreibbücher pflegten dann besehen zu werden. Hier zu bestehen, und ein Wort des Beifalls vom Vater zu erhalten — denn viel pflegte er nicht zu loben — war unser größter Ehrgeiz, und es kam bald dahin, daß wir die ganze Woche über uns auf den Sonntag freueten. Auch pflegten meine Eltern von Zeit zu Zeit beim Lehrer nachzufragen, wie es mit uns gehe, besonders wie er mit unsrer Aufführung zufrieden sei.

Ueberhaupt wachten die guten Eltern mit der äußersten Sorgfalt über unsere Sitten. Daß sie selbst mit ihrem Beispiele uns vorleuchteten, läßt sich leicht erachten. Böse Worte, Fluchen und Schwören habe ich nie von ihnen gehört, und ich wüßte auch nicht, daß sich je in unsrer Gegenwart ein Zank unter ihnen entsponnen hätte. Ohne Zweifel wußten sie, wie sehr dergleichen böses Beispiel von Vater oder Mutter auf die jungen Seelen wirkt, und die besten Ermahnungen unkräftig macht. Kurz, es haben meine Eltern im geringsten nicht Ursache, jenes ernste Wort des Heilandes auf sich zu deuten: „Wer da ärgert dieser Geringsten Einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehänget und er ersäufet würde im Meer, da es am tiefsten ist.“

Besonders groß war ihre Sorgfalt, uns vor Aergernissen zu bewahren, die wir von Andern hätten bekommen können. Es geschah wohl zuweilen, daß Leute, die bei meinen Eltern waren, Gespräche anfangen, welche für Kinder gerade nicht die erbaulichsten sind. Solchen Gesprächen schnell ein Ende zu machen, ging nicht immer an. Aber meine Mutter, der wir nie, auch in der Gesellschaft nicht, aus den Gedanken kamen, wußte sich dann auf andere Weise zu helfen. Unter irgend einem schicklichen Vorwande mußten wir uns entfernen, freilich nicht selten zu

unserm großen Schmerze, wenn wir eben am liebsten geblieben wären. — O die gute sorgsame Mutter! wie segne ich sie noch jetzt, wo sie im Grabe ruhet, für diese ihre Muttertreue!

Meine bisherige Erzählung, wie meine Eltern uns christlich zu erziehen suchten, muß den Leser schon auf die Vermuthung führen, daß bei unsrer Erziehung die Religion nicht werde vergessen worden sein. Meine Eltern waren beide voller Ehrfurcht gegen das Christenthum; sie erkannten es als eine Kraft Gottes selig zu machen, die daran glauben. Aus eigener Erfahrung wußten sie, was der Glaube an das Evangelium vermöge, welche Stärkung, welche Erquickung, welchen himmlischen Frieden er dem Menschen gebe. So war's denn wohl natürlich, daß sie alles thaten, um die Religion uns werth zu machen, und schon früh den Sinn dafür bei uns zu wecken. Insonderheit hat meine Mutter das große Verdienst um uns, daß sie den Samen christlicher Wahrheit in unsere Herzen streuete, und auf's sorgsamste pflegte. Früh schon wußten wir von Gott so viel, daß wir sein Mißfallen fürchteten, und ihn dabei von Herzen liebten. Wir waren nämlich von der Mutter frühzeitig angeleitet worden, alles Gute und Erfreuliche, auch wenn es zunächst von den Eltern, oder anders wo her kam, als Gottes Geschenk zu betrachten. Und eben so lernten wir auch unter mütterlicher Leitung die Macht und Güte Gottes in den Werken der Schöpfung kennen. Singen wir etwa bei einem Saatselde vorüber, oder freueten wir uns nach kindischer Weise über das schöne Obst, das uns von den Bäumen entgegenlachte, so wußte die Mutter ganz unvermerkt das Gespräch auf Gott zu lenken, und uns sowohl seine Macht, als auch besonders seine Güte, bemerken und bewundern zu lassen. Und ihre Gespräche mit uns über Gottes Freundlichkeit und Güte hatten so ungemein viel Anmuth, daß wir gar nicht müde wurden, zuzuhören, und über alles gern uns von dem himmlischen Vater erzählen ließen, der uns, wie die Mutter sagte, so lieb, und wohl noch lieber als sie selbst und als der Vater hätte.

Die besondern Wahrheiten des Christenglaubens lernten wir freilich erst später kennen; wo unser Verstand etwas mehr zur Reife gekommen war. Aber Jesum Christum kannten wir schon als Kinder, und ich erinnere mich noch wohl des unbeschreiblichen Eindrucks, den es auf uns



machte, wenn uns die Mutter von des Heilandes sanftem, menschenfreundlichem Sinne, seinem Mitleid mit Unglücklichen und seiner hohen Tugend erzählte, und uns mit Beispielen hiervon aus der Schrift bekannt machte. Besonders unvergesslich wird mir's sein, wie sie uns einmal die letzten traurigen Schicksale des so innig geliebten Jesus erzählte. Bis ins Innerste des Herzens drang jedes Wort der rührenden Erzählung, und schmerzlichere Thränen sind wohl nie von mir, wie von uns allen, vergossen.

Wochte es auch nur wenig sein, was wir damals von Christo wußten; so war doch dieses Wenige für unser zartes Alter genug, und gereichte uns in der Folge zu unendlichem Segen. Wir glaubten nachher um so williger und fester an das Evangelium, was uns Jesus verkündigte. Zu jener Zeit aber hatte diese frühe Kenntniß von Jesu den wichtigsten Einfluß auf unsere Sitten. An mir selber wenigstens habe ich die Bemerkung gemacht, daß sich nach dem, was ich von Jesu Sinnesart und seinem Verhalten wußte, die Vorstellung von dem was Tugend sei, immer fester setzte und immer mehr und mehr entwickelte. Wollte ich wissen, wie man in dem oder jenem Falle sich verhalten müsse; so stellte ich mir Jesum vor und fragte mich selbst: wie würde Er hier wohl gehandelt haben? und diese Gewohnheit ist mir immer geblieben, und hat mir, denke ich, bei meinem Christenthume die besten Dienste gethan.

Ich komme nun auf die Zeit, wo wir, eins nach dem andern, die Schule verließen, und wo es nun die Frage galt, auf welchem Wege wir uns durch die Welt bringen wollten. Die älteste Schwester mußte, ihrer Schwächlichkeit wegen, und auch um den Eltern zur Hand zu gehen, in dem väterlichen Hause bleiben. Die jüngere sollte es unter Herrschaften versuchen. Meine Eltern gingen hier mit einer Ueberlegung zu Werke, die man wohl selten finden möchte. Sie fürchteten Nichts mehr, als daß vielleicht die Tochter in schlechte Hände gerieth, die das in kurzem niederrissen, woran sie, die Eltern, lange und unter großen Sorgen gebauet hatten. Doch der gute Vater im Himmel schaffte auch in diesem Stücke Rath. Es dauerte nicht lange, so zeigte sich eine Gelegenheit, ganz nach den Wünschen meiner Eltern; und diese ergriffen sie denn mit Freuden; obgleich die Tochter hier nur ein Geringes an Lohn erhielt. Die Folge lehrte es,

wie gut meiner Eltern Verfahren auch hier gewesen war, und beschämte Alle, die sie deshalb getadelt hatten.

Meine Schwester benahm sich so in ihrem Dienste, daß sie bald das vollste Zutrauen ihrer Herrschaft besaß, und einer Liebe genoß, als wenn sie mit zu der Familie gehörte. Sie fühlte dabei sich auch so glücklich, daß ihr gar nicht der Gedanke an eine Veränderung einkam. Aber nach mehreren Jahren, die sie hier auf's glücklichste verlebte hatte, erhielt sie einen Vorschlag, den sie nicht wohl von der Hand weisen konnte. Ein junger Mann, der öfters in dem Hause ihrer Herrschaft war, hatte hier Gelegenheit gefunden, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Er besaß ein kleines Gütchen, und befand sich überhaupt in nicht übeln Umständen. Doch das Beste an ihm war sein gesunder Verstand und sein edles, frommes Gemüth. Dieser Mann glaubte nun in meiner Schwester die Person gefunden zu haben, die ihn als Gattin glücklich machen würde. Er erhielt von ihr auf seinen Antrag eine nicht ungünstige Antwort; und so kam, nachdem die Eltern ihre Einwilligung gegeben, die Sache bald zu Stande. So hatten denn meine Eltern die Freude, eins ihrer geliebten Kinder auf eine Art versorgt zu sehen, an welche ihr bescheidener Sinn nie hatte denken können. Sie erfuhren es hier recht, was die Schrift sagt: „daß Gott überschwinglich mehr thut, als wir bitten und verstehen.“

Uebrigens war der Weg, den Gott mit meiner Schwester gegangen war, voll der deutlichsten Spuren seiner Weisheit und Güte. Durch einen Zufall, wie man zu sagen pflegt, wurden meine Eltern mit der Herrschaft bekannt, wo nachher meine Schwester in Diensten stand. Ohne diesen Zufall, oder richtiger, ohne diese göttliche Fügung wäre das Schicksal der selben ganz anders ausgefallen, und schwerlich wäre ihr wohl ein Glück, wie sie es nun genießt, zu Theil geworden. Aber noch mehr, auch meines Bruders Schicksal, wie das meinige, hängt auf's genaueste mit dem Umstande zusammen, der meine Schwester in das Haus jener Herrschaft brachte.

Es hatte nämlich mein Bruder eine unwiderstehliche Neigung, die Wundarzneikunst zu lernen, oder Chirurgus zu werden. So lieb war das freilich meinen Eltern eben nicht. Mein Vater hätte bei seinem Gewerbe nun gern einen Gehilfen gehabt, und diesen Wunsch sollte er jetzt

nicht nur aufgeben, sondern auch noch für den Sohn sich neue Sorgen machen, um ein schweres Lehrgeld und andere Unkosten aufzubringen. Noch war in der Sache nichts entschieden, und schwere Sorgen drückten noch das Herz der guten Eltern — da besuchte mein Bruder einmal die Schwester, welche damals noch bei der mehr erwähnten Herrschaft in Diensten stand. Gerade war ein fremder Herr zum Besuche dort. Er macht mit meinem Bruder bald Bekanntschaft, und findet an ihm Gefallen. Mit Vergnügen hört er von ihm, daß er wohl Chirurgus werden möchte. Dieser Mann, ein weitläufiger Verwandter der Herrschaft, bei der meine Schwester diente, war selbst Chirurgus in einer ziemlich entlegenen großen Stadt. Nach eingezogener Erkundigung über meine Eltern macht er endlich meinem Bruder den Antrag, bei ihm in die Lehre zu treten. Die Einwendungen des Bruders, wegen unserer Armuth, meint er damit niederzuschlagen, daß er von den Eltern weiter nichts als Wäsche und Kleidung verlangt, und außerdem auf's Beste für ihn zu sorgen verspricht. Voller Freuden kam nun mein Bruder nach Hause. Doch die Eltern nahmen die Sache in weitere Ueberlegung, und der Vater machte sich selbst auf den Weg, um den Mann, der ihm so gute Versprechungen gethan, noch näher kennen zu lernen. Das Ende von dem allen war, daß mein Bruder seinen heißesten Wunsch erfüllt sahe, und gleich nach seiner Einsegnung die Wanderung nach der Stadt zu seinem Lehrherrn antrat. Dieser wackere Mann erfüllte nicht nur alles, wozu er sich erboten hatte, sondern that noch mehr. Mein Bruder dankt ihm seine Brauchbarkeit und Geschicklichkeit, und nicht weniger die Erhaltung seiner Herzensunschuld in dem großen, verführerischen Orte. Ja, es ist das ganze, nachherige Glück meines Bruders das Werk dieses rechtschaffenen Mannes. Er vermochte ihn nämlich, sich an dem Orte, wo er selber lebte, häuslich niederzulassen, und was nur ein Vater an seinem Kinde thun kann, das that der edle Mann an seinem gewesenen Lehrling. Als er bei herannahendem Alter und eintretender Körperschwäche sich in den Ruhestand zu begeben genöthigt ward, verschaffte er meinem Bruder durch seine Empfehlung das Zutrauen seiner bisherigen Kunden. Ich kann nicht unterlassen zu bemerken, wie mein guter Bruder sich dieses besondern Segens Gottes werth gemacht hat.

Nie vergaß er die Dankbarkeit gegen seinen ehemaligen Lehrherrn und Wohlthäter, dem er, wo er nur konnte, gefällig war, und die letzten Tage des Lebens zu erheitern suchte. Kaum wird es noch der Erwähnung bedürfen, daß er mit besonderer Treue die süßeste aller Kindespflichten erfüllt, und die nunmehr schwachen und hilflosen Eltern auf's kräftigste unterstützt habe.

Auch die älteste Schwester fand nach dem Tode der Eltern bei ihm ihre Zuflucht, und sie lebte noch, wenn die liebevollste Behandlung und die sorgsamste Pflege ihre hinsinkende Kraft noch hätte halten können.

Um nun noch etwas von mir zu sagen; so machte ich, wie es galt, mir einen Beruf zu wählen, den guten Eltern nicht wenig Sorge. Meine Schwächlichkeit erlaubte gerade die Gewerbe nicht, wozu ich sonst mich wohl entschlossen hätte; und die, wo diese Schwächlichkeit mir weniger im Wege stand, waren nicht alle nach meinem Sinne. Unter solchen Umständen rieth mein bisheriger Lehrer in der Schule, wie auch der Prediger, es möchten mich meine Eltern bei der Schule lassen. Das war nun freilich ganz nach meinem Sinne; allein die Umstände meiner Eltern schlugen allen Muth bei mir darnieder. Doch Der, der Wege hat aller Wege, hatte schon für mich gesorgt und seine Anstalten getroffen, während ich mich noch mit Sorgen kümmerte. Mein Vater machte eben um die Zeit eine Reise nach der Stadt, wo mein Bruder damals noch in der Lehre war. Auf vieles Bitten erhielt ich's endlich, daß ich mitgenommen wurde. Der Lehrer meines Bruders nahm uns freundlich auf und machte als ein Kinderfreund sich viel mit mir zu schaffen. Ueber Tische that er, ich weiß nicht, war es Ernst oder Scherz, meinem Vater den Vorschlag, er solle mich in die dasige Stadtschule bringen. Mein Vater machte dagegen seine sehr gegründeten Einwendungen. Der freundliche Mann wollte nun auch meine Gedanken wissen, und da konnte ich ihm denn freilich nicht verhehlen, daß sein Vorschlag ganz mit meinen längst gehegten Wünschen zusammenstimme. Nun ward er mit einem Male still und es ward, so lange wir bei Tische waren, nicht weiter von der Sache gesprochen. Endlich, da wir aufgestanden waren, sagte der edle Mann mit ernster Miene zu meinem Vater: „Mein lieber Meister, ich dächte doch, mein Vorschlag, wegen Seines

Kleinen da, wäre nicht so schwer ins Werk zu setzen. Da er Lust zur Sache hat — denn Fähigkeit, das weiß ich, hat er — so meine ich, sollte Er hier auf Gott sehen, im Vertrauen auf ihn, da läßt sich Manches möglich machen. Wir wollen indeß die Sache weiter überlegen.“

Wir reisten nun wieder ab; doch mußte mein Vater versprechen in Kurzem mit mir wieder zu kommen.

Wie freudig ich auf dem Heimwege war, werde ich so wenig vergessen, als die Ungeduld, mit welcher ich auf die Entscheidung meines Schicksals wartete. Etwa vier Wochen vergingen, bis wir uns wieder auf die Reise machten. Ewig werde ich daran denken, welchen Eindruck es auf mich machte, als der edle Mann, der so vielen Antheil an meinem Schicksal nahm, meinem Vater ankündigte, wie er meinerwegen sich Mühe gegeben und auch Etwas ausgerichtet habe. Vor allen Dingen bot er mir in seinem Hause freie Wohnung an; ich sollte nämlich mit meinem Bruder auf einer Stube wohnen. Den Mittagstisch hatte mir der liebe Mann in seiner Bekanntschaft ausgewirkt; damit ich, wie er sagte, unter Leute käme und mich benehmen lernte. Außerdem bekam ich jeden Monat für Bücher und andere Ausgaben ein ganz artiges Sümmechen, was einige Freunde meines Wohlthäters für mich zusammen brachten. So ward denn meinen Eltern wieder eine Sorge abgenommen. Ich verließ nun wirklich das väterliche Haus, und ward von meinen Eltern mit den Worten Tobiä entlassen: „Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot.“

Zum Preise Gottes muß ich sagen, daß ich während meines ganzen Aufenthalts an jenem Orte, wo ich die Schule besuchte, über alle Erwartung glücklich war. Meine Gesundheit befestigte sich immer mehr und mehr, so daß ich mit aller Freudigkeit meinen Geschäften obliegen konnte. Auch kam ich in wenigen Jahren dahin, daß ich mir durch Unterricht, den ich im Rechnen und Schreiben, in Musik und andern Dingen ertheilte, schon selbst ein artiges Einkommen erwarb. Meine frommen Eltern erkannten in dem Allen die Fürsorge des himmlischen Vaters mit dem innigsten Danke. Nur ich selbst — zu meiner Beschämung muß ich's sagen — vergaß nicht selten, daß alles das

Gute Geschenk der Liebe meines himmlischen Vaters sei. — Zwar habe ich nie ein grobes Vergehen begangen, und an den Ausschweifungen und Lastern mehrerer meiner Bekannten niemals Theil genommen. Dazu liebte ich meine Eltern zu sehr, und vielleicht war auch durch meine frühere Erziehung der Abscheu vor dergleichen zu tief bei mir gewurzelt. Nur der Leichtsin, der unter meinen Mitschülern im hohen Grade herrschend war, ergriff auch mich, und erkaltete nach und nach mein warmes Gefühl für Religion, das ich als den besten Schatz vom Hause mitgebracht hatte. Doch, Dank sei der Gnade und Erbarmung meines Gottes, ich blieb nicht lange in diesem gefährlichen Zustande. Eine tödtliche Krankheit meiner Mutter war es, wodurch der gute Vater im Himmel mich wieder zu sich zog. Ich lernte nun wieder mit der vorigen Andacht beten; und so wie ich das erst wieder that, wie meine Seele sich wieder in des himmlischen Vaters Schooß ergießen lernte, kehrte auch wieder der vorige Eifer und die Liebe zur Religion zurück. Noch muß ich bekennen, daß das Beispiel meines rechtschaffenen und ächt christlich gesinnten Bruders, wie auch besonders der nie ganz unterlassene Besuch der Kirche, mich selbst zu der Zeit, wo der Leichtsin mich überwältigt hatte, vor gänzlicher Verderbtheit sicherten, und immer ein gewisses Gefühl für Frömmigkeit bei mir unterhielten.

Noch jetzt denke ich mit Rührung an die Wege, die der Herr mit mir gegangen ist; und bei den vielen herben Erfahrungen, die ich in meinem jetzigen Stande als Schullehrer habe machen müssen, erkenne ich es als die größte Wohlthat Gottes an mir, daß ich früh zur Frömmigkeit erzogen, und in der Folge durch Gottes besondere Führung auf diesem Wege erhalten bin.

Meine Eltern übrigens erlebten noch die Freude, mich in meinem jetzigen Amte zu sehen, und ich bin mir's bewußt, daß diese Freude, die meine Eltern an mir hatten, mein einiges höchstes Glück ausmachte.

## Hilfe in der Noth.

Von jeher war es Sitte in unserm väterlichen Hause, daß am Abende sich Alles versammelte, im frommen Gesang und Gebet mit Gott sich zu beschäftigen, und den letzten Theil des Tages so gleichsam zu heiligen. In der Herbst- und Winterzeit pflegte der Vater auch einen Abschnitt aus der heiligen Schrift vorzulesen, und nach den Umständen seine Erinnerungen und Ermahnungen dabei zu geben. Im Sommer that er das meist bloß des Sonntags. Da, meinte er, sei der Körper, wenn er des Tages Last und Hitze getragen habe, müde und zur längern Andacht nicht geschickt. Dieser guten Gewohnheit verdanken wir Alle sehr viel. Schon früh ist dadurch der Sinn für Gottesfurcht in uns gepflanzt und angeregt worden. Trotz allen Versuchungen des Unglaubens und allen Versuchungen des Lasters, haben die frühern Eindrücke nie aus dem Herzen verlöscht und vertilgt werden können. Ach, wenn es doch alle Eltern mit ihren Kindern, alle Herrschaften mit ihrem Gesinde also hielten! Noch nach ihrem Tode stifteten sie vielfachen Segen. Längst schon ruht deine Asche im Grabe, frommer Vater! aber nie werde ich der heiligen Stunden vergessen, wo du uns versammeltest vor dem Herrn, unserm Gott und Erlöser, mit uns zu ihm betetest und die Schrift uns auslegtest. Wie strahlte da dein Blick vor Freude, welcher väterliche Ernst zeigte sich dann wieder auf deiner Stirn, welche Wonne, welche Seligkeit erfüllte da unser jugendliches Herz! Noch am Throne Gottes werde ich dir, guter Vater, danken, daß du mich von Kindheit auf zu meinem Schöpfer und Erretter führtest, an ihn glauben, ihn lieben, ihm vertrauen lehrtest. Ja, meine Leser, dem Herrn vertrauen, das habe ich besonders in jenen Stunden der häuslichen Erbauung gelernt. Es trafen meine Eltern gar mancherlei Leiden. Viele Schläge des Unglücks hatten sie auszuhalten. Da pflegte denn der Vater, wenn der Kummer und die Sorgen gar zu groß wurden, in den Stunden der gemeinschaftlichen Andacht durch herzliches Gebet, trostreichen Gesang und Betrachtung einer Schriftstelle sich zu erholen und zu

stärken. Ach, und du gute, ängstlich besorgte Mutter, wie würdest du mit neuem Muth und neuem festem Vertrauen auf den Allmächtigen und Allgütigen erfüllt, wenn du die Worte der Verheißung hörtest, wenn im Gesang und Gebet auch dein Herz zum Himmel sich erhob! Wohl euch, nicht vergeblich war euer Vertrauen, ihr riefet den Herrn an in eurer Noth, drum hat er es auch an euch erfüllt, was er allen Frommen versprochen: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen.“ Wohl mir, auch ich habe es an eurem Beispiele erfahren, daß der Vers nicht lüget: „Es ist gut auf den Herrn trauen.“ Ja wohl ist es gut auf den Herrn trauen. Das bestätigte sich recht augenscheinlich einstmals an uns, wo die Noth besonders groß war. Ich will euch, lieben Freunde, den Vorfall erzählen; ich denke mir's, daß wohl Mancher unter euch, die ihr diese Zeilen leset, in Kummer und Elend seufzet. Vielleicht findet ihr euch wenigstens etwas beruhigt und gestärkt.

Ihr werdet wissen, daß im Jahre 1772 durch eine gänzliche Mißernte die größte Theurung entstand. Außerst spärlich war der Segen der Felder eingekommen. Ach, wie viele arme Familien irrten da brotlos umher, klagten, seufzten, weinten ohne Hoffnung auf Hilfe. Vielleicht hast auch du, mein guter Leser, selber damals öfters nicht gewußt, wo du für den Abend oder den morgenden Tag ein Stücklein Brot finden möchtest. Nun, seht Freunde! in jenem traurigen Jahre hatten auch wir lange, lange nicht so viel geerntet, als für unsere zahlreiche Familie nöthig war. Der Kider waren viele und zum Kaufen kein Geld vorhanden. Mein Vater war vor Kurzem um eine bedeutende Summe betrogen worden. In dieser Zeit nun, es war nach Weihnachten und an einem Freitage, versammelten wir uns auch, wie gewöhnlich, zu untrer Erbauungstunde. Es wurde die Geschichte von der Speisung der Fünftausend gelesen und der Vater stellte es uns recht rührend vor, wie der Heiland zur Zeit des Mangels und der Noth den Seinen geholfen hätte. Da weinte meine Mutter heiße Thränen, es war ihr so wohl und doch auch so weh ums Herz, und sie brach in die Worte aus: „Ja, wenn dieser mächtige und liebevolle Helfer jetzt noch bei uns wäre, da sollte mir's in diesem Jahre nicht bange sein. Freilich haben wir wohl ein Paar Scheffel mehr, als Andere geerntet, aber was



ist das unter so Viele?" Dabei wies sie auf uns Kinder. Hier klopfte ihr der Vater leise auf die Schulter. „Mutter, weine nicht!“ sprach er; „der Herr, der damals half, kann noch jetzt helfen, kann und wird auch uns helfen. Er ist ja nicht todt, er lebet und herrschet im Himmel. Denn er hat, wie die Schrift sagt, alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Vergessen wird er uns auch nicht, er ist bei den Seinen alle Tage bis an der Welt Ende.“ Und nun stimmte er aus dem Liebe: „Befiehl du deine Wege,“ welches uns allen bekannt war, die rührenden Verse an:

Auf! auf! gieb deinem Schmerze  
Und Sorgen gute Nacht;  
Laß fahren, was das Herze  
Betrübt und traurig macht.  
Bist du doch nicht Regente,  
Der Alles führen soll.  
Gott sitzt im Regimente  
Und führet Alles wohl.

Ihn, Ihn laß thun und walten,  
Er ist ein weiser Fürst  
Und wird sich so verhalten,  
Daß du dich wundern wirst,  
Wenn Er, wie's Ihm gebühret,  
Mit wunderbarem Rath  
Das Werk hinausgeführt,  
Das dich bekümmert hat.

Ich habe diese schönen Verse oft gesungen, aber in meinem Leben haben sie nicht einen so starken Eindruck auf mich gemacht. An Allen war die Rührung sichtbar. Gestärkt und voll Hoffnung auf Gottes Fürsorge legten wir uns nun schlafen. Am Morgen in aller Frühe kamen zwei Wagen mit Säcken beladen vor unsre Wohnung gefahren. Dabei erhielt mein Vater von einem alten Bekannten, der sieben Meilen entfernt wohnte, einen Brief, den ich noch habe und den ich zeitlebens zum Andenken aufheben werde. Es steht darin Folgendes:

„Du hast mir, werther Freund, im vorigen Jahre, da mich der Hagel getroffen hatte, mit Saat- und Brotkorn ausgeholfen. Ich schicke Dir solches jetzt mit Dank und einem kleinen Ausmaas zurück. Du wirst's wohl brauchen; ich habe gehört, daß ihr in eurer Gegend eine schlechte Ernte gethan habt. Ich thue nicht mehr,

als was Du an mir gethan hast. Danke nicht mir, sondern Gott, der mich dieß Jahr so viel ernten ließ, daß ich Dir, meinem treuen Freunde, etwas davon abgeben kann," u. s. w.

"Siehst du Mutter?" — sprach nun der Vater — "daß der Herr noch immer derselbe ist, der er vor Alters war. Auch unsern kleinen Vorrath hat er reichlich gesegnet." — Da weinte die gute Mutter vor Freuden und sagte: "Nun sehe ich in der That und Wahrheit, daß Gott Hilfe schafft und Keinen verläßt, der auf ihn seine Hoffnung setzt."

---

13.

### Der Christ in der Tiefe.

---

Anton Schäfer, ein einfacher, frommer Bergmann in der Brockenegend des Harzgebirges, hatte schon manche Schicht verfahren und Vieles in der Schule des Lebens und des Leidens gelernt. Das Beste aber, was er darin gelernt hatte, war sein festes Vertrauen auf den himmlischen Vater, in aller Angst und Fährlichkeit. Wir werden sogleich sehen, wie ihm dieses Vertrauen zu statten kam.

Anton ging des Sonntags jedesmal, es mochte regnen oder schneien, in die eine Stunde weit gelegene Stadt zur Kirche, und kam des Nachmittags immer fröhlicher und getroster zurück, als er des Morgens fortgegangen war. Eines Sonntags ging er auch dahin, hörte die Predigt und besuchte dann seinen Vetter Georg, der noch eine Stunde weiter das Thal hinauf wohnte. Dort gab es vieles zu sprechen über die Veränderungen in der Familie, über den Tod des alten Gerlach im Brockenhaufe, über die neue Ordnung im Grubenbetrieb, über die Franzosen und Kaiserlichen und über die Gnade Gottes, die doch am Ende Alles herrlich hinausleitete. Unterdeß war es Abend geworden und Anton mußte an die Heimkehr denken. Georg brachte ihn auf den Weg, reichte ihm die Hand und sprach: "Sage Deiner Lene

mein Glück auf!“ „Gott wird mich zu ihr heimführen,“ dachte Anton, sagte Lebewohl und ging. Er nahm den nächsten Weg an der Stadt vorbei, über den Sand, und dann die Roheisenstraße hinauf seinem Dorfe zu. Oben auf der Höhe, wo der Wegweiser steht, wählte er einen nähern Seitenweg, kam aber in der Dunkelheit der Nacht etwas zu weit links und — stürzte mit einem Mal in einen alten verlassenen Schacht, der neun Lachter tief war. Nun sind doch schon Manche nur ein Lachter hinabgefallen und nimmer lebendig wieder herausgekommen; aber jetzt ságte es der Herr anders. Anton blieb unverletzt, weil er in das Wasser fiel, womit der Schacht angefüllt war. Mit der größten Anstrengung arbeitete er sich aus dem Wasser heraus und erkletterte einen sogenannten Seitenstoß des alten Schachtes, der anderthalb Fuß über dem Wasser erhaben und nicht einmal einen Fuß breit war, jedoch immerhin breit genug, um ihm als Sterbebank zu dienen. Da saß nun der arme Anton, sich mit der rechten Hand an einem aus der Wand hervorstehenden Holz haltend. Seine Füße hingen bis über die Knöchel in das Wasser hinab. Ein schrecklicher Zustand, eine schreckliche Nacht! Sein Schreien verscholl der stummen, todten Mitternacht, die doch sonst so leise Ohren hat; kein menschliches Auge sah, keine menschliche Seele ahnete den Armen in der Tiefe.

„Also hier sitze ich auf meiner Sterbebank,“ dachte Anton, „hier unter mir das Wasser mein Grab. O, wenn's meine Gefährten nur wüßten! O Gott, meine Lieben daheim! Hier ganz verlassen, von der Hand des Todes umstarrt; keine Rettung, keine Hilfe ist möglich! Doch, Vater, Du auch jetzt noch meines Herzens Trost und mein Theil. Aus der Tiefe rufe ich, Herr zu Dir! Vater, siehst Du mich auch? Doch ja, ich weiß es: Finsterniß ist nicht finster vor Dir; Nacht ist vor Dir, wie der Tag, Finsterniß wie das Licht. Herr, Herr, kennst Du mich noch? Heiland Jesu, erbarme dich meiner! Auch Du hast ja unendlich viel an dem Kreuze gelitten. Doch bei Dir waren wenigstens noch Johannes und Maria. Meine Seufzer hört Niemand bei mir! — Nein, Herr, vergieb! Ich weiß nicht, was ich thue. Ich bin gesund, habe keine Schmerzen in meinen Gliedern, keine spottenden Feinde zu meinen Füßen. Unendlich viel mehr hast Du gelitten. Ich bin nicht werth der Gnade, daß Du so

viel für mich gelitten hast, um mir die Sterbestunde leicht zu machen. Aber mein armes Weib, meine armen Kindlein! Wie werden sie warten, wie werden sie suchen, wie werden sie weinen! Verzeihe mir Vater, wenn ich jetzt noch Hoffnung habe, wieder heimzukommen!“

Unter solchen und ähnlichen Schauer- und Lichtgedanken verschwand dem Anton die Nacht, langsam hingehend und wieder ausruhend, wie ein Greis, der seinem Grabe zuwankt. Der Morgen dämmerte in den Schacht hinein. Da hob sich wieder die Lebenshoffnung in dem Herzen Anton's. Sie war aber doch nur das Leuchten eines Wetterstrahls, nach welchem die Nacht noch dunkler wird. Wohl ihm, daß er noch eine andere Hoffnung kannte! Sank die Erdenhoffnung, dann schwang sie ihre heilige Fackel und erleuchtete die himmlischen Hallen, und Anton blickte hinein und freute sich herzlich.

Unterdessen hörte er, — denn der Schacht stand nicht weit vom Fahrwege — das Rollen der Eisenkarren auf dem Wege und das Peitschenknallen der Fuhrleute. Er schrie sich heißer; Niemand hörte seine Stimme.

Die Wagen rollten weiter, ihr Donner wurde immer leiser, endlich verschwand er ganz, mit ihm die wieder erwachte Hoffnung des Bedrängten. „Da ist gewiß der treue Fuhrmann Leonhard bei,“ dachte Anton, „könnte er mir nur noch einen Gruß an meine Frau bestellen. Lebe wohl, treue Gefährtin meines Lebens; habe Dank für deine Liebe; erziehe die Kindlein in Gottesfurcht; oben sehen wir uns wieder! Du aber, o Herr, schaue auf mich nieder und verlaß mich in meiner Sterbestunde nicht!“

Jetzt fing auch der Hunger an, unsern Armen zu plagen. Zu allem Glücke hatte ihm die Frau seines Veters ein Butterbrot mit auf den Weg gegeben. Davon aß er ein wenig. Auch plagte ihn entsetzlich der Durst, aber er durste sich nicht bücken, um Wasser zu schöpfen; denn wenn er es wagte, so mußte er die Hand, mit der er sich an dem Holze festhielt, loslassen, verlor auf seiner schmalen Bank das Gleichgewicht, und stürzte wieder hinunter in das Wasser, das dann aus einem Lebes- und Lachquell in einen Todesquell sich gewandelt hätte. So quillt im irdischen Leben nicht selten Leben und Tod aus Einem Born: man muß einen andern Lebensbrunnen kennen, durch dessen Wasser wir auf immer getränkt werden! „Und ob mir auch Leib und Seele verschnachte,“ rief Anton, „so bleibst

Du, o Herr, meines Herzens Trost und mein Theil! Nach Dir, Erbarmender, schreie ich, wie ein Hirsch nach frischem Wasser." Da merkte Anton, daß ein starker Wassertropfen in regelmäßiger Wiederkehr zu seiner Linken herabfiel. Er hielt seine Hand unter, ließ Tropfen darauf fallen und kühlte seine Zunge. „Ha,“ dachte er, „was bin ich doch ein seliges Kind Gottes! Der reiche Mann in der Hölle hatte auch nicht einen Tropfen Wasser, mit dem er seine brennende Zunge kühlte.“ Nun fiel es ihm gar ein, daß er seine Tabacksdose bei sich habe. Er zog sie aus der Tasche, schüttete den Taback, der noch darin war, neben sich auf den Holzstoß, hielt die Dose unter, und, wenn er die nun voll hatte, so trank er, und sein Herz war voll Danks gegen den Herrn.

So verging der liebe, lange Montag. Keine Rettung kam. Des Abends durchzog ein schauriger Frost die Glieder Anton's, die Kälte des Wassers, in dem seine Füße hingen, ging ihm hinauf bis an das Herz. Auch spürte er, daß er matter wurde an Leib und Seele. Der Geist vertrat ihn mit unaussprechlichem Seufzen. — Zuweilen fielen kleinere und größere Steine, oder etwas Erbe durch den verfallenen Schacht herab ins Wasser. Dann erschraf er jedesmal und glaubte, daß das morsche Gebäude zusammenstürzen wolle. Noch ehe die Dämmerung kam, hörte er ein Geräusch im Wasser, sah nieder, und siehe es war ein munterer Frosch, der hier unten seine Wohnung hatte. Große Freude durchdrang das Herz des Verunglückten, als er dieses lebende Wesen sah. In solcher Einsamkeit lebt und denkt und liebt man ganz anders; da wird auch der kleinste Umstand und die unbeachtteste Creatur zu einem Redner Gottes.

Es kam die zweite Nacht und war schrecklicher als die erste. Bergegenwärtige dir nur einmal die Lage des Armen. Fern von aller menschlichen Hülfe hier unten in der Tiefe; Nacht, schaurig schweigende Nacht um ihn her; Tod auf allen Seiten, oben und unten und in der Mitte, Kälte, Frost, Hunger und Durst! Die morsche Wand drohte zu stürzen, unter ihm das Wasser, das ihm zwar keinen Labetrunk, vielmehr den Tod geben, aber zugleich mitleidig mit dem Elenden, ihm Sterbebette und Grab werden wollte. So das Aeußere; in das Herz dürfen wir nicht sehen, sonst behalten wir keine Thräne, um sie an seinem feuchten Grabe zu weinen.

Ermattet vom Ringen, vom Beten, vom Weinen, vom Seufzen, vom Rufen, schlummerte Anton endlich ein, sich auch im Schlafe noch festhaltend an dem Holzstos. So ruht ein Kind Gottes auch mitten unter Todesgefahren in dem Arme des Heilandes, Engel umschweben dasselbe, und es schläft süß unter der Decke, die herabgefallen, und über dem Grabe, das das Kind zu verschlingen droht.

Anton erwachte erst, als die Sonne schon aufgegangen war, und fühlte sich durch den Schlaf gestärkt und erquickt. Er verrichtete sein Morgengebet, und rief am Schlusse: „Fels meiner Hoffnung, erbarme Dich meiner!“ Dann nahm er wieder seine Dose, ließ sich Wasser hineintropfen, trank, aß auch wieder ein Stücklein von seinem Butterbrode und dachte an Weib und Kind. Des Morgens um die achte Stunde hörte er wieder die Fuhrleute über den Weg fahren, rief, wurde nicht gehört, rief stärker und wurde nicht gehört.

Indessen wurde es Mittag. Der Hunger quälte unsern einsamen Freund gewaltig. Er hatte nur noch einen Bissen Brods; den wollte er sich aufsparen bis zulezt. Aber war denn nicht schon seine Stunde gekommen? Der Frosch plätscherte unten im Wasser; Anton sah ihn fröhlich umherschwimmen und freuete sich des Freundes seiner Einsamkeit. Da fuhr ihm, wie ein zuckender Blitz, der Gedanke durch die Seele: „das Thier könnte dir wohl zur Mahlzeit dienen und dir so das Leben noch fristen. Aber wie? den Freund deiner Einsamkeit morden und verzehren? Und dann, wie soll ich ihn fangen? Ich muß mich in das Wasser hinabstürzen, komme dann vielleicht nicht wieder in die Höhe, und gehe so, Leben tödtend und Leben suchend, unter.“ Dann aber dachte er wieder: „Gott hat dem Thiere vielleicht darum seine einsame Behausung hier in der Tiefe angewiesen, damit es mir als letzte Mahlzeit diene.“ Wohlhan, Anton stürzte sich in das Wasser und griff nach dem Frosche. So stürzt der sterbende Löwe, der nicht mehr den Wald, um Beute zu finden, durchstreifen kann, von Hunger gequält, auf das los, was seiner Lagerstatt nahe kommt. Anton kam mit dem Frosche in der Hand glücklich wieder in die Höhe und erkletterte seine Bank wieder. Er hatte den Frosch so fest gefaßt, daß derselbe schon erstorben schien; da merkte er, daß, — was häufig bei getödteten Froschen

geschicht, — sich des Thieres Vorderfüße wie Hände in einander falteten, dachte an Manches dabei, und legte den Getödteten neben sich auf die Bank. Am ganzen Leibe auf's neue durchnäßt, saß er nun wieder da und das Herz wollte ihm schier zerspringen. „Gott, mein Gott,“ rief er da wieder, „vergieb mir alle meine Sünden und sei mir ein Licht in dem Todesthale!“

Es war unterdessen Mittag geworden und Anton hielt nun seine Mahlzeit und sagte Dank. Aber die Füße, die schon so lange in das Wasser hinabgehangen hatten, fingen jetzt an, ihn zu schmerzen, auch wurde er immer matter und kraftloser, und es rieselte wie Todesschauer durch seine Glieder. „Das wird wohl der letzte Abend sein,“ dachte er. Die Lebenshoffnung verlosch immer mehr, gleich der Lampe, der kein Del zugegossen wird; nur zuweilen, wenn er an seine Lieben daheim dachte, flackerte das Licht seiner Hoffnung wieder auf.

Die Nacht kam zum dritten Mal wieder. Auch nun brachte sie dem Ermatteten Schlaf und dadurch etwas Lebensfrische. Die Hoffnung hob sich wieder eine Weile. Als er aber den vorbeifahrenden Fuhrleuten wiederum vergebens zugerufen hatte, da sprach er zu sich selbst: „Es ist der letzte Morgen; du mußt dich zum Tode bereiten. Sept, mein Vater, verherrliche auch an mir Deinen heiligen Namen und Du, o Heiland, die Kraft Deines Kreuzes!“ Anton wollte zuerst seine Rechnung mit der Erde abschließen. Gleich, als ob er sein Testament zu machen gesonnen sei, versetzte er sich im Geiste zu seinem Weibe und zu seinen Kindern, und sprach tröstend: „Der Herr wird euch nicht Waisen lassen, die Thränen der Wittwen fallen herab, aber sie schreien auch auf zu dem Himmel. Ich muß gehen, der Herr bleibt bei euch; lebt wohl! wohl!“ Anton konnte sich jedoch noch immer von dem Gedanken an Weib und Kinder nicht losreißen, und spürte, wie der kleine Johannes sich an ihn anklammerte, und seinen Vater nicht gehen lassen wollte. Aber, was half's? Er stand jetzt dem Himmel und dem ewigen Richter näher, als seinem Weibe und seinen Kindern. Nur galt es, die Rechnung mit dem Himmel abzuschließen. Thränen rannen über seine Wangen. Sie redeten laut und vernehmlich und gewiß sind sie ihm alle gezählt worden. „Barmherziger Vater sei mir gnädig! Gekreuzigter Heiland, gedenke meiner, auf daß ich in Dein Reich

komme!“ Dann nahm er noch einmal die Dose, ließ Wasser hineintropfen, trank, seufzte, flehte um Erbarmung, ließ den Becher fallen, schloß entkräftet das Auge und erwartete den himmlischen Friedensengel.

Da umfaßten ihn plötzlich die Arme eines helfenden Engels, und beide wurden so in ihrer Umarmung aus der Tiefe hinaufgezogen an das herrliche Sonnenlicht. Anton erwachte aus seinem Todeschlummer, und siehe es standen umher seine liebsten Freunde und Genossen. Er war jedoch zu schwach, um seine Freude und seine Verwunderung auszudrücken. Man trug ihn nach Hause zu seiner Frau und zu seinen Kindern. Diese erschrafen zwar sehr, als sie den abgehagerten leichenblassen Vater herangezogen sahen; aber ihre Freude, als dieser die Hände gegen sie ausstreckte, war unbeschreiblich. Weiter nichts davon. Anton hat noch eine gute Zeit gelebt; die Füße, welche so lange in's Wasser hingehangen hatten, mußten zwar abgenommen werden; aber er hat noch Manchen durch die Erzählung, wie es ihm in der Tiefe ergangen, zur Bestimmung gebracht, hat sich noch mehr für den Himmel bereitet, hat seine Familienangelegenheiten auf das Beste geordnet und ist in Freuden und Frieden heimgegangen.

Nun wird man noch gern wissen wollen, wie seine Rettung geschah. Es war so: Das Ausbleiben des Vaters hatte die Familie und das ganze Dorf in Unruhe und Angst versetzt. Man suchte und fragte allenthalben. Die Bergleute hatten schon manchen alten Schacht, deren es in dieser Gegend sehr viele giebt, vergebens untersucht. Endlich fand man an einem alten Gestrüppe einen Hut. Man erkannte ihn als den seinen, und vermuthete, daß Anton hier sein Grab gefunden haben müsse. Ein Bergmann wurde am Seile hinabgelassen. Dieser fand den beinahe Sterbenden, nahm ihn in die Arme und wurde mit ihm herausgezogen an das Tageslicht.

Habt nur Vertrauen! der Herr hilft über all' unsern Bitten und Verstellen. Seine Wege sind unerforschlich; aber immer gut, heilig und gerecht.



## Der Christ im Tode.

Frau Kanzlerin v. L. war nach einer glücklichen Niederkunft, bis acht Tage nach ihrem Kirchgange vollkommen wohl gewesen, als sie mit einem Male, während sie mit ihrer Familie zu Tische saß, besondere Zufälle bekam. Es ward ihr nämlich die rechte Hand gelähmt, worauf sie in ein heftiges Lachen ausbrach, das mit krampfartigen Zuckungen im Gesicht begleitet war. Sie erholte sich zwar, nachdem man sie zu Bett gebracht hatte, in Zeit von einer Stunde; erklärte aber gegen eine Freundin, die sie hatte rufen lassen, sie sterbe ganz gewiß, und habe sie darum nur noch einmal sehen wollen. Dieselbe Erklärung gab sie ihrem Gemahl zu dessen großer Verwunderung, da man sie bis dahin immer wohl gefunden hatte, und auch die jetzigen Zufälle für gar nicht so bedenklich hielt. Weil nun die Kranke aller Zuredungen ungeachtet bei ihrer Erklärung blieb; so fragte man sie, woher sie denn ihre Ueberzeugung von ihrem nahen Tode habe. Sie antwortete: „Weil ich los bin von meinem Manne und von meinem Kinde. Das kann die Natur nicht. Gott wie liebe ich beide! Auch der heimlichste Gedanke an sie ist Liebe. Aber ich bin los von beiden. Mein Geist ist stark, ich bin ausgerüstet mit der Kraft Gottes, und ich kann nur empfinden, daß diese Kraft Gottes mich der Vollendung nahe bringt. Gott wird für die Meinigen sorgen.“ — Darauf bat sie obengedachte Freundin um Vergebung, wenn sie sie sollte beleidigt haben. Auch sollte man alle ihre Diensthoten rufen, damit sie auch ihnen alles abbitten könnte. Auf die Vorstellung indeß, daß die Gemüthsbeziehung dabei zu angreifend für sie wäre, war sie es zufrieden, daß jene Freundin in ihrem Namen sämtliche Dienstleute vom Größten bis zum Kleinsten um Vergebung bâte. Als unterdessen die Amme ihres jüngstgeborenen Kindes in ihr Zimmer trat, deren üble Aufführung ihr vielen Kummer machte; so rief sie ihr entgegen: „Ach ich habe während meiner Wochen zuweilen ernstlich mit euch reden müssen. Vergebt mir, wenn ich euch etwa zu viel gethan habe. Es ist nicht aus bösem Herzen geschehen,

sondern aus Sorgfalt für mein Kind. Nun hört aber auch die Ermahnung einer sterbenden Freundin. Nicht als Herrschaft, sondern als Freundin will ich mit euch reden. Ich habe vielen Leichtsinm an euch bemerkt. Geht in euch und bessert euch. Ihr habt einen großen Fehltritt begangen. Habt ihr ihn auch Gott abgebeten? Wo nicht, so thut es noch. Und wißt ihr nicht, wie ihr es anfangen sollt, euer Leben zu bessern, so geht zu eurem Beichtvater und laßt euch unterrichten. Ruft dabei Gott um seinen gnädigen Beistand inbrünstig an, und er wird euch ausrüsten mit Kraft aus der Höhe. Folgt mir! Ihr werdet den Nutzen davon dereinst auf eurem Sterbette genießen." — Diese Nacht und die zwei folgenden Tage, so lange sie den Gebrauch ihres Verstandes behielt, waren bloß Zubereitung auf die Ewigkeit. Immer redete sie von ihrem Ende, und versicherte mehrmals, sie stürbe selig, denn sie wisse es, Gott nehme sich ihrer gnädig an. Wenn man ihr zuredete, sie solle sich doch ihr Ende nicht als so ganz gewiß vorstellen, so bat sie ernstlich, man solle sie lieber unablässig an den Tod erinnern, damit sie nie vergäße, sich mit Gedanken an die künftige Welt zu beschäftigen. In dieser Gemüthsverfassung empfing sie das heilige Abendmahl mit unbeschreiblicher Begierde und großer Inbrunst. Sie sprach dem Prediger leise das Gebet des Herrn nach, und als er an die Worte kam: „Bergieb uns unsre Schuld,“ hob sie ihre Hände in die Höhe und setzte mit unbeschreiblichem Nachdruck hinzu: „Bergieb mir alle, alle meine Schuld.“ Nach dem Genuße des heiligen Mahles fühlte sie sich sehr gestärkt und freudig, hielt sich selbst die tröstlichsten Sprüche vor, und hatte besonders den Vers auf den Lippen: „Jesus, Jesus, nichts als Jesus“ u. s. w. Einige Stunden darauf ward es dunkel in ihrer Seele. Sie sprach mit Wehmuth davon, wie oft sie das heilige Abendmahl unwürdig genossen habe, und bezeugte Unruhe, sie möge es auch dieses Mal nicht würdig empfangen haben, da ihr vor dem Genuße nicht eingefallen sei, daß sie nie den ganzen Begriff von dem Verdienste Christi gehabt. Sie bekannte dabei, daß sie in ihrem Leben mehr auf gute Werke gebauet, als auf die Gnade Jesu, die ohne Verdienst gerecht mache, sich gegründet habe. „D!“ sagte sie, „hätte ich's doch eher geglaubt, daß nur das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, rein macht von Sün-

den! Eine ihrer treuen Freundinnen erwirkte ihr, da sie nicht mehr mit Werken umginge, glaubte aber an Den, der die Gottlosen gerecht macht, so würde ihr Glaube ihr zur Gerechtigkeit gerechnet. Und so hielt sie ihr noch andere kräftige Trostgründe vor. Allein Nichts wollte erst bei ihr haften. Endlich aber ward der Geist des Herrn ihr Tröster, und machte ihr die Schriftstellen deutlich, die von der freien Gnade in Christo handeln. Sie erhob nun ihre Stimme und sang mit einem Tone, der ihren Freunden unvergesslich bleibt:

„Kommt, ihr Teufel, sprecht mir Hohn,  
Fragt, ob ich sei Gottes Erbe!  
Freilich! Jesus Gottes Sohn  
Bleibt mein Erbtheil, wenn ich sterbe.“

So war der göttliche Trost ihrem Herzen fühlbar geworden. Ohn' Unterlaß rief sie: „Gelobet sei der Herr! ach danket, danket Gott mit mir!“ Sie ließ sich den 103. Psalm vorlesen, und man mußte ihr das Lied singen: Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut &c. Oft redete sie von ihrem ehemaligen natürlichen Zustande, und drückte sich unter andern darüber also aus: „Ich habe es gar nicht gewußt, was man an Jesu haben kann. Ach warum hat man mir das nicht gesagt? Gott Lob! nun weiß ich's. Ich hange an der freien Gnade.“ An diese hielt sie sich auch mit starkem Glauben bis an ihr Ende. Es stellten sich wohl Augenblicke der Prüfung ein, daß ihr bange um ihre Seligkeit ward. Doch das waren vorübergehende Nebel, welche die Sonne der Gerechtigkeit bald wieder in ihrer Seele vertrieb. Mit großer Freudigkeit sprach sie dann den Vers: „Jesus, Er mein Heiland lebt &c.“

Wenn sie noch zuweilen dem Gedanken einer möglichen Genesung Platz ließ, so war es nur, um sich mit guten Entschlüssen auf die Zukunft durch die Gnade Gottes zu waffnen. Sie sagte einmal: „Wenn ich wieder aufkommen sollte, so muß es ganz anders werden. Tanzen werde ich gewiß nicht mehr, und auch in keine Comödie gehen. Das wird mir auch keine Verleugnung kosten, denn ich habe mir daraus niemals viel gemacht; aber das habe ich nicht gewußt, daß ich das Spielen wirklich lieb gehabt habe. Auch das muß herunter, ich muß von Allem los. Gott wird mir Gnade geben, auch dieß zu überwinden.“ Mit ihren Freundinnen machte sie

einen Bund, daß man sie ja erinnern sollte, wenn sie in ihren guten Vorsätzen etwa erkaltete.

Endlich nahm sie von allen Anwesenden Abschied, und ermahnte Jeden nach seinem Bedürfnisse. Ihren Gemahl rief sie an ihr Bette, drückte ihm zärtlich die Hand und dankte ihm für alles Gute, für alle bewiesene Liebe und Treue. Sie schloß mit den Worten:

Dort werd' ich dem den Dank bezahlen,  
Der Gottes Weg mich gehen hieß,  
Und ihn zu Millionen Malen  
Noch segnen, daß er ihn mir wies.  
Dort find' ich in des Höchsten Hand  
Den Freund, den ich auf Erden fand.

\* Sie gedachte aller anwesenden Verwandten und Freunde, und hinterließ an Unterschiedliche Erinnerungen und Segenswünsche. Zuletzt nannte sie noch vier ihrer Diener, welche man rufen sollte, wenn sie sterben würde. „Vielleicht,“ setzte sie hinzu, „nützt ihnen mein Tod mehr als meine Ermahnungen.“

So verfloßen die ersten Tage ihrer Krankheit, und ihr Zustand war wie der Zustand eines Engels auf Erden. Nichts ging aus ihrem Munde als heilige Wahrheiten, und wenn von einer unschuldigen Weltangelegenheit gesprochen wurde, so gerieth sie in Unruhe und bat gleich, man möchte doch ja nichts sprechen oder sie sprechen lassen, als was zu ihrer Zubereitung auf jenes Leben dienen könnte. Nach manchen Abwechselungen in ihrem Leidenszustande, wo sich bisweilen schwache Schimmer von Hoffnung zeigten, kam endlich der Tag, wo Gott diese redliche Jüngerin Christi im 31sten Lebensjahre dieser Welt entriß. Ihr letztes Wort bei ihrem sanften Verschcheiden war — Jesu s!

---

15.

Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.

Matth. 6, 21.

Viele Menschen, die zwar viel Schönes von ihrer Gutmüthigkeit, Ehrlichkeit und Menschenliebe, nur daß nie

sagen können: „Ich weiß und bin's gewiß, daß ich selig bin und sein werde!“ und doch niemals zugeben wollen, daß sie noch unselig sind, — suchen sich so gut, als möglich, über ihre Ungewißheit mit der Ausflucht zu beruhigen: „Das kann Keiner so gewiß wissen, Gott wird's entscheiden an jenem Tage!“ Meine Lieben! gewiß ihr macht mich zu schanden durch eure Begnügbarkeit, ich könnte mich nun einmal nicht mit so Wenigem zufrieden geben. Die Ewigkeit ist zu lang, als daß ich's könnte darauf ankommen lassen, ob sie Dual, oder Wonne mir bringen werde. — Ihr müßt mir auch zugeben, daß das Andenken an Tod und Ewigkeit für euch immer etwas Aengstendes hat. Ein Paulus hätte wohl nicht so getrost sprechen können: „Sterben ist mein Gewinn!“ wenn er nicht zugleich hätte sagen dürfen: „Wir wissen (nicht wir hoffen) daß, so unser irdisches Haus dieser Hütten zerbrochen wird, wir einen Bau haben, von Gott erbauet, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel!“ Ach Gottlob! daß uns unser zukünftiger Richter genug Kennzeichen an die Hand gegeben hat, die auf das unzweideutigste uns darthun, wenn wir's anders erkennen wollen, ob wir Kinder der Gnaden, oder noch Kinder des Zornes sind. Ist's euch recht, lieben Freunde! wenn ich euch eins derselben vorhalte? Wohlan, so betrachtet mit mir das Wort des Herrn näher: „Wo euer Schatz ist, da ist euer Herz.“ O du Geist des Herrn! laß dich herab auf uns! Der Seufzer jenes Propheten: „Ach, daß du den Himmel zerrissest und führest herab!“ ist nun in Gnaden und zu unserm ewigen Erstauen erfüllt worden; Er ist herabgefahren, der große Bürge unserer Sünden, — und du nach Ihm! Aber, guter, bester Geist! zerreiß denn auch noch, wie du's bisher schon an Vielen gethan, die Decke der Verblendung, die auch über unserm Auge hängt, mach' es jeder Seele klar, wenn sie in Gefahr ist, ihr Heil zu verschmerzen, laß keine falsche Tröstungen in irgend einem Herzen mehr aufkommen, wirke Unruhe, die sich nicht stillen läßt, bis ein jedes dankbar rühmen kann: „In der Angst rief ich den Herrn an, und der Herr erhörte mich und tröstete mich!“ Amen.

Fast jeder Mensch hat etwas, das ihm über alles theuer und wichtig ist, und das wird in verschiedenen

Stellen der Schrift sein Schatz genannt. Soll nun unsere Seele recht freudig in die Ewigkeit hineinblicken können, so muß Gott, aber insbesondere der Gott, an welchen wir Christen gewiesen sind, die Person unser<sup>s</sup> Jesu uns wichtiger sein, als alles in der Welt, — unser<sup>s</sup> Herzens Schatz. Jener Hauptmann Cornelius war voll Gottesfurcht, ja der Umgang mit Gott war seines Herzens Freude; allein es fehlte ihm doch noch etwas, — er kannte Jesum nicht. Darum erschien ihm ein Engel vom Himmel, der sprach zu ihm: „Laß Petrum holen, der wird dir sagen, was du thun sollst.“ Und als er durch diesen zur Erkenntniß des hochgelobten Herrn und Heilandes Jesu Christi gelangt war, da ward dieser der Schatz seines Herzens, und er wußte nun weiter nichts mehr, als Ihn. Viele Leute meinen, man raube unserm Vater im Himmel die Ehre, die ihm gebührt, wenn man so alles aus Jesu macht, fast immer nur von Ihm und zu Ihm redet. Sie denken aber nicht daran, was sie als Kinder schon auswendig gelernt: daß Gott diesen Jesum erhöhet, und Ihm einen Namen gegeben, der da ist über alle Namen, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Kniee, die im Himmel, auf Erden und unter der Erden sind, und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei, zum Preis Gottes des Vaters. (Phil. 2.) So ist Christus denn der Herr zur Ehre des Vaters; und ich kann meinem Vater im Himmel keine größere Ehre erweisen und keine innigere Freude machen, als die, daß ich seinen Sohn zu meinem Herrn annehme. Thue ich's nicht, so verachte ich seinen ewigen Rathschluß. Wer den Sohn nicht ehret, der ehret auch den Vater nicht.

Nun würde mancher Mensch sehr betreten sein — mancher schaamroth verstummen müssen; wenn er es gerade heraus sagen sollte, warum er doch an diesem und jenem so übermäßig hange, mehr als an Allem, und es zum Schatz — zur Lieblingsache seines Herzens gewählt. Was wollte doch die arme Seele antworten, die so ganz an Eitelkeit und Kleiderstand; was eine andere, die überhaupt an Weltlust; was eine dritte, die so sehr am vergänglichen Gute; was noch vielmehr eine vierte, die wohl gar an wirklichen Schanddingen hängt? — Und würde man nun weiter fragen: „Aber was hat denn in aller

Welt der Mensch davon, daß er sich um solcher nichts-würdigen Dinge willen um Ehre, Vermögen und Alles bringt? — so ließe sich da oft weiter nichts antworten: als: „Er ist eben davon eingenommen, daß Er's nicht lassen kann, so thöricht oder schändlich auch dieser Gang immer ist.“ — In dem Falle ist aber die Seele nicht, deren größter Gang auf Jesum, ihren Heiland, geht; sie darf gar nicht erröthen, wenn man sie fragte: „Aber sage mir doch, warum liegt dir nur immer dein Jesus im Sinn? Ich merke es deutlich, wenn man dich aufgelebt sehen will, so muß man dir nur von dem reden; du bist sonst todt gegen Alles.“ — Sie kann freudig antworten: „Ich will dir sagen warum? Erstlich, weil es mehr als meine Schuldigkeit ist, Ihn ewig und unendlich weit über Alles zu lieben. Mußt du mir's doch selbst zugeben, daß vielleicht Satan selbst noch viel mehr Ihn lieben würde, als ich, wenn sein Schöpfer so viel für ihn gethan hätte, als für mich und dich. Wahrlich, wenn wir beständig wie in einer Art von Betäubung einhergingen über das, was wir unserm Schöpfer gekostet, es wäre uns nicht zu verargen! Was wären doch du und ich, wenn wir Ihn nicht hätten, wenn sein Tod nicht unser Trost wäre! Zweitens muß ich dir gestehen, daß eine Zeit war, wo auch ich diesen Sinn nicht hatte; ich habe auch gekostet, was die Welt giebt; aber erst, seitdem ich meinen Jesum kenne, weiß ich, was wahres Vergnügen und wahrer Seelenfriede ist. Und wüßtest du, was man genießt, wenn man ihn hat, du fragtest mich nicht, du wärest heute noch ein Herz und eine Seele mit mir. „Gefegnet seien die Stunden, da Jesus mich gefunden! Gefegnet sei die Zeit, seitdem ich sein Herz kenne, mit Grund ihn meine nenne, und mich ein Kind der Seligkeit!“ Und zuletzt, mein Lieber! was sollen wir sonst in die Ewigkeit mitnehmen, wenn's nicht unser Jesus ist? Wollen wir's aber erst suchen, wenn's vielleicht nicht mehr zu finden? Das mag ein Andrer wagen! Ich kaufe gern in der Zeit, so hab' ich's in der Noth.“

Nun kommt aber eine Frage von großer Wichtigkeit! Die Schrift zeugt zu vielfältig, zu deutlich davon, daß uns Jesus eigentlich das Liebste, das Erwünschteste, der wahre Schatz unsers Herzens sein muß, wenn wir zum Leben eingehen sollen, als daß weitere Beweise hierüber vonnöthen wären. „Aber,“ möchte Einer denken, „wie

kann ich wissen, daß mein Herz so gegen ihn gesinnet, wie es sein soll, und er meiner Seele wahrer Schatz ist?" Das beantwortet uns Jesus nun selbst kurz und bündig in unserm Texte: „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz!" Der Sinn dieser Worte ist ganz deutlich. Er will sagen: „Was euch besonders lieb und theuer ist, das erfüllt euer Gemüth, daran denkt ihr, davon redet ihr am meisten, am liebsten, am wärmsten. Woran du nun am meisten und liebsten denkst, wovon du am häufigsten redest, das wird dein Schatz sein. Nun prüfe dich!"

Wo ist das Herz, dessen Schatz die Welt und ihre lärmende Lust ist? wo ist es gewöhnlich — wo, besonders in den Stunden, wo in der Nähe die Welt sich freut, ohne daß man an dieser Freude eben jetzt Theil nehmen kann? Das Gewissen mag zeugen, ob nicht die arme Seele unter dem Einschlafen und Erwachen meist mit ihren Gedanken zwischen einigen Gefährten hinter dem Tisch und Gläsern sitzt, oder leichtsinnig auf Tanzplätzen herumhüpft. Wovon wird euch ein Mensch dieser Art am meisten unterhalten, wenn ihr zu ihm kommt, besonders wenn er weiß, daß ihr auch nicht feind davon seid? Wovon anders, als wie er sich bei dem Anlaß lustig gemacht, bei jenem fast zu Tode gelacht, was er hier für einen Spas gehabt, dort für einen Streich ausgeübt oder noch ausüben will.

Wo ist der Arme, dessen Schatz nur das Zeitliche ist? Wie viele Augenblicke kann er wohl zählen, wo er nicht mit seinen Gedanken auf Aekern und Weinbergen, in der Scheune, und auf Viehmärkten umherschwärmt? Wie schweben ihm seine Ochsen, seine Pferde wohl hundert Mal vor den Sinnen, während ihm das Bild seines gekreuzigten Erlösers kaum einmal vor die Seele tritt? Wovon anders geht sein Mund über, als von Heu und Hafer, von Kraut und Kohl, von Reu und Leid — über was? Daß er Jesum, seinen Heiland, so lange vergessen? — Ach nein! daß er das zu wohlfeil verkauft, mit jenem nicht länger gewartet. Redet er von Gottes Güte, so sind's bloß seine leiblichen Wohlthaten, die er anrühmt, daß er gutes Wetter verlieden, daß er das und jenes gerathen ließ. Die unendlich wichtigern Wohlthaten, Christi Leiden und Sterben für uns, das Licht, das er uns scheinen läßt, sein vieles Vergeben, sein Dulden und Mühen mit uns, die ewige Bönne, die er uns aufbehält, das



Alles wird nicht erwähnt. Natürlich! das Herz klebt an der Erde, und wo unser Schatz ist, da ist auch unser Herz! Wessen das Herz voll ist, des gehet der Mund über; ist's Jesus nicht, so macht auch der Mund nicht viel Redens von Ihm, so steht auch das Herz nicht zu Ihm.

Wo irrt der Unkeusche insgemein mit seinen Gedanken umher? Wo anders, als an Schandorten? Wie sind wohl seine meisten Gedanken und Reden beschaffen? Davon will ich nichts sagen, am besten ist's, die Keuschheit ziehe vor ihn und alle seine Werke einen Vorhang. Doch seht ihr an diesem, wie sich's in der gewöhnlichen Denk- und Handlungsweise der Menschen auf das auffallendste zeigt: „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz!“

Wenn diese Alle sagen wollten, Jesus sei der Schatz ihres Herzens, so würden sie lügen. Wenn Jesus uns kaum sechs Mal in der Woche in den Sinn kommt; wenn alles andere uns mehr interessirt, alles andere uns mehr Vergnügen macht, wenn mit allem andern wir weit länger in unsern Gedanken uns beschäftigen, als mit Ihm: wie kann Er der Schatz unsers Herzens genannt werden? Ist Er wirklich der Schatz unsers Herzens, so geht auch unser Herz am liebsten, am meisten mit ihm um, und natürlich schweigt auch der Mund nicht davon.

Deswegen ist aber ein Christ kein nachlässiger Hausvater. Es sind schon Viele in der Welt verarmt, die Meisten durch ihr unordentliches Leben, Einige aus Unglück, aber gewiß Keiner über dem Andenken an seinen Heiland. Ein Herz, dessen Schatz Jesus ist, hängt freilich nicht mit Leib und Seele an Handel und Gewerbe, aber es sind andere Dinge, die einen solchen Menschen zum treuen und emsigen Arbeiter, zum klugen Hausvater machen. Erstlich kennt er die Lust, die sein Heiland auch an der Thätigkeit und Geschäftigkeit seiner Kinder hat. Es ist ihm zweitens nicht minder bekannt, wie viele unnütze, oft höchst gefährliche Nebengedanken sich einschleichen, wenn man seine Zeit müßig verändelt. Und drittens sieht er wohl ein, wie ihn Nachlässigkeit und Unordnung im Hauswesen sehr leicht in Armuth und Sorgen der Nahrung verstricken, und dadurch das arme Herz vom einzig Nothwendigen abziehen, und neuerdings an das Zeitliche

fesseln könnten. Das ist's, was ihn auch zum wackern Arbeiter und Hausvater macht. Uebrigens, wie dem, dessen Herz an der Weltlust hängt, seine Späße, Vergnügungen u. s. w., auch hinter dem Pflug und Wagen, mitten unter der Arbeit fast immer oben auf liegen; — wie auch der, der am Zeitlichen hängt, in der Kirche, unter der Predigt Keller und Scheune durchwandert: — eben so liegt dem wahren Christen sein Schatz auch immer oben auf, und er nimmt seinen Heiland mit auf's Feld, auf den Acker; wo er ist — auch hinter Pflug und Wagen gedenkt er sein zu seiner Lust.

Freilich können oft überhäufte Geschäfte in dem süßen Umgang mit Ihm eine kleine Störung verursachen; freilich kann er auch ohne dieß auf einige Stunden vergessen werden: aber, wenn das Herz nur in der rechten Lage war, so lebt der alte Hang zu Ihm bald wieder auf. Es geht uns, wie David sagt: Wenn ich meine Seele nicht setzte und stillete, das ist, wenn ich den Genuß von meines Erbarmers Liebe, wenn ich Ihn aus den Sinnen verloren, so war's eben meiner Seele nicht anders, wie einem Kinde, das von seiner Mutter entwöhnet wird. Wenn man sich auch in unbewachten Stunden in allerlei leichtsinnige Nebengedanken einläßt, in die Welt und ihre Lust verwickelt, so ist man eben wie ein Fisch, der im wilden Herumschwimmen einen unvorsichtigen Schwung gethan und aufs trockene Ufer gekommen, und nun keine Ruhe hat, sich windet und zappelt, bis er wieder in seinem Elemente ist.

Nun glaube ich doch, lieben Freunde, sowohl von der Nothwendigkeit, daß Jesus der wahre Schatz unsers Herzens werde, als auch von der Verfassung unserer Seele in Bezug darauf, ziemlich faßlich geredet zu haben. Wie aber, meine Theuren! ist es uns dabei nicht klar und bemerklich geworden, woher es doch gekommen, daß wir nie unsers Heils recht gewiß wurden? Nicht kam es daher, weil man desselben überhaupt nicht gewiß werden könnte — sondern allein daher, weil Jesus uns das noch nicht war, was er uns sein soll, der wahre Schatz, die auserwählte Lust unsers Herzens. Und woher rührte dieses wieder? Woher anders, als weil das Herz sich noch mit andern Dingen bisher begnügen konnte. Wer aber Alles satt hat, und sehnet sich nach dem seligen Schöpfer aller

Dinge, als dem höchsten Gut, das allein Vergnügen macht, in des Herzen wird bald das Licht funkeln, welches das schönste Morgenroth, wie der Tag verdunkelt.

16.

Ueber den öffentlichen Gottesdienst.

Von den wahren Verehrern Gottes ist der öffentliche Gottesdienst zu allen Zeiten für etwas überaus Kostliches und Herrliches geachtet worden. In den Psalmen lesen wir folgende Bekenntnisse der heiligen Männer: Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlangt und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn (Ps. 84, 2. 3.). Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses, und den Ort, da deine Ehre wohnt (Ps. 26, 8.). Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern: daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Lebenlang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn, und seinen Tempel zu besuchen (Ps. 27, 4.). Von einer Hanna lesen wir, daß sie nimmer vom Tempel kam, und diente hier Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht (Luc. 2, 37.). Jesum finden wir in seinem zwölften Jahre schon im Tempel, und er sprach zu seinen ihn wo anders suchenden Eltern: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“ Die Apostel sind bei allen Gelegenheiten im Tempel. Sie ermahnen auf's nachdrücklichste: „Lasset uns nicht verlassen unsre Versammlungen, wie Etliche pflegen, sondern unter einander ermahnen, und das so viel mehr, als ihr sehet, daß sich der Tag naht.“ (Hebr. 10, 25.) Wir übergehen die Zeugnisse anderer Liebhaber Gottes, um ein schönes kräftiges Zeugniß von der Herrlichkeit des öffentlichen Gottesdienstes aus dem Munde eines uns allen besonders theuren Gottesmannes, in desto größerer Ausführlichkeit zu hören. Luther läßt sich folgendermaßen darüber vernehmen: „Ihr wisset, wie

Gott hat ernstlich befohlen, sein liebes Wort zu hören und zu lernen: denn er hat sich es viel lassen kosten und darauf gewandt, dasselbe in die Welt zu bringen, alle Propheten dran gesetzt, ja, seinen eigenen Sohn darum in die Welt gesandt, und ihn lassen kreuzigen und sterben, alle Apostel darüber verfolgen, und alle Christen darüber zerplagen, und denselbigen befohlen, dasselbe treulich zu handeln, den andern aber, fleißig zu hören. Und wenn sonst keine Ursache wäre, solches zu thun, denn daß es Gottes Wohlgefallen und Wille und strenges Gebot ist, so wäre es allerdings Ursache genug. Denn wir sind es ja schuldig, als die Creaturen ihrem Herrn und Schöpfer gehorsam zu sein und solches mit allem Willen zu thun, als der uns so viel Gutes gegeben, und noch täglich thut, daß wir ihm nicht genug danken können. Sonderlich da er diesen Dienst vor allen andern, die es mag geben, hat ausgezeichnet, und so auserkoren dieß Stück vor allen auf Erden, daß es soll ihm sonderlich gedienet heißen. Darum hat er auch einen sonderlichen Tag in der Woche dazu geordnet, daran man deß allein warte, ob man wohl sonst die ganze Woche mit anderer Arbeit auch Gott dienet, welche er an keine Zeit oder sonderlichen Tag gebunden; aber diesen hat er sonderlich ausgemahlet und strenge geboten zu halten, daß man Zeit und Muße dazu habe, daß nicht Jemand klagen möge, er könne es vor seiner Arbeit nicht gewarten noch dazu kommen. So hat er auch sonderliche Stätte dazu geordnet, als bei uns die Kirchen oder Häuser, da wir zusammen kommen. Ja, er hat den ganzen Predigerstand dazu gestiftet und erhalten, schaffet und giebt dazu, was dazu gehöret, solch Amt zu treiben; und kurz ein sonderlich Gebot aller Welt gestellet, daß sie solches heilig und hehr halte, und allerdings so angriffe, daß man muß greifen, wie er es trefflich hoch hält, und sei ihm ein theurer, angenehmer Dienst, wo und wenn man sein Wort handelt. Das sage ich nur, uns zu vermahnen, daß wir zwar sollen Gottes Wort hören und zur Predigt gehen, weil es nicht allein ein strenges Gebot Gottes ist, sondern auch die höchste Verheißung hat, daß es Gott angenehm ist, und der höchste liebste Dienst, den wir ihm thun können; und so weit über alle andere Dienste leuchtet, als die Sonne über alle Sterne, und der Sabbath oder Feiertag alle andere gemeine Tage übertrifft, und

Summa, so viel Gottes Reich übertrifft der Welt Regiment. Denn hier ist alles geweiht und auserkoren, Zeit, Person, Stätte und Kirche, alles um des Worts willen, welches uns alle Dinge heilig macht, auf daß wir uns ja hüten und nicht faul und laß dazu werden. Wie die schändlichen und sattfamen Geister, die sich dünken lassen, sie haben es nun gar, und kennen es allzu wohl und besser, denn man es ihnen predigen kann, oder wie die andern auch, die es bald überdrüssig werden und denken: o das habe ich oft gehöret, was soll ich immer einerlei hören? Die wissen und denken nicht, was für ein groß und trefflich Ding, und wie ein hoher Gottesdienst es ist, den sie so schändlich verachten, oder so fauliglich verlassen und versäumen, und damit Gott gar hoch erzürnen, daß sie ein ernst Gebot so sicher in den Wind schlagen, und seine Verheißung lassen an ihnen vergebens sein und so viel an ihnen ist, mit ihrem Exempel solchen löblichen Gottesdienst zerstören, ja hindern. Denn, wenn es gleich wäre, als doch Gott Lob! nicht ist, daß du es allerdings wohl könntest, und so wohl, als der Herr Christus selbst; noch siehst du, wie er selbst sich so befließiget, zu predigen und dieß Werk zu treiben, das er doch über alle Maßen wohl konnte und nirgendzu bedurfte; wie wir es wohl bedürfen. Also auch St. Paulus, der hohe Apostel, ob er auch wohl gelehrt und ein großer trefflicher Doctor war, noch zog er umher und predigte Tag und Nacht, und war sein nicht müde, noch verdrossen, als wüßte er es allzu wohl. Gott selbst, der es gegeben hat, höret und siehet's so gerne, daß er es nicht kann müde werden, und dazu so viel darauf wendet und so ernstlich ordnet und gebeut, daß man es in aller Welt bis an den jüngsten Tag handeln und treiben soll. Darum solltest du sein ja viel weniger müde werden, weil du es ohne das so herzlich wohl bedarfst wider den Teufel und alle Anfechtung."

So stimmen denn alle Zeugnisse der Gläubigen zusammen in dem Lobe der herrlichen Gottesdienste des Herrn.

Und mit Recht preisen sie, und wir mit ihnen den öffentlichen Gottesdienst so hoch.

Bedenke zuerst, wie viel Ehre und Freude dir hier bereitet ist von Gott.

Gewiß würde es dir eine hohe Ehre und Freude

schon sein, wenn nur ein weltlicher Fürst oder König dich einlube in sein Haus oder Palaß, hiesse dich hinsetzen und trat nun hin vor dich, redete die allerfreundlichsten Worte mit dir, machte dir die allerschönsten Versprechungen, setzte die köstlichsten Speisen dir vor, und fände kein Ende, dir wohlzuthun. Hier aber ladet nicht ein weltlicher Fürst oder König, sondern ein König aller Könige, der allmächtige Gott selber dich ein, führet dich in sein eigen Haus, läßet sich so weit herab, daß er mit dir, der du vor ihm doch nur bist ein elender Wurm, ja ein verlornen Sünder, durch den Mund seines Dieners selber redet, preiset dir an seine Liebe, versichert, sie sei so groß, daß er auch seines eingebornen Sohnes für dich nicht verschone; rühmet gegen dich seine Gnade und betheuert, daß er nicht deinen Tod wolle, den du mit deinen Sünden doch zehntausendfach verdient, sondern er wolle dir alles vergeben und schenken, zu seinem Kinde dich annehmen, in sein Erbe einsetzen, mit ewiger Herrlichkeit und Seligkeit dich bekleiden, daß du sollest ewig vor ihm dich freuen und jauchzen. Dazu setzt er dir Himmelsbrot vor und Wasser des Lebens, nöthiget dich zu essen und zu trinken, bis dein Herz mit Wonne gesättigt ist; schüttet auch vom Himmel herunter seinen Geist über dich aus, daß du mit Friede und Freude ganz voll gefüllet wirst; läßet Kräfte des Lebens über dich kommen, daß du auffährest mit Flügeln wie Adler, daß du läufst und nicht matt wirst, und daß du wandelst, und nicht müde wirst. Kurz, da ist nichts denn Lust und Wonne, Leben und Seligkeit, und man muß da wohl ausrufen: Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zum frischen Wasser; er erquicket meine Seele und führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen (Ps. 23.). — Es ist freilich wohl wahr, daß der große Gott mit dir auch redet, und seine Gaben anbietet, wenn du in deinem Kämmerlein sein Wort liest und mit andächtigem Herzen betrachtest, aber in seinem Hause ist alles viel wichtiger, höher und feierlicher; gleich wie eines Königs Worte viel wichtiger und bedeutamer sind, wenn sie in feierlicher Versammlung aller seiner Diener vernommen werden, als wenn er mit einem Menschen unter vier Augen nur redet. — Da fühlt der Geist sich so gehoben durch die Gegenwart von Hunderten und

Tausenden, welche dieselben Zwecke, dieselben Bedürfnisse mit uns vereinigen; durch den heiligen Gesang, welcher zur Ehre des Herrn von so vielen Lippen hier erschallet, durch die Gebete, welche aus so vielen Herzen mit dem unsrigen zum Throne der Gnade aufsteigen; durch die Thräne, welche hier in dem Auge eines Bruders glänzet, durch den Seufzer, der dort aus einem Herzen heraufbringt, durch die himmlische Freude, welche da in einem Angesichte sich mahlt, wenn das Wort des Herrn beginnt, die Seele zu ergreifen. Da muß man wohl ausrufen: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser, denn sonst tausend!“

Und welch ein Segen geht von dem öffentlichen Gottesdienste aus!

Selbst für die Gottesverächter, die das Wort Gottes nicht hören mögen, ist der Kirchturm, das Geläute, welches von ihm erschallt, die Anbeter Gottes zusammenzurufen, die Feier des Sonntags und der Festtage eine beständige Mahnung, daß ein Gott sei und etwas Höheres, als dieß Leben. Es wird doch Allen Gelegenheit gegeben, zu erfahren, daß ein Heiland da sei, der für ihre Sünde gestorben, und daß Gefahr für sie vorhanden, wenn sie an ihn nicht glauben. Der Unglaube und die Sünde findet doch immer einen Widerstand und kann nicht gänzlich um sich greifen. Es giebt ein Land, in dem man vor nicht so viel Jahren den öffentlichen Gottesdienst größtentheils hatte abgeschafft; aber was war die Folge davon! Man hatte bald Gottes gänzlich vergessen, und zu gleicher Zeit wurden alle Bande der menschlichen Gesellschaft aufgelöst, die wildesten Leidenschaften waren entfesselt, und von Mord und Raub, Lug und Trug, Unzucht und allem erdenkbaren Greuel war das Land bald erfüllt. Davor werden wir bewahret werden, so lange der öffentliche Gottesdienst besteht. Er ist ein sicherer Damm gegen das Ueberhandnehmen alles gottlosen und sündlichen Wesens. — Aber nicht das allein, sondern auch die reichste Quelle aller wahren Gottseligkeit. Wie viele tausend Seelen sind durch die öffentliche Predigt des Wortes aus ihrem Sündenschlase erweckt und ein Eigenthum des Herrn geworden! Bedarf es der Beispiele? Was brachte jene Dreitausend zu dem Rufe: „Was sollen wir thun, daß wir selig werden?“ (Ap. Gesch. 2, 37.) Was

die Lydia dahin, daß sie gläubig ward und sich taufen ließ mit ihrem ganzen Hause? Was bewirkte es, daß der heilige Geist fiel auf Alle, die in Cornelius Hause versammelt waren? Was war's, wodurch alle Gemeinden der ersten Kirche, die Gemeinde zu Korinth, zu Philippi, zu Thessalonich, zu Rom u. s. w. gegründet wurden? Es war nichts als die öffentliche Predigt. Und was thut der Herr nicht noch immerfort durch dieselbe an den Seelen der Menschen! Beispiele sind die überzeugendsten Beweise. Darum höre, ich will dir erzählen.

Da kommt einst eine unbeugsame Tochter eines gottesfürchtigen Vaters, für welche er schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, aus Neugierde in die Kirche, einen Prediger zu hören, von dem in dem Orte, wo sie wohnte, viel Seltsames erzählt wurde, wiewohl der Mann gar nichts Besonderes an sich hatte, als daß er das Evangelium rein und lauter verkündigte. Was geschah? Kaum hatte der Mann seine Predigt begonnen mit einigen ernstern Hinweisen auf das Gericht, welches derer warte, die dem Evangelium nicht wollten gehorsam sein; da rief sie schon, händeringend, überlaut aus: „O Gott, ich gehe verloren, ewig verloren!“ Es entstand darüber eine Bewegung in der ganzen Kirche; diese legte zwar sich bald, aber die Bewegung in dem Herzen des Mädchens dauerte fort, bis sie Ruhe gefunden für ihre Seele bei dem, der diese verheißt hat denen, die mühselig und beladen zu ihm kommen, und bewährte die Aufrichtigkeit ihrer Buße später in einem gottseligen Wandel.

So geht auch einmal ein wohlhabender Landmann, der sonst eben nichts von vielem Kirchengehen hielt, zum Hause Gottes. Der Predigertert war: „Gehe aus auf die Landstraßen und die Zäune, und nöthige sie hereinzukommen,“ und der Prediger verbreitete sich besonders über den Beruf der Diener Gottes, die Seelen mit aller Kraft des Wortes zu nöthigen, daß sie in das Reich Gottes einträten. Unser Landmann aber, der noch wenig vernommen hatte vom Geiste Gottes, versteht das falsch. Ganz entrüstet kommt er nach Haus und spricht: „Was hat denn dieser Pastor im Sinn, daß er uns nöthigen will. Das hat der vorige nicht gekonnt, der doch ein ansehnlicher Mann war, und dieß winzige Männlein will uns zwingen?“ Seine Tochter war ganz damit einverstanden. Aber es dauerte nicht lange, so war



diese durch die Macht der gewaltigen Predigt, von der sie seitdem nicht wegbleiben konnte, genöthigt, hereinzukommen, und Eitelkeit und Weltlust, der sie so ganz ergeben gewesen, war ihr nun bis in den Tod zuwider. Der Vater war entrüstet darüber. Er sagte der Tochter, er wolle noch drei Tage warten, wenn sie aber dann die Träumereien, welche sie so traurig und mürrisch machen, sich nicht aus dem Kopfe geschlagen habe, so werde er sie aus dem Hause stoßen. Die Tochter aber entgegnete ihm sanft, doch bestimmt, sie hoffe nie wieder zu werden, wie früher, wolle er sie vertreiben, so werde der Herr wohl ein Herz erwecken, das sich ihrer erbarme. Drei Tage nachher kam der feindselige Vater wieder zur Kirche. Und siehe! da nöthigte auch ihn der Herr hereinzukommen. Des Abends sprach er zu seiner Tochter: „Liebes Kind, was für unselige Menschen sind wir doch, und wohin wird's kommen, wenn uns Gott nicht gnädig ist! Warum haben wir früher unser Elend nicht eingesehen!“ Und der Herr gab Gnade, daß nicht allein er aus einem unseligen ein seliger Mensch ward, sondern auch sein ganzes Haus mit ihm glaubte, und eine Hütte Gottes bei den Menschen ward.

Ein Gastwirth, ein roher Mensch, welcher seine Freude daran hatte, die zu einem gewissen, sehr erwecklichen Prediger vor seinem Hause vorübergehenden Kirchengänger zu verspotten, wollte denn doch einmal selber hören und sehen und begab sich am Neujahrstage zu demselben Prediger in die Kirche. Dieser predigte gerade über die Worte des obersten Schenken (1 Mos. 41, 9.): „Ich gedenke heut an meine Sünde.“ Und siehe da! unser Schenkwirth mochte wollen, oder nicht, er mußte auch heut an seine Sünden gedenken, denn sein Herz wurde durch die Worte des Predigers so getroffen, daß er bitterlich zu weinen anfang. Da aber der barmherzige Gott sahe, daß dieser Sünder selbst seiner Sünde nun gedachte, wollte er derselben gerne vergessen, und versicherte ihn dessen auch, ehe der Gottesdienst beendigt war, durch den Glauben in seinem Herzen. Und von jetzt an gedachte nun wieder unser Mann an nichts weiter, als an die Barmherzigkeit Gottes, und es ward alles ganz anders bei ihm. Die er vorher verspottet hatte, rief er nun in sein Haus, und sie mußten mit ihm den Herrn preisen, der so große Dinge an ihm gethan

hatte, und sein Haus, das erst eine Vorhalle der Hölle gewesen, ward nun ein Kirchlein Gottes und ein Sammelplatz der Gottesfürchtigen.

Diese alle, wären sie nicht in der Finsterniß geblieben, wenn keine öffentliche Predigt wäre von Gott verordnet worden? Und unter allen, welche von der Finsterniß zum Licht, von der Gewalt des Satans zu Gott sich befehret haben, wie viele werden es sein, welche diesen unansprechlichen Segen nicht eben dieser öffentlichen Predigt verdankten? Und du selbst, lieber Leser, bist vielleicht ein lebendiger Zeuge davon? —

Wenn nun aber solch ein Segen auf dem öffentlichen Gottesdienste ruht, so sollte man wohl denken, daß alle Leute mit der allergrößten Begierde und Freude zur Kirche würden eilen, so oft die Glocken riefen. Aber was zeigt die Erfahrung? Gehen wir umher in den Dörfern und Städten, wo nur Kirchen sich erheben, an den Sonntagen, und treten in dieselben ein: welch ein Anblick bietet sich uns dar! Wie wenig volltönig erhebt sich der Gesang zu Gott! Wie viele Sige sind leer! Wie klein ist die Versammlung! Wie wenig Hörer des Worts! Und wo sind die übrigen? Wo sind die Hunderte, die Tausende, die kommen konnten und nicht gekommen sind? Haben sie triftige Gründe zum Wegbleiben? Sehet und fraget selbst nach in den Häusern. — Hier ist nur einer zu Hause, wo sind die andern? In der Kirche? Nein, sie sind verreiset. Wohin? War es ein Nothwerk? Das nicht. Sie sind auf die Jagd! Zu einer längst verabredeten Lustparthie! — Dort findet ihr Eltern, Kinder, Dienstboten zu Hause. Es ist alles in der größten Thätigkeit. Warum sind sie nicht in der Kirche? Sie haben zu thun, sie sind nicht fertig geworden in der Wirthschaft am Sonnabend, überdies erwarten sie Gäste, die eingeladen sind auf heute, dazu muß alles in Bereitschaft gesetzt werden. — Hier findet ihr einen Handwerksmann mit allen seinen Gesellen in der Werkstatt emsig beschäftigt; dort einen Geschäftsman in seinen Arbeiten vergraben; hier einen Landmann auf dem Felde, dort Weiber und Mädchen mit Zurichtung des Puzes beschäftigt, welchen sie Nachmittag oder Abend anlegen wollen; und dort wieder andere, welche gar nichts thun und ihres Leibes pflegen. Keinem aber von allen, welche den öffentlichen Gottesdienst auf die eine oder die andere Weise verachten, fehlt es an Entschuldigung.

gungen. Lasset die gewöhnlichsten uns hören und prüfen.

Bei Ellichen heißt es zu Zeiten: „Das Wetter ist zu schlecht, wer kann da ausgehen!“ Aber wenn ein dringendes irdisches Geschäft euch ruft, oder wenn ihr an demselben Tage zu einer Gesellschaft geladen seid, fragt ihr nichts nach dem Wetter; ihr geht. Giebt es denn aber ein dringenderes Geschäft für den Menschen, als dieses, daß er Gottes Wort höre und dadurch seiner Seelen Seligkeit schaffe? Was hätte es dem Menschen, daß er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele! Giebt es eine herrlichere Gesellschaft auf Erden, als die Versammlungen im Hause des Herrn, da Christus mitten inne ist? Und was weist du, welchen himmlischen Segen dir Gott gerade heute in der Kirche zgedacht hat! Willst du ihn verschmerzen, damit du nur deine Schuh oder Kleider nicht beschmuzest? Sind diese dir lieber als deine Seligkeit? Und was wirst du sagen, wenn Gott dich einst fragt: „Warum hast du mein Wort nicht gehört?“ Wirst du ihm zu antworten wagen: „Ich wollte meiner Schuhe und Kleider schonen?“

Bei Andern heißt es: „Ich habe keine Kleider, darum kann ich nicht kommen!“ Wie? Du hast gar keine Kleider? Du warest ganz nackt? „Das nicht,“ sprichst du, „aber ich habe kein Sonntagskleid.“ Was ist denn das rechte Sonntagskleid? Ich will dir's sagen: Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist dein Schmuck und Ehrenkleid; damit wirst du vor Gott bestehen, wenn du zum Himmel wirst eingehen. Hörst du? — Die in prächtigen Kleidern in der Kirche erscheinen und vergessen jenes Ehrenkleid mitzubringen, sind dem Herrn ein Greuel, denn er widerstehet den Hoffärtigen. Die aber in Lumpen vor ihm stehen und haben jenes Kleid nicht vergessen, sind herrlich vor ihm, denn der Herr sieht nicht das Kleid, sondern das Herz an. Christus selbst, dein Herr und dein Gott, hängt ganz nackt am Kreuze; willst du vor ihm deines schlechten Kleides dich schämen? „Aber,“ sprichst du, „die Leute sehen mich darauf an.“ Mein Lieber! sage mir, wer macht dich selig, Christus, oder die Leute? Darum laß die Leute reden, was sie wollen, wenn du nur Christo gefällst.

Bei Andern heißt es wieder: „Ich habe keine Zeit, darum kann ich nicht kommen.“ Das heißt aber eben

so viel als: „Ich habe keine Zeit selig zu werden!“ denn der Glaube kommt aus der Predigt, und die Seligkeit aus dem Glauben; wer daher keine Zeit hat, das Wort Gottes und die Predigt zu hören, hat keine Zeit, selig zu werden. Der Herr spricht: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zufallen.“ Eins ist Noth, ach Herr, dieß Eine lehre mich bedenken doch! Zu diesem Einen Nothwendigen muß daher Zeit sein, sollte auch anderes zurückstehen. Aber das ist die Sache, du hast keine Lust zu Gottes Wort. Zum Spazierengehen, zu Gesellschaften und Lustparthien, zu vielem unnützen Gespräch hast du immer Zeit. — Indes gesetzt, deine ganze Zeit wäre wirklich durch Geschäfte ausgefüllt, so ist die Frage: erstlich, ob du diese Last von Geschäften dir nicht muthwillig aus Geiz oder Hochmuth aufgebürdet; zweitens, ob du deine Zeit auch recht eintheilst. Ein vielbeschäftigter Mann wurde einst gefragt, wie er es doch mache, in so kurzer Zeit so viele Geschäfte zu vollenden. „Ich habe drei Regeln,“ gab er zur Antwort. „Erstens, ich bin ganz bei der Sache, die ich zu treiben habe. Zweitens, ich lasse nie eine Gelegenheit vorübergehen, wo etwas gethan werden kann. Drittens, ich verlasse mich nie auf Andere, wenn etwas gethan werden soll.“ Prüfe dich, ob du nach diesen Regeln allezeit verfahren bist! Drittens ist auch noch dieses die Frage, ob du bei deinen Arbeiten immer recht gebetet hast, denn recht gebetet ist halb gearbeitet. Luther wandte alle Tage vier Stunden auf das Gebet, und was hat er gearbeitet! Ein frommer Student studirte nur die halbe Zeit, und die halbe Zeit betete er, und doch hatte er zuletzt mehr gelernt, als die Studenten, die immer studirt und gar nicht gebetet hatten. — Darum arbeite nur so, wie dir eben gesagt, und vor allen Dingen habe Lust zu Gottes Wort; und du wirst nicht mehr sprechen: „Ich habe keine Zeit, ich kann nicht kommen.“

Bei noch Andern heißt es: „Was soll ich in der Kirche? Ich kann mich zu Hause, in der freien Natur eben so gut erbauen. Viele laufen immer in die Kirche und taugen doch nichts.“ Was diese Letztern betrifft, so werden sie es vor Gott einst zu verantworten haben, daß sie nicht thaten nach seinem Worte, und so seinen Namen lästern machten. Aber folgt aus dem, daß Viele sich voll

essen und voll trinken, nun, man müsse überall nicht essen und trinken? Der Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf. — Was aber dein Vorgeben anlangt, du könntest dich in der freien Natur eben so gut erbauen, als in der Kirche, so erlaube mir, daß ich vor allen Dingen dich frage, ob du hier deine Erbauung denn wirklich so oft und so eifrig suchst, als man nach deinen Aeußerungen voraussetzen muß. Ich bezweifle es. Denn es ist derselbe Gott, der in der Natur und in der Schrift redet, verachtest du ihn hier, so wirst du ihn auch dort verachten. Sodann frage ich dich, ob denn auch Sonne, Mond und Sterne, Bäume und Blumen deine Sünden dir vorhalten, in deinen Sünden dir Trost geben, auf dein Heiland der Sünder dich hinweisen, mit einem Worte zur wahren Buße und zum Glauben dich erwecken, und also zur Seligkeit dich führen können? Und drittens frage ich dich, warum Gott denn seinen Sohn hat dahingegeben, warum er seine Kirche mit so viel Blut der Märtyrer gepflanzt, warum er so viele Prediger gesandt, so viele Gotteshäuser hat bauen lassen? Wozu dieß alles, wenn es genügt, in der Natur Gott zu dienen? — Was endlich dein Vorgeben anlangt, du könntest zu Hause dich eben so gut erbauen, als in der Kirche; so wiederhole ich theils die Frage, wozu so viele Kirchen und Prediger da sind; theils bitte ich dich, mir aufrichtig zu sagen: ob denn wohl das Wort Gottes so viel Kraft hat, wenn du es allein liesest, als wenn unter dem Gebete so vieler Hunderte du es verkündigen hörst, ob du keinen Störungen bei der heiligen Beschäftigung zu Hause bist ausgesetzt, und ob du wirklich die Zeit, welche zur öffentlichen Erbauung bestimmt ist, gewissenhaft auf die häusliche verwendest? Man sollte das eine thun, und das andere nicht lassen.

Man hört auch häufig die Entschuldigung: „Wir gingen gern in die Kirche, aber das Wort Gottes wird da nicht lauter und rein gepredigt.“ Es ist freilich schlimm, wenn das nicht geschieht; aber ein erfahrener Christ, der selbst erst dies Vorurtheil hegte, dann aber auf eine merkwürdige Weise von demselben geheilt wurde, pflegte immer zu sagen: „Gott siehet das Herz an, nicht die hörenden Ohren. Gehe ich mit dem Gedanken in die Kirche: „Lieber Gott, du kennest mein Sehnen; von dir kommt ja alle Kraft zum Guten, aller Segen im Leiblichen und im Geistlichen. Ich gehe da hinein in dein Haus, wie

du es verordnet hast, um mit deiner Gemeinde anzubeten und dich zu loben. Gib mir Kräfte des ewigen Lebens in mein Herz und laß mich einen Segen mit hinaus nehmen,“ — gehe ich mit solchen Gedanken, sagte er, ins Haus des Herrn, so mag der Prediger sein, wie er wolle, er stört mein Herz nicht in seinem Seufzen zu dem lebendigen Gott, nicht in seiner Liebe und seinem Gebet für die arme Christengemeinde, in deren Mitte ich da nach Gottes Willen bin.“ Es war dieser Mann aber zu dieser Ansicht gekommen durch den Anblick einer — Henne! Die sah er eines Sonntags Morgens, als er auch einmal wegen des schlechten Predigers nicht in die Kirche gehen wollte, im Kothe scharren, und bemerkte, wie sie da ein Waizenkörnlein nach dem andern hervorzog. „Blinder Hesse,“ sprach er plötzlich zu sich selbst, „und du siehest nicht und bedenkst nicht, daß in dem Schutt und Ungehörigen, das der Prediger da drüben vorbringen mag, auch Waizenkörnlein sein können, die du deiner armen hungernden Seele durch dein Wegbleiben entziehst?“ Und er ging hinein in die Kirche, und erbauete sich an dem Tage so, wie er selten gethan hatte.

Viele meinen auch, sie wissen das alles schon, was der Prediger da vorbringe, und wollen drum nicht in die Kirche gehen. Es ist aber erstlich noch die Frage, ob es sich wirklich so verhält. Die Unwissenheit in göttlichen Dingen ist in unsern Tagen, namentlich bei den sogenannten klugen und gebildeten Leuten, so hoch gestiegen, daß man sich wundern muß. Wenn du aber auch in der That nicht so unwissend, im Gegentheil so gelehrt wärest, als ein Doctor der heiligen Schrift, und alles in deinem Kopfe hättest, so bedarf dein böses Herz doch immer der Erinnerung an die göttliche Wahrheit, daß du sie thust; und wenn auch dieß nicht wäre, so müßtest du doch in die Kirche gehen, weil es Gott einmal geboten hat. Luther sagt daher: „Ob ich es (das Wort Gottes) gleichwohl könnte, als doch nicht ist, so will ich doch Gott zu Ehren und Gehorsam meinen Dienst leisten, und ihm zu Liebe und zu Lob die Predigt hören, daß er sehe, mein lieber Herr, daß ich ihm gerne wollte dienen in diesem hohen Dienst, davon er so viel hält und so viel darauf wendet, daß ich mich des trösten und rühmen könnte, daß ich ihm das heiligste Werk und den liebsten Gottesdienst gethan habe, also, daß alle an-

dem Dienste gering und als ein gemeiner Werkeltag zu rechnen ist gegen dieß hohe Fest.“

Und fährt nun fort, in seiner kräftigen Weise, was alle diejenigen, die des Gottesdienstes, aus welcher Ursache auch, sich entschuldigen wollen, wohl merken und beachten mögen: „Welcher nun solches nicht achtet noch lästet sich bewegen, daß er Gottes Wort ehre und werth halte, gern höre und lerne, wo er kann, dem weiß ich nicht zu rathen. Denn ich will, noch kann niemand mit den Haaren dazu ziehen. Wer es verachtet, der verachte es immerhin, und bleibe ein unvernünftiges Vieh, wie er ist, bis auf den Tag, da ihn Gott schlachten wird, und dem Teufel einen rechten Bissen zurichten im höllischen Feuer. Denn es muß ja kein guter Mensch sein, noch eine menschliche Sünde; sondern des Teufels Verstockung, der es so gar verachten kann, daß ihm Gott selbst Stätte und Raum, Person, Zeit und Tage dazu bestellt, dazu durch sein Gebot und Verheißung so hoch und theuer dazu vermahnet und locket, und solches alles umsonst vor die Thüre legt, darnach du solltest bis ans Ende der Welt laufen und mit keinem Gold noch Silber bezahlen möchtest, weil es doch ein so leichter Dienst ist, daß es dich keine Mühe noch Arbeit, Geld noch Gut kostet, ohne allein, daß du die Ehren darreichest zu hören, oder den Mund zu reden und zu lesen, daß doch keine leichtere Arbeit zu thun ist. Kannst du Tag und Nacht sitzen im Bierkrüge, oder sonst mit guten Gesellen waschen und plaudern, singen und schreien, und nicht müde wirst, noch die Arbeit fühlst; so kannst du ja auch eine Stunde in der Kirche sitzen und zuhören, Gott zu Dienst und Gefallen. Es ist nichts, denn der leidige Teufel, der die Leute so blendet, und satt und überdrüssig macht, daß wir nicht achten, was wir für einen Schatz haben an dem lieben Worte, und so roh hingehen, und werden wie die wilden Thiere. Drum lasset es uns doch zu Herzen nehmen, und denken, so oft wir predigen, oder Gottes Wort hören und lesen, daß wir im rechten, hohen, heiligen Gottesdienst sind. Damit könntest du dich erwärmen und reizen, dasselbe desto lieber zu hören, und würde Gott geben, daß es auch Frucht schaffete, mehr, denn Jemand ausreden möchte. Denn es geht nimmermehr ohne große Frucht ab, wo es mit Ernst gemeint wird, daß du nicht solltest besser davon

werden, ob du es gleich jetzt nicht siehest; aber mit der Zeit wird es sich wohl finden und erzeigen.“

Wenn du aber, durch diese ernste Verhaltung bewogen, auch dich nun entschließt, in die Kirche zu gehen, so wäre die Sache damit noch keineswegs abgemacht. Es kommt alles auf den Sinn an, mit dem du zum Hause des Herrn gehst, und dem Gottesdienste beizuhohnest.

Die meisten Leute, welche die Kirche noch besuchen, gehen Gewohnheits halber hinein; sie haben's so von ihren Vätern gesehen, darum machen sie es nach. Sie haben darum auch keine klare Vorstellung von dem, was sie in der Kirche eigentlich wollen. Andere gehen aus sehr verwerflichen Absichten hin; sie wollen ihren Staat sehen lassen, oder sie wollen sich mit diesem und jenem da treffen, oder die Neugierde treibt sie, zu hören was der Prediger vorbringen werde. Diese alle werden nicht allein keinen Segen aus der Kirche mitnehmen, sondern Gott spricht auch zu ihnen: „Was verkündiget ihr meine Rechte und nehmet meinen Bund in euren Mund; so ihr doch Zucht hasset und werfet meine Worte hinter euch!“ (Ps. 50, 16. 17.) „Mein Haus ist ein Bethaus, aber ihr macht's zur Mördergrube!“

Wenn man sich in die Kirche begiebt, so soll man an das Wort Salomos denken: „Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehst.“ Man soll sich lebhaft vorstellen, daß man in das Haus des allmächtigen, heiligen und gerechten Gottes geht, des Königs aller Könige, des Herrn aller Herren, und daß derselbe nach seiner grundlosen Barmherzigkeit nicht allein da mit uns reden, sondern auch mit den herrlichsten geistlichen Gaben uns segnen will; man soll im Gefühle seiner Armuth, Schwachheit, Sündhaftigkeit, Trostbedürftigkeit von Herzen nach solchem geistlichen Segen verlangen, und nach dem trostreichen und seligmachenden Worte, wie der Hirsch nach frischem Wasser schreiet, und also im Hause Gottes nichts suchen, als was zur Erweckung und Förderung des Glaubens und des geistlichen Lebens dienet. Man soll betend zum Hause Gottes gehen, betend nicht allein für sich, sondern auch für den Prediger, durch den uns Gott die geistliche Speise darreicht,



und für alle, die mit uns das Wort hören, daß es auch ihnen gesegnet sein möge.

Man soll sodann nicht mit dem Leibe bloß dasigen in der Kirche, viel weniger während des Gesanges oder der Predigt plaudern, oder schlafen, oder umhergaffen, oder mit dem Gedanken umher irren auf seinem Acker, in seiner Wirthschaft, bei seinen Geschäften und Lustbarkeiten, sondern auf jedes Wort merken, das man singet und höret, man soll's so begierig aufnehmen, wie ein Hungriger die Speise, man soll's auf seinen Herzenszustand anwenden, sich damit strafen und trösten, ermahnen und warnen, stärken und ermuthigen, je nach seiner Beschaffenheit. Diese lebendige Anwendung des gehörten und gesungenen Wortes aufs Herz ist die Hauptsache. Denn wenn wir noch so andächtig mitfängen, noch so aufmerksam dem Vortrage des Predigers zuhören, und in dem Gedächtnisse einverleibten und Andern ihn wieder mittheilen, auch allerhand eigne gute Betrachtungen hinzufügen könnten, so würde uns dieß Alles gar nichts helfen, wenn die göttlichen Wahrheiten keinen Einfluß auf unser Herz, auf unsern Willen gehabt, wenn wir keinen wahren Genuß von Jesu dadurch bekommen und nicht näher mit ihm in Verbindung gekommen wären. Manche Leute verwechseln gar zu sehr die Vermehrung ihrer Erkenntniß mit der Befestigung des Herzens in der Gnade. Sie kommen vergnügt aus der Kirche zurück, und wissen nicht genug zu rühmen, wie sehr sie durch die Predigt erbauet worden. Sie haben dieselbe fast auswendig behalten, und sagen: dieses oder jenes sei ihnen besonders eindrücklich gewesen, das hätten sie noch nie so bedacht, das sei doch so ungemein schön u. dgl. Im Grunde aber belustigt sich bloß ihr Verstand, sie haben ihre Einsicht vermehrt; sie sehen ein, der Prediger habe recht, die Wichtigkeit der Gedanken, das Rührende der Ausdrücke ergötzt sie, das Herz ist aber leer. Oft, wenn sich eine Gelegenheit findet, so handeln sie in derselben Viertelstunde gegen den Sinn Jesu. Z. B. Einer ist geizig; er rühmt eine schöne Predigt von der Liebe Jesu gehört zu haben; es kommt ein Armer, anstatt ihm aber zu helfen, fährt er ihn an, und läßt ihn leer weggehen. Flößen die erbaulichen Gespräche von der Liebe Christi aus seinem Herzen, so würde er an Andern thun, was Christus an ihm gethan hat. Ein Anderer ist zornig; es kommt ihm dieß und jenes in die

Duer, als er eben aus der Kirche in sein Haus tritt, da wird er erst böse, dann fängt er an zu schelten und zu fluchen. Das zeugt denn wahrlich nicht von einem Segen, den sein Herz in der Kirche empfangen. Man kann als ein daraus abnehmen, ob man mit Nutzen dem Gottesdienste beigewohnt habe, daß man freudiger und stärker zur Ausübung des Guten geworden ist.

Wenn man diesen Segen nun aber auch empfangen hätte, so kommt endlich noch sehr viel darauf an, daß man ihn auch bewahre. Man muß nicht allein dem Gehörten weiter nachdenken, in der Schrift forschen, ob es sich auch also verhalte, sondern mit fleißigem Gebete es im Herzen befestigen. Denn wir sollen bedenken, daß der Feind allezeit bereit ist, das Wort von unserm Herzen hinwegzunehmen. Ein Hauptgrund, warum das Wort Gottes bei so Vielen keine Frucht bringt, liegt darin, daß sie nach der Predigt sich allen möglichen Zerstreuungen hingeben, daß sie in die Wirthshäuser gehen, zu lustigen Gesellschaften oder Vergnügungsortern hinein, da lose Gespräche führen, spielen, tanzen und sich voll trinken. Da hat denn der Feind recht freie Hand, sie um allen Segen zu betrügen, den sie etwa empfangen haben. Davor laßt uns nun hüten und an den Ausspruch des Herrn gedenken: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren!“ Dann wird der öffentliche Gottesdienst zur Erweckung und Stärkung unsers Glaubens ein starkes Mittel sein, und wird seinen Segen bis in die Ewigkeit hinein erstrecken.

17.

Ueber den häuslichen Gottesdienst.

Luther sagt an einem Orte: „Das sollen wir wissen, daß Vater und Mutter Gott ganz ähnlich sind in ihrem Amt gegen den Kindern, und ist uns in ihnen sein abgemahlet das göttliche und väterliche Herze gegen uns. — Denn Vater und Mutter müssen sorgen und gedenken, wie sie

die Kinder leiblich versorgen mit Essen und Trinken, Schuh und Kleidern, aber vornämlich an der Seelen, daß sie Gott recht erkennen lernen durch sein Wort. Da macht Gott aus eines göttlichen Hausvaters Hause, der da Kinder hat, ein Spital, und setzet ihn zu einem Spittelmeister, daß er seine Kinder warten soll, sie speisen, tränken und mit guten Lehren und Exempel vorstehen, daß sie lernen Gott vertrauen, glauben, ihn fürchten und ihre Hoffnung auf ihn setzen, seinen Namen ehren, nicht schwören, noch fluchen, beten, fasten, wachen, arbeiten, des Gottesdienstes und Wortes warten, und ihm den Sabbath feiern, daß sie zeitlich Ding lernen verachten, Unglück mit Sanftmuth und Geduld tragen, und den Tod nicht fürchten, das Leben nicht lieb haben. Siehe, welche große Lectionen dieß sind! Siehe, wie viele gute Werke du vor dir hast in deinem Hause, an deinen Kindern, die solches alles bedürfen, wie eine hungrige, durstige, bloße, arme, gefangene, franke Seele. Fürwahr, wo es so zuginge, da wäre das Haus eine rechte Kirche, ein auserwählt Kloster, ja ein Paradies. Denn Vater und Mutter werden hier Gott gleich; denn sie sind Regenten, Bischöfe, Doctor, Pfarrherrn, Prediger, Schulmeister, Richter und Herrn. Der Vater hat alle Namen und Amt Gottes über sein Haus."

Es wäre wohl zu wünschen, daß alle Eltern diese goldenen Worte des Gottesmannes recht glaubten und zu Herzen nähmen, daß sie ihre Würde, da sie Gottes Bild tragen, recht erkenneten und dann auch die Pflicht, welche daraus folgt, ihrem Hause rechte Priester zu sein, und für der Seelen Heil rechtschaffen zu sorgen. Der Hausvater ist allerdings dazu gesetzt, daß er seinem Hause vorstehe, es regiere, und Allen, die in seinem Hause sind, zu essen und zu trinken gebe, und für ihre leiblichen Bedürfnisse sorge, denn wer seine Hausgenossen nicht versorget, ist ärger als ein Heide. Jedoch, gleich wie die Seele viel herrlicher und kostbarer ist, als der Leib, so soll er sich das Heil der Seelen auch bei weitem am meisten angelegen sein lassen. Er soll bedenken, daß Gott ihm die Seelen aller seiner Hausgenossen in die Hände gegeben, und daß er vor diesem gerechten Richter einst wird Rechenschaft geben müssen am jüngsten Tage, was er für eine jede derselben gethan, oder nicht gethan hat. Und weil den Seelen in Wahrheit nichts nühet,

denn Gottes Wort, welches ist der Seelen Brot und Wasser, Kleid und Waffe; so soll er vor allem darauf bedacht sein, seinen Hausgenossen Gottes theures Wort fleißig darzureichen. Er kann das allerdings schon dadurch thun, daß er mit einem gottseligen Exempel ihnen vorleuchtet, daß er zur Kirche sie anhält, daß er sie fragt nach der Predigt, daß er ihnen gute, christliche Bücher in die Hände giebt, daß er sie bei besondern Gelegenheiten aus Gottes Wort ermahnet und warnet, etwa wenn sie wollen zum Abendmahl gehen, oder sonst einen wichtigen Schritt in ihrem Leben thun. Das ist allerdings schon besser als nichts, aber es ist nicht genug. Denn die Schrift sagt: „Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen, lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern und singet dem Herrn in eurem Herzen.“ (Col. 3, 16.) Wenn der Hausvater alle Tage zu bestimmten Zeiten und Stunden seinen Hausgenossen leibliche Speise darreicht, warum sollte er kärglicher sein in Darreichung der geistlichen Speise? Darum geziemt es demselben, daß er täglich gewisse Zeiten und Stunden setze, wo er mit den Seinigen zusammenkommt, Gottes Wort zu treiben, sie zu lehren und zu ermahnen mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern, mit ihnen zu beten und zu singen dem Herrn in seinem Herzen.

Geschiehet das, so wird es an mancherlei lieblichen Segensfrüchten nicht fehlen. Denn die Gottseligkeit ist nütze zu allen Dingen, und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Da hat der Geist Gottes Gelegenheit, an den Herzen zu arbeiten, aus dem Sündenschlase sie zu wecken, den Glauben in ihnen zu gründen und zu nähren, die Liebe Christi über sie auszugießen, mit Friede und Freude sie zu erfüllen und der gewissen Zuversicht des ewigen Lebens. Da werden denn auch alle Glieder des Haufes einerlei Sinn haben, weil es ein Herr ist, dem sie dienen, Ein Geist, der sie regieret, ein Ziel, nach dem sie alle streben, nämlich dem Herrn zu gefallen. Da wird jeder nicht weiter von ihm halten, denn sich's gebühret zu halten; einer wird dem andern mit Ehrerbietung zuvor kommen; einer wird des andern Last tragen, damit er das Geseß Christi er-

fülle; und wenn einer von einem Fehler überleitet würde, so werden die andern ihm mit sanftmüthigem Geiste zu recht helfen. Da wird der Vater seine Kinder auferziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn ohne Zorn und Härte, und die Kinder werden ihren Eltern gehorsam sein in dem Herrn, und nicht vergessen des ernstesten Gebots, das die Verheißung hat; und die Herren werden ihren Knechten beweisen, was recht und gleich ist, bedenkend, daß sie auch einen Herrn im Himmel haben; und die Knechte und Mägde werden ihren Herrn unterthänig sein, in allen Dingen zu Gefallen thun, nicht wiederbellen, nichts entwenden, sondern alle gute Treue erzeigen, auf daß sie die Lehre Gottes, unsers Heilandes, zieren in allen Stücken. Da wird Zucht und Keuschheit, Wahrheit und Aufrichtigkeit herrschen; da wird man geduldig sein in Trübsal, und fröhlich in Hoffnung; kurz, man wird den Himmel schon hier auf Erden haben. Es wird auch an äußerem Segen in solchem Hause nicht fehlen. Man ruft den Namen des Herrn an, ehe man die Arbeit angreift; darum wird man Nichts thun, was Seinem Willen entgegen ist, und aus Geiz und Habsucht in keine gewagte Unternehmungen sich einlassen, die leicht mit einem Schlage den Wohlstand eines ganzen Hauses zertrümmern. Man verschwendet auch Nichts, weil man züchtig lebt; und der Herr giebt Lust und Kraft zur Arbeit, und läßt Alles gedeihen und wohlgerathen.

Ein gottseliger Mann hat das Glück eines solchen Hauses so beschrieben:

„Selig ist das Haus, wo Gott aus- und eingeht, und wo der Hausvater ein Zimmer für ihn bereit hält. — In dem Hause ist's hell, wie im Himmel, wie ausgewählt gehen die Leute darinnen herum. — Den Bösen, der hereintritt, überfällt Schrecken; es ist ihm, als wenn Jemand in seine Seele schrie: „da wohnt Gott!“ — Man ist gern in dem Hause, wo Gott wohnt, denn, wenn man die Leute siehet, so siehet man Ihn. — Fromm und gut und offen und herzlich, wie Er, sind seine Leute. — Darum bringet auch kein Lauern der bösen Rotte in ihre Seele; wie der Kelch in der Kirche, so ruht der Friede Gottes in ihren Herzen. — Hell und ordentlich, wie in einer Stube, so steht's in einer solchen Seele aus; wie die Strahlen der Sonne durchs Fenster, so strahlt Gott in die Seele. — Sei unten oder oben im Haus; unten

und oben ist Gott. — Wie die Kirche voll Weihrauch, wie der Garten voll Baumbloth, so voll Gott ist das Haus. — Die Leute in der ganzen Stadt sind gern in einem solchen Hause, wo man nicht einmal das Böse nennt. — Man mag beten wollen, oder gebetet haben, allemal ist man gern um die frommen Leute. — Laß noch so viele Leute darinnen sein, die Christen sind alle Ein Haus; wie die Balken in der Stube, so hängen ihre Seelen an einander, fest hat sie Jesus Christus in einander geklammert.“

Aber lasset uns auch die Rehrseite besehen zur Warnung. So fährt der gottselige Dichter fort:

„Das Haus aber, wo der Teufel wohnt, ist voll Finsterniß und Gestank, eine Miststätte, so liegen die Seelen darinnen. — Satan ladet auf und ladet ab; wie wenn er unter großem Regen kommt, so läuft der fromme Mann heraus. — Aerger, als außen der Hund, bellt der Mann, und die Frau knellt wie die Kage! — Man steht in einen rauchenden Klotz, wenn man in eine solche Seele sieht; wie Wagenschmiere das Kleid, so beschmuzen ihre Reden. — Eins fürchtet sich vor dem andern, eins zankt mit dem andern, auf die Letzte fallen sie all' einander in die Haare. — Wie Gottes Wort mit Staub, so ist das Haus mit Lastern besudelt; leichter wird man die Bibel abstauben, als eine solche Seele. — Wehe dem Haus, wo der Teufel aus- und ein geht, und wo der Hausvater ein Zimmer für ihn bereit hält.“

Wenn nun ein Hausvater diese Rehrseite betrachtet, so müßte ihn doch ein Grauen und Entsetzen davor ankommen, daß sein Haus dem hier beschriebenen gleich werde; dagegen wenn er die andere Seite betrachtet, so müßte er doch wohl nichts Sehnlischeres wünschen, als daß sein Haus wäre, wie das Haus des Frommen. Desesenungachtet zeigt namentlich die Geschichte unserer Tage etwas ganz anderes. Die meisten Hausväter wünschen mehr, daß ihre Häuser voll Gold, als voll Gott seien. Diese sind nicht Hütten Gottes unter den Menschen, sondern Wohnungen des Weltgeistes. Es giebt nicht viele Väter, welche mit ihren Kindern, und noch viel weniger Herrschaften, welche mit ihren Dienstboten von Gottes Wort reden. Der häusliche Gottesdienst ist fast ganz ausgestorben. Die Folgen davon werden täglich fühlbarer. Es leidet keinen Zweifel, daß das vielbeklagte

und beseufzte Verderben unserer Zeit mit dem Verfall dieser gottseligen Verbindung auf's genaueste zusammenhängt. Auf dem Gedeihen der häuslichen Frömmigkeit und Sittsamkeit beruht das der öffentlichen; wie das Haus, so das Volk. Weil man Gott nicht mehr dient in den Häusern, herrscht auch Unglaube und Gottlosigkeit draußen; und weil mit der Gottesfurcht aus den Häusern stiller Sinn, Zucht, Ehrbarkeit, Demuth, der Geist des Gehorsams und der Ehrerbietung größtentheils verschwunden ist, so sieht man auch, daß der Geist des Ungehorsams und Aufruhrs alle Verhältnisse des Lebens jetzt zerrütet, daß Stolz, Vergnügungssucht, Ueppigkeit, Zügellosigkeit, Unzucht, Schamlosigkeit und alle möglichen Laster auf eine Schrecken erregende Weise haben überhand genommen. Man sieht das, man klagt und seufzt darüber; und doch will man sich nicht dazu verstehen, das Uebel bei der Wurzel anzugreifen; man sucht alle möglichen Entschuldigungen hervor, der lästigen Pflicht, häusliche Gottesfurcht und Sittsamkeit durch Einführung des häuslichen Gottesdienstes zu befördern, los zu werden. Wir wollen davon etliche hören und prüfen.

Man sagt: man habe keine Zeit, alle Tage ein paar Stunden auf den Gottesdienst zu verwenden. Hierauf dienet erslich zur Antwort alles das, was bereits oben auf denselben Einwand hinsichtlich des öffentlichen Gottesdienstes erwiedert worden ist. Dann auch dieses, daß ja Niemand fordert, du sollest mehrere Stunden mit deinem Hause singen, lesen und beten; ein Viertelstündchen genügt auch, denn Gott siehet nicht auf die Menge der Worte, sondern aufs Herz. „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhöret, wenn sie viel Worte machen.“ (Matth. 6, 7.) Und hast du mit den Deinen recht gebetet, so wird die viertel oder halbe Stunde nachher reichlich wieder eingebracht werden, die du darauf verwandt. Denn die Arbeit wird rascher von Statten gehen, weil Alle sich Lust und Kraft zu derselben erbeten haben; du wirst nicht so viel Zeit mit Schelten hinzubringen brauchen, weil Jeder sich treibt und vom Herrn getrieben wird; und endlich wird der Segen des Herrn auf der Arbeit ruhen, und daran ist ja Alles gelegen. —

Aber, sprichst du weiter, wenn ich mir auch Zeit dazu nähme, so würde es doch zu keiner rechten Andacht kom-

men; alle Augenblicke fallen Störungen vor; da schreien die Kinder, da will der eine dieß, der andere jenes haben, da kommt Besuch u. d. m. — Hast du nur guten Willen und Liebe zur Sache, jenen Störungen kannst du vorbeugen. Wähle eine Zeit, wo die Kinder schlafen, und schreien sie auch einmal zwischen den Gesang, so denke, daß Gott aus dem Munde der Unmündigen ein Lob sich hat zubereitet; sage deinen Hausgenossen, wenn ich mit Gott rede, bin ich von Menschen nicht zu sprechen; und was den störenden Besuch anlangt, so will ich dir eine Geschichte erzählen. Ein angesehenener, vornehmer Mann, der in vielfachen geselligen Verbindungen stand, ward mit seiner Frau gläubig. Unter diesen Umständen wurden ihm die vielen Besuche, welche am Sonntage nach der Kirche regelmäßig zu kommen pflegten, und wo des Erbaulichen wenig, des Annützen aber sehr viel gesprochen wurde, besonders lästig; denn es war ihm, als wenn dieselben allein Segen von seinem Herzen hinwegnahmen, den er aus der Kirche mitgebracht hatte. Er sann auf dieß und jenes Mittel, um auf gute Art die lästigen Gesellschafter los zu werden, bis er denn auf das einfachste und natürlichste und zugleich wirksamste kam, und sich wundern mußte, daß er nicht gleich darauf gefallen. Er beschloß nämlich, gleich nach der Kirche seine Hausgenossen, wie es eines Hausvaters Pflicht ist, um sich zu versammeln, mit ihnen ein Lied zu singen und über die Predigt zu sprechen. Es wurde dieser Voratz am nächsten Sonntage gleich ausgeführt. Der Besuch stellte sich, wie gewöhnlich, ein; allein der Hausvater ließ sich in seinem heiligen Geschäft nicht stören, sondern befahl nur dem Bedienten, jedem Eintretenden ein Gesangbuch zu präsentiren, und so mußten sie da mitsingen, sie mochten wollen, oder nicht. Das gefiel aber den meisten sehr schlecht; sie kamen den andern Sonntag wohl noch einmal wieder in der Meinung, daß der sonderbare Mann nur für jenen Sonntag jenen wunderlichen Einfall gehabt habe, aber als sie fanden, daß sie sich gar sehr geirret, blieben sie weg. Siehe da, das beste und einfachste Mittel, störenden Besuch los zu werden.

Man wendet weiter ein: Knechte und Mägde sind nicht dahin zu bringen, mit zu beten und mit zu singen, sie werden fortlaufen. Mag sein, zwingen sollst du sie freilich nicht, da zu bleiben. Aber du hast doch



noch Weib und Kind, die werden dich nicht allein lassen, wenn du anders ein rechter Hausvater bist. Und für jene bete nur recht, so wird der Herr ihnen schon sagen, daß sie bleiben.

Man wendet endlich ein, man habe keine Gaben, den häuslichen Gottesdienst zu leiten. — Es bedarf dazu keiner Gaben weiter, als eines Herzens voll Glauben und Liebe; und das erbittest du dir von Gott nie vergebens. Kannst du nicht das Wort Gottes auslegen und frei beten, so lies bloß ein Kapitel aus der Bibel und kauf dir ein schön Andachts- oder Gebetbuch. Das mit wahrer Andacht gelesene Wort Gottes, ein mit Inbrunst gelesenes Gebet ist kräftiger, als eine freie Predigt und Gebet ohne diese Erfordernisse. Es hat aber nichts zu sagen, kommst du im Glauben deinem himmlischen Vater nur näher, so wirst du schon mit ihm selbst sprechen, also selbst beten lernen, und wird die himmlische Liebe immer stärker in deinem Herzen, so wird sie dich schon dringen, zu deinen Hausgenossen selbst zu reden Gottes Wort.

Alle diese Sachen erscheinen uns nur darum so un- erreichbar, weil man fast nirgends mehr Beispiele vor Augen hat. Ich kenne aber ein christliches Land, wo man selten einen Hausvater findet, der seinen häuslichen Gottesdienst nicht selbst leitete und mit eigenem Gebete wei- hete. Fangen wir nur frisch an, und du, der du dieses liehest, lege das Buch nicht aus der Hand, ohne den Ent- schluß gefaßt zu haben, die Sache zu versuchen; es müßte schlimm sein, wenns der Herr bei solchen Unternehmungen an seinem Segen fehlen lassen sollte. Sprich zu den Deinen: „Kinder, es ist mir schwer auf die Seele gefallen, daß ich bisher meinen priesterlichen Beruf unter euch so sehr vernachlässigt habe; sehet, ich hab's vor dem Richter- stuhle Christi dereinst zu verantworten, wenn ihr verloren ginget, und ich hätte euch Gottes Wort nicht verkündigt; solche Verantwortung werdet ihr mir auf mein Gewissen nicht wälzen wollen. Darum frisch heran! Der Herr Jesus hat gesagt: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten un- ter ihnen.“ Das sind keine leeren Worte, er wird sich schon unter uns einfinden und seine süße Gegenwart be- merklich machen, daß es uns allen eine Lust und Wonne sein wird. Hier setzt euch nieder, Kinder, Leute, und laßt uns aus vollem Herzen ihm ein Loblied singen, und

ich will euch aus der Bibel etwas vorlesen und wollen zusammen seinen Namen anrufen!“ Wer, wer wird etwas dagegen haben? Versuch's nur, der Herr wird sein Gedeihen geben! Amen!

18.

Des Hirten Gleichnißreden.

(Nach Hermas.)

1. Der Pilgrim.

Ein Jüngling trat eine Reise nach einem fremden Lande an. Als er abreisen wollte, nähete ihm der Greis Salum, und sprach: „Jüngling, ich kenne das Land, dahin du reisen willst, denn mein Vater hat mir davon erzählt; auch kenne ich den Weg dahin, denn ich habe ein gutes Stück davon durchwandert. Erlaube mir, daß ich dir rathe, und dich auf den Weg bringe.“ Und der bescheidene Jüngling hieß den freundlichen Greis willkommen, ehrete und hörte ihn. Da sah er zuerst der Greis sein Gepäck durch, und was unnütz oder entbehrlich war, das legte er bei Seite; „denn,“ sprach er, „der Weg ist weit, und du hast des Nöthigen genug zu tragen.“ Anderes dagegen vermifste er, und hieß den Jüngling es mit sich nehmen; „denn,“ sprach er, „es ist zwar schwer, aber es nützt dir auch, ja es kann dich vom Tode erretten.“ So gerüstet trat der Jüngling seinen Weg an, und der Greis begleitete ihn anfangs; denn im Anfange gingen so viele Wege ab, daß es schwer war, den rechten Weg zu finden, während hernach das geübte Auge den rechten Weg leicht von den Irwegen unterschied. Unterdessen lehrte der Greis den Jüngling des Landes Sprache und Sitte, dahin er reisete, und als er ihn verließ, dankte ihm der Jüngling. Nach langer Wallfahrt erreichte dieser das gesuchte Land glücklich, und fand leicht eine gütige Aufnahme, weil er sich des Landes Sitte und Sprache angeeignet hatte.

Siehe da ein Bild des Erdenlebens. Auch du bist, dem

Jünglinge gleich, ein Pilgrim, hast hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige hast du zu suchen. Wohl dir, wenn du dich nicht mit Unnützem und Schädlichem belästest und des Nothwendigen nichts vergiffest oder vernachlässigst. Zum Führer und rathenden Freunde dient dir die Kirche mit ihrem Predigtamte, Worte Gottes und Sacrament. Da lerne denn, daß du dich nicht beschweren darfst mit Böllerei, Unmäßigkeit, Sorgen, Trachten nach zeitlichen Gütern und geizigem Wohlgefallen daran, Wollust, Hoffart und dergl. Hast du dich mit solchen Dingen belastet, so mache dich davon los und frei; sonst kommst du nicht zum schönen himmlischen Ziele, wo ewige Freude wohnet. Da lerne, daß du dich rüsten mußt mit Glauben, Gebet, Gehorsam, Geduld, Demuth, Vertrauen, Liebe und vielen andern Stücken, damit du unterwegs nicht verloren gehest und nicht unpassende Sitten mit dir bringest, wenn du eingelassen sein willst in das himmlische Land. Die Sprache des Landes ist Lob des Herrn und seiner herrlichen Gnade; diese Sprache lerne also desto besser. Die passende Sitte, die dich in jenem Lande empfiehlt und angenehm macht, ist alles, was Frucht des Glaubens ist, nämlich Liebe, Barmherzigkeit, Gütigkeit, Keuschheit, kurz Werke der Gerechtigkeit.

Weil du nun nicht weißt, wie bald deine Pilgerzeit zu Ende ist, und der Herr dich ans Ziel stellt und prüft, so schiebe keines der Stücke auf, die dir nöthig sind, damit du eine gute Aufnahme findest.

## 2. Des Pilgers Forthilfe.

Der Pilger sahe, wie neben dem fruchtreichen Weinstocke der unfruchtbare Ulmbaum stand, und wunderte sich, daß der Herr des Gartens den Ulmbaum nicht wegnahm. Sallum aber zeigte ihm, wie dieser Baum den Weinstock trage, der ohne diese Stütze nicht emporwachsen, noch sich aufrecht halten, und also auch nicht die Fülle seiner stärkenden Früchte tragen könne. „Diese Gewächse sind,“ fügte er hinzu, „ein Bild des menschlichen Lebens. Arme und Reiche, Schwache und Starke, Einfältige und Begabte hat der Herr bei einander gestellt und jedem seine eigenthümliche Gabe gegeben zum Nutzen. Du aber, verachte keinen, weil er

nicht reich begabt ist. — Ja, der ärmste Krüppel kann dir den Weg zum Himmel bahnen auf mehrfache Art. Denn wenn du an ihm Liebe und Barmherzigkeit übest, so sieht der Herr dieß an, als sei es ihm gethan, und wenn du seiner Fürbitte bei Gott geniehest, so bringt sie dir Gottes Segen, wie es dem Reichen zeitlichen Segen bringt, daß der Arme seine Arbeiten ausrichtet.“ — Da sahe der Pilger ein, daß der weise Gott vieles zu unserer Forthilfe geordnet hat, was uns nicht nützlich erscheint, und that den Armen Gutes und suchte die Fürbitte der Brüder.

### 3. Die auffallende Bemerkung.

Der Pilger dachte bei sich selbst, das Gute müsse sich immer und überall vor dem Schlechten bemerklich machen, und es müsse auf den ersten Blick hervorleuchten, wer ein gerechter Frommer und wer ein Ungerechter sei. Da ihm nun Sallum weise Vorsicht und anhaltende sorgfältige Beobachtung der Menschen anrieth und zur Pflicht machte, verwundere er sich. Sallum aber sprach: „Oft gleichen die Menschen den Bäumen im Wintergarten. Weil sie kein Laub haben, ist ihre Art und Gattung nicht leicht zu unterscheiden, und noch weniger ist es leicht, den grünen von dem dürren, den fruchtbaren von dem unfruchtbaren Baume zu unterscheiden. So ist auch der Gerechte vor den Ungerechten in der gegenwärtigen Welt nicht leicht herauszukennen. Traue daher nicht einem jeglichen Geiste, sondern prüfe die Geister, ob sie aus Gott sind. Vornämlich hüte dich, daß du nicht aus dem äußern Glück und Wohlergehen schließest, solches sei nothwendig der Segen des Gerechten, und der so Beglückte sei ein Gerechter. Wiederum schliesse nicht aus den Leiden und Trübsalen eines Menschen, er sei ungerechter, als die, denen es wohlgeht.“

Der Pilger fühlte die Wahrheit dieser Rede, er fand sie in der Erfahrung bestätigt; aber doch fiel sie ihm auf und befremdete ihn; denn er dachte: wo bleibt die Vergeltung?

#### 4. Des Räthfels Lösung:

Der Greis merkte des Jünglings Unruhe und Bedenklichkeit. Da sprach er: „Darüber bist du unruhig, daß es dem Gottlosen so wohl geht und man an Niemandes äußerem Schicksale mit Gewißheit erkennen kann, ob er Gott fürchte?“ Und der Pilger antwortete: „Ja; denn ich weiß nicht, wie solches der gerechte Gott geschehen lassen kann.“ „Wohl an, so höre,“ sprach der Greis, „und beruhige dich. Wenn du auch im Winter den guten Baum nicht herauskennest, sein Her kennet ihn doch und liebet und pfleget ihn, und wo er ihm einen Ast abschneidet, geschieht in wohlmeinender Absicht, daß der Baum sich desto besser entwickeln und herrlicher werde. Wo er aber an dem schlechten Baume etwas thut oder einen Zweig absäget, da ist es ein Versuch, ob demselben vielleicht noch zu helfen sei. Bald aber kommt der Sommer, und nun wird aller Welt offenbar, welches ein guter und welches ein fauler oder ein dürerer Baum ist. Jetzt steht der gute Baum und prangt im Schmucke grüner Blätter und lieblicher, zu ihm lockender Früchte; dagegen der verdorrete Baum wird als eine Entstellung des Gartens abgehauen und muß brennen; und der zwar grüne aber fruchtlose Baum mag auch zusehen, daß er nicht abgehauen und ins Feuer geworfen werde; denn die Geduld des Herrn eilet zum Ende, und die an dem Baume Früchte suchen, klagen wider ihn.“

So kennet der Herr, unser Gott, die Seinen und erquicket und segnet sie, wenn es auch die Welt nicht merkt, und ihre Trübsale dienen ihnen zum Heile. Aber der Gottlosen Führung ist nur ein Versuch zu ihrer Rettung; kehren sie nicht um, so werden sie gar bald ewigen Strafen anheim fallen. Es giebt eine ewige Vergeltung. Wie die Zeit der Ernte über der Bäume Werth und Schicksal entscheidet, so des Herrn Gericht in der künftigen Welt über die Menschen. Die Gerechten gehen zum ewigen Leben, die Ungerechten in die ewige Pein.

Diese Rede beruhigte den Jüngling, und freuete ihn sehr, und er lobete Gott, den Weisen und Treuen.

5. Des Christen Erquickungsquelle.

Der Jüngling sprach zu Sallum: „Erzähle mir eine Geschichte, daß ich mich ihrer erinnere und daran meine Lust habe, und mir die Zeit verkürze unterwegs.“ Und der weise Alte sprach: „Nicht allein das, sondern noch mehr; sie soll dir wie ein Labetrunk die Kräfte stärken, und wie ein Panzer dich fest machen gegen verderbliche Angriffe, und wie ein Licht dir den rechten Weg zeigen, und wie ein Freund dich trösten.“ Da wurde des Jünglings Aufmerksamkeit sehr gespannt. Der Alte aber sprach also:

„Ein König pflanzte einen Weinberg. Und die Weinstöcke wuchsen und trugen keine Frucht und dienten den Schlangen zur Wohnung. Da sandte der König Arbeiter, des Weinberges zu pflegen, und die Arbeiter ließen es sich angelegen sein; aber die Frucht wollten nicht gedeihen. Die Weinstöcke starben dahin ohne Frucht, und die nach ihnen gepflanzt waren, wurden nicht besser. Da jammerte den Sohn des Königs des Weinbergs Elend, und er erlangte vom Vater die Erlaubniß, daß er selbst hingehen und des Weinbergs pflegen dürfte. Und er entsagte aller königlichen Herrlichkeit, und ging hin in den Weinberg, und arbeitete. Den Schlangen trat er den Kopf entzwei, daß sie den Arbeitern hinsort nicht schaden konnten; das Gras und Unkraut rottete er aus; die Weinstöcke verschnitt er, und wo einer krank war, den heilte er: er gab auch den Weinstöcken Pfähle, daran sie sich stützen konnten; er schaffte auch alle schattigen Bäume weg, die den Sonnenschein und Regen auf hielten; und endlich, da er wußte, daß sein Blut die rechte Kraft habe, den Weinberg auf immer fruchtbar und zum Gegenstande der Freude seines Vaters zu machen, schonte er auch seines theuren Blutes nicht. Da ward der Weinberg sehr reich an Früchten, und der König hatte seine Freude daran ohne Aufhören.“

Da merkte der Jüngling, was der weise Alte meine, und sprach: „Wohl hast du recht, daß deine Erzählung lehrreich und tröstend ist. Denn ist nicht der König mein himmlischer Vater? Ist nicht des Königs Sohn mein Heiland? Bin ich nicht der Weinstock, der von seinem Kommen in die Welt den größten Segen hat? Ich will mich dieses Gleichnisses und seiner Bedeutung allezeit erinnern, damit ich nicht vergeße, was der Herr für mich

gethan, wie theuer er mich erkauf hat. Eins nur sage mir noch: Meintest du die Worte, deine Erzählung werde wie ein Labetrunk meine Kräfte stärken, bloß in dem Sinne, daß ich in der Erinnerung an die Liebe des Herrn ein Zeugniß seiner Liebe haben und mich deren trösten kann? „Auch das,“ sprach der Alte, „aber an solche Erinnerungen schließet der Geist des Herrn seine Gnadenkräfte noch ganz besonders an, wie dich die Erfahrung lehren wird, welche bestätigt, was der Apostel sagt: das Evangelium von Christo ist eine Kraft Gottes für die Gläubigen.“

## 6. Der Wollust Freuden.

Der Jüngling sah zwei Hirten ihre Heerde weiden. Der eine hatte ein fröhliches Ansehen, und blies auf seiner Schalmel gar fröhliche Lieder; auch ließ er der Heerde viele Freiheit, so daß sie sich weit ausbreitete, und ein jedes frei und ungehindert seinem Futter nachlaufen, an der Quelle trinken, und mit andern vertraulich zusammengehen, oder sich herumstoßen konnte. Der andere war ein ernster Mann von bedächtiger Miene. Mit keinem Blicke verließ er die Heerde; sorgfältig hielt er sie zusammen; keine Ueberschreitung des Weideplatzes gestattete er; alles mußte nach seiner Anleitung geschehen.

Da fragte der Greis den Jüngling, welche von beiden Heerden es besser habe, welcher Hirt den Vorzug verdiene. Der Jüngling antwortete rasch: „Unter dem fröhlichen Hirten ist gut sein und Freiheit obenein.“ Der Alte aber sprach: „Siehe, wie der Schein betrügt. Jener ist ein schlechter, gewissenloser Führer und bringt der Heerde Verderben. Wie viele Schafe hat ihm bereits der Wolf geraubt! Wie viele haben sich verlaufen und sind verloren gegangen! Solche haben einander um Gesundheit und Leben gebracht. Und siehe die Heerde an, wie elend und mager sie ist; sie trägt den Keim des Todes in sich in Folge der ungesunden Nahrung, die sie genossen hat. Dagegen des andern Hirten Bedachtsamkeit bringt der Heerde großen Gewinn, wie dir ihre Gesundheit und ihr gutes Gedeihen augenfällig zeigt. Siehe, diese beiden Hirten bedeuten, der eine die Wollust, der andere den

christlichen Ernst. Lockend ist der Wollust äußerer Schein; mit Freude und Wonne verspricht sie dich zu beglücken; aber trittst du in ihren Dienst, so wirst du elend und es ereilt dich der Tod; denn Wenige sind, die nachher wieder entrinnen und Buße thun und Gnade finden. Dagegen lässest du dich vom christlichen Ernst leiten, so mußt du freilich dir manche Lust versagen, und manches Kreuz ertragen; aber du hast es gut und wirst nimmer zu Schanden.“

Diese Rede ging dem Jüngling tief zu Herzen und er vergaß ihrer nie, wenn die Lust der Welt ihn lockte.

### 7. Des Frommen Kreuz.

Bei dem ersten Hirten gedachte der Pilger an seine bisher bestandene und gegenwärtige Noth. „Wie viel,“ sprach er, habe ich bereits erduldet, seitdem ich deiner Leitung folgend, liebevoller Sallum, den rechten Weg eingeschlagen zu haben glauben darf! Stürme und Ungewitter haben mir den Weg oft schwer gemacht; oft litt ich von Nässe und Kälte, oft von Hitze und Durst. Heute sind meine Füße wund, und meine Augen schmerzen, und ein steiles Gebirge liegt vor mir, wäre es denn nicht gütiger vom Herrn, wenn er denen, die ihn lieben, die Last der Leiden abnähme?“ Hierauf erwiederte der Greis: „Lerne die Leiden als freundliche Engel Gottes betrachten; den Abtrünnigen wollen sie auf den rechten Weg leiten und vom Tode retten; dem Frommen wollen sie zu einem schönen Kleide der Gerechtigkeit verhelfen. Denn wisse, auch des Frommen Seele gleicht dem Golde. Je öfter dieses Gold in den Feueröfen kommt, desto lauterer und vollkommener wird es. Was im Golde die Schlacken sind, welche das Feuer des Schmelzofens ausschleibet, das ist in der Seele des Frommen ein Ueberbleibsel von Selbstsucht, von Weltliebe, von Geiz, von Eitelkeit, von Selbstvertrauen u. dergl. Die Trübsal treibet zu Gott dem Helfer, weiset die Seele hin auf der Leiden Ursach und Verschuldung, führt zu Erfahrungen der Nähe des Herrn. Darum wollen wir uns der Trübsal rühmen, weil sie uns Segen bringt und wir ihrer bedürfen.“

Diese Rede ermuthigte den Jüngling sehr, und er



war es fortan gern zufrieden, wenn ihn der Herr dornige Wege gehen hieß. Sind doch, dachte er, die Leiden freundliche Engel.

### 8. Der Frommen ungleicher Lohn.

Der Jüngling fragte den Greis, ob alle bußfertigen Sünder zu gleicher Seligkeit gelangten? Dieser aber sprach: „Urtheile selbst. Ein gütiger Herr ließ jedem seiner Unterthanen eine Weidenruthe geben, welche die Kraft in sich hatte, daß sie wachsen und zum Baume werden konnte. Darauf sprach er: „Daran will ich eure Liebe zu mir erkennen, daß ihr die Ruthe pflanzet und pfeleget, und wer mich am innigsten liebt, der wird sich die Pflanze des Reises am meisten angelegen sein lassen.“ Da waren einige so gleichgültig gegen ihren Herrn, daß sie die Ruthe gar nicht pflanzten, oder doch derselben alsbald vergaßen und sie verdorren ließen. Andere aber warteten ihres Reises, doch einer mehr, der andere weniger; und wie die Wartung war, so wuchs und gedieh das Bäumchen. Darauf bauete der gütige Herr einen Palast für seine alternden Unterthanen viele Stockwerke hoch, und je höher die Zimmer, desto schöner die Aussicht, desto bequemer und angenehmer die innere Einrichtung. Da er nun die Bäume besah, fand er sie sehr ungleich. Wer keinen Baum aufzuweisen hatte, kam nicht in den Palast. Meinst du aber, daß er diejenigen in die schönsten Zimmer werde aufgenommen haben, deren Baum am kleinsten und kümmerlichsten befunden ward?“ Der Jüngling antwortete: „Nein, sondern welche den größten Baum gezogen hatten.“ „So ist es,“ sprach der Greis. „Nach der Größe unsers Liebeseifers in guten Werken ermißt der Herr die Innigkeit unsers Glaubens. Darum, wer da säet im Segen, der wird im Segen ernten.“ — Diese Rede spornte den klugen Jüngling sehr zum Eifer in guten Werken an.

### 9. Die Himmelspforte.

Ob der Greis den Jüngling verließ, verkündigte er ihm noch, daß er nur durch eine einzige Pforte zu seinem himmlischen Ziele eingehen könne. „Viele,“ sprach er, „versu-

den es zwar, einen Eingang zu finden, welcher die Ueberschrift hat: „Selbstgerechtigkeit;“ aber sie suchen vergebens. Der einzige Eingang hat die Ueberschrift: „Christus unsere Gerechtigkeit.“ Wer nun durch ihn eingelassen sein will, der schließt sich ganz genau an ihn an und liebet ihn und folget ihm nach.“

„Ich verstehe dich,“ sprach der Jüngling. „Christus muß mein Leben, mein Ein und Alles werden. Groß ist meine Aufgabe.“

### 10. Die Bergluft.

Ist, da sie scheiden wollten, beunruhigte den Jüngling eine neue Wahrnehmung. Der Greis hatte ihn vor ein Gebirge geführt, über dessen höchste Spitze er seinen Weg nehmen sollte. Schwül war die Luft, und das Gebirge steil. Da sprach der Greis: „Fürchte dich nicht; du wirst nicht erliegen. Wohl sind die Wege steil, und heiß die Sonnenstrahlen; aber auf den Bergen ist reinere und stärkere Luft, als hier unten. Sei getrost, der Herr kennet dich, und ist mit dir.“ Da wagte es der Jüngling, und seine Kräfte wurden gestärkt durch die Bergluft, und da er oben auf die Höhe kam, erquickte ihn die lieblichste Aussicht, und siehe, er sahe das schöne Land, dahin er wallete, und seine Seele lobte den Herrn, der den Seinen wohl eine Last auflegt, aber auch hilft. Amen.

### 19.

#### Die neue Lehre und die alten Menschen.

Als der Apostel Paulus in Athen das Evangelium von Jesu und von der Auferstehung verkündigte, führten ihn die Leute auf den Richtplatz und sprachen: „Können wir auch erfahren, was das für eine neue Lehre sei, die du lehrest? Denn du bringest etwas Neues vor unsere Ohren; so wollen wir gerne wissen, was das sei. (Ap. Gesch. 17.) — Die Leute waren Heiden, darum ist es nicht zu verwundern, daß sie also fragten. Wenn aber in unsern Zeiten unter Christen hier

und da das Evangelium von Jesu für eine neue Lehre gehalten wird, so muß man sich ja wohl wundern; denn es fallen einem dabei gleich die Heiden ein, und die Leute nennen sich doch Christen.

In einer Gegend Deutschlands hieß es denn auch bei Alten und Jungen: es sei eine neue Lehre aufgekomen, und wer nun den Glauben annähme, werde nicht nur heilig, sondern habe davon auch nicht geringe zeitliche Vortheile. So geschah es denn, daß zwei Männer mehrere Stunden weit her zu dem sogenannten Prediger der neuen Lehre kamen, und sich zwischen einem derselben, den wir mit N. bezeichnen wollen, und dem Prediger folgenden Gespräch entspann:

N. Nehme der Herr es uns nicht übel, daß wir kommen; wir wollten gern heilig werden.

Pr. Das ist mir ja sehr lieb, daß ihr auf einen solchen Gedanken gekommen seid. Wie ist das zugegangen?

N. Wir haben gehört, daß Er hier einen neuen Glauben lehre, durch den man heilig werde.

Pr. Also wolltet ihr, um heilig zu werden, wohl einen neuen Glauben annehmen und euren alten Glauben aufgeben? Was habt ihr denn für einen Glauben?

N. Den lutherischen.

Pr. Was glaubt ihr denn?

N. Nun, wir glauben an Gott und Gottes Wort.

Pr. Was glaubt ihr denn von Gott?

N. schwieg und sah verlegen hin und her.

Pr. Weil ihr denn von eurem Glauben nicht Rede und Antwort geben könnt, so will ich euch meinen Glauben sagen, den die Leute einen neuen Glauben nennen. — Der Prediger sagte ihnen die drei Hauptartikel des christlichen Glaubens vor.

N. Das ist unser Glaube auch, so steht es in unserm Katechismus. Warum sagen denn die Leute, daß das ein neuer Glaube sei?

Pr. Das will ich euch sagen! Weil Gott Gnade gegeben hat, daß Eiliche von Herzen gläubig und dadurch neue Menschen geworden sind. Bisset, lieben Freude, so lange ein Mensch die großen Dinge, welche in den drei Hauptartikeln des christlichen Glaubens enthalten sind, nur im Gedächtniß und nicht im Herzen hat, so lange er den Glauben nur weiß, aber nicht glaubt, bleibt er ein alter Mensch, bleibt in seinen Sünden Jahr aus Jahr ein,

ist bei dem, was er seinen alten Glauben nennt, nach Sinn und Wandel ein Feind Gottes und Christi, hört Gottes Wort, und thut doch nicht, was ihm Gott gebietet, kommt zum Tisch des Herrn, und tritt doch des Herrn Gebote mit Füßen, und, was das Schlimmste ist, lebt dabei um seiner Seele Heil sorglos und unbekümmert fort. Kurz, bei solchem Herzlosen und gedankenlosen Glauben bleibt es mit solchem Menschen immer beim Alten, und er wird nie eine neue Creatur, die mit Christo in einem neuen Leben wandelt. Wenn aber ein Mensch in sich schlägt, sein Sündenelend erkennt, nach Gottes Gnade zur Vergebung der Sünden verlangt und durch Wirkung des heiligen Geistes also an den Herrn Jesum Christum glaubt, daß er in ihm den Heiland der Sünder erkennt und an seinem Herzen erfährt! — dann wird er ein neuer Mensch durch den Glauben. Er gewinnt seinen Heiland lieb, und solche Liebe macht ihn heilig, daß er keinen Sinn und Geschmack mehr für das gottlose Wesen und Treiben der Welt hat, denn er hat etwas Besseres gefunden, und möchte nun gern immer in der Gemeinschaft mit seinem Erlöser bleiben, ihm durch Gehorsam und Folgsamkeit Freude machen, nachdem er ihm Mühe gemacht hat in seinen Sünden und Arbeit in seiner Missethat. Von solchem Menschen sagen denn die Andern, er habe einen neuen Glauben angenommen; und ihr könnt nun selbst urtheilen, inwiefern das wahr, und inwiefern das auch nicht wahr ist.

N. Wir danken für guten Bescheid. Aber die Leute haben uns gesagt: man hätte von dem neuen Glauben auch zeitliche Vortheile, kriegte Geld u. s. w.

P. Nun ja, da seid ihr nicht ganz unrecht berichtet. Hört, da ist etwa ein Landmann, der die Gewohnheit hat, tagtäglich eine Stunde im Wirthshause zuzubringen und für einen Groschen Branntwein zu trinken, auch daneben seine Wirthschaft zu vernachlässigen. Das Weihnachtsfest aber segnet ihn Gott so, daß er von Herzen an den Heiland gläubig wird. Nach alter Gewohnheit geht er noch einmal seinen alten Gang und setzt sich auf die Bänke, da die Spöiter sitzen. Aber es gefällt ihm da nicht mehr, er geht und bleibt weg. Mit dem neuen Jahre erspart ihm nun sein Glaube für jeden Tag einen Groschen, dazu manchen Zank und Aerger unter den Säufern und Spielern, macht ihn häuslich und haushälterisch, und lehrt

ihn, daß er auch für's Zeitliche das gute Theil erwählt hat. Den die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, und hat auch die Verheißung dieses Lebens.

N. Wir danken nochmals für guten Bescheid. Nun wissen wir doch, was von der Sache zu halten ist.

Pr. Aber, lieben Freunde, es scheint, als sei euch die Lust vergangen, heilig zu werden, wie ihr anfangs sagtet. Wie sieht es denn um eure Seligkeit?

N. Wir haben als rechtliche Soldaten unserm Fürsten gebient, und führen nun, mein Kamerad als Handwerker, und ich als Landmann, einen rechtschaffenen Lebenswandel.

Pr. Das ist löblich. Aber wenn ihr keine Meineidige, Mörder, Ehebrecher, Diebe, Trunkenbolde oder dergleichen Uebelthäter seid, seid ihr darum schon das, was ihr sein müßtet, wenn ihr auf euch selbst die Zuversicht eurer Seligkeit gründen wolltet? Gott sieht auch das Herz an. Er fragt auch: warum denkt ihr so Arges in euren Herzen? Es steht geschrieben: „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger. Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Es sollen die Menschen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Worte, das sie geredet haben!“ Denkt einmal darüber nach.

N. Ist das wahr, — dann sind wir ja verloren!

Pr. Ja, das seid ihr auch unstreitig. Aber, also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Wenn ihr das erkennet, daß ihr ohne den Heiland verloren seid, dann wohl euch! dann seid ihr auf den Punkt gekommen, von wo ab man einsteht, was es mit dem Glauben an den Heiland bedeute. Da hilft der Glaube im Gedächtniß nichts, um das erschrockene und trostlose Herz zu beruhigen und zu trösten; da merkt man, daß man bisher sich selbst unbewußt ohne Glauben gewesen sei; da ist denn kein anderer Rath, als Gott anzurufen, so gut man kann, daß er doch den rechten Glauben in uns wirke, wodurch der Sünder gerecht, schuldlos und straffrei, und voll Kraft und Lust wird, in einem neuen Leben zu wandeln.

N. forschte jetzt mit großer Angelegenheit noch genauer nach dem Wege des Lebens, und, während sein Kamerad gleichgültig schien und sich späterhin auch nicht wiedersehen ließ, zeigte N., daß er wirklich erfahren habe, was das für eine neue Lehre sei, nämlich das Evangelium von Jesu.

20.

Der Arzt und der Kranke.

Als Lazarus in Bethanien krank lag, sandten seine Schwestern, Maria und Martha, zu Jesu, und ließen ihm sagen: „Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank.“ — Welch ein Trost für den Kranken, zu wissen: „der Herr hat mich lieb!“ Und welch ein Trost für die Schwestern, einen solchen Krankenbericht an den Arzt aller Kranken schicken zu können: „Der, den du lieb hast, liegt krank!“ (Joh. 11.) —

Der Kranke aber, von dem hier eigentlich die Rede sein soll, wußte von der Liebe des Heilandes zu den Kranken Menschen nichts. Seine Sünden hatten ihn in ein großes Elend gebracht, er hatte seine Freiheit und seinen guten Namen verloren, lag im Gefängniß, und im Gefängniß auf dem Krankenlager, ja, wie der menschliche Arzt ihm andeutete — auf dem Sterbelager. Elishu sagt, Hiob 36, 8—12: „Wo Gefangene liegen in Städten, und gebunden mit Stricken elendiglich; so verkündigt er ihnen, was sie gethan haben, und ihre Untugend, daß sie mit Gewalt gefahren haben. Und öffnet ihnen das Ohr zur Zucht, und sagt ihnen, daß sie sich bekehren sollen. Gehorchen sie und dienen ihm, so werden sie bei guten Tagen alt werden und mit Lust leben; gehorchen sie nicht, so werden sie in's Schwert fallen und vergehen, ehe sie es gewahr werden.“ Unserm Kranken war denn in seiner Lage auf einmal das innere Ohr allen Klagen und Vorwürfen seines erwachten Gewissens geöffnet, die Sünden seines vergangenen Lebens traten als Zeugen wider die er-

schrockene Seele auf, der alte, kalte, unbarmherzige Gerichtsdiener, der Tod, stand vor der Thür, und der Kranke wälzte sich auf seinem Lager verzweifelnb hin und her. Da lag neben ihm einer seiner Mitgefängenen, der den Heiland der Sünder und Arzt der Kranken kennen gelernt und bei ihm Gnade und Frieden gefunden hatte. Der erzählte dem kranken Bruder von Jesu. Aber dafür und nach dieser Seite hin war ihm das Ohr noch nicht geöffnet. Er sah und hörte nichts, als seine Sünden, Tod, Gericht und ewige Verdammniß in der Hölle. Endlich fällt ihm ein, im heiligen Abendmahle Trost zu suchen.

Der Prediger kommt, und wie er den Kranken sieht, fällt ihm das Wort ein: „Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank.“ Er erzählte dem Kranken von Lazarus, Maria und Martha, daß der Herr Jesus oftmals bei ihnen eingekehrt und wie zu Hause gewesen sei, aber gerade zur Zeit der Noth sich fern gehalten habe, und darum die Schwestern des kranken Bruders seinetwegen die Botschaft geschickt hätten: „Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank.“ — Der Kranke sieht den Prediger an, als wollte er sagen: „Was redest du mir davon? ich bin wohl todtkrank wie Lazarus, aber doch kein Lazarus.“ Da spricht der Prediger: „Du armer Kranker, der Herr Jesus hat auch dich lieb, obwohl du dich um ihn gar nicht bekümmert, ihm auch nicht, so oft er an deine Thüre angeklopft, aufgethan und eingelassen, noch weniger von Herzen geliebt hast. Darüber wunderst du dich, und es ist auch zu verwundern, wie er die Menschen, die Sünder, so lieb hat. Das scheint dir unglaublich, und ist doch so gewißlich war, als du ein Sünder bist. Höre, er ist in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen, hat sein Blut vergossen zur Vergebung unserer Sünden, und ist ein barmherziger Heiland gestern, heute und in Ewigkeit, der selig machen kann immerdar Alle, die durch ihn zu Gott kommen. Aber weil du nicht glauben zu können scheinst, was du hörst, so glaube doch, was du siehst. Siehe da Brot und Wein, das ist sein Leib, für dich in den Tod gegeben, das ist sein Blut, für deine Sünden vergossen; da giebt er dir ja seine Liebe zu sehen und zu schmecken.“ — Solcher Art redete der Prediger zu ihm, ließ ihn dann sein Sündenbekenntniß ablegen und reichte ihm das heilige Abendmahl. Ueber demselben ging es dem Kranken wie den beiden Jüngern

in Emmaus, die den Herrn erkannten, da er mit ihnen zu Tische saß, das Brot nahm, dankte, brach und ihnen gab. Thränen flossen dem Sünder über die bleichen Wangen, er rief aus: „Nun weiß ich, daß mich der Herr lieb hat!“ Er hatte den Herrn gesehen und seine Seele war genesen. Nun wollte er gerne sterben.

Mehrere Tage währte dieser süße Genuß der Liebe seines Herrn. Er war wie der verlorne Sohn, als er mit dem besten Kleide angethan, mit dem Fingerreif an seiner Hand und Schuhen an seinen Füßen am Tische des Vaters saß, und aß und fröhlich war unter dem Gesange und Reigen. Aber nach dieser Zeit sah und fühlte er sich auf einmal wie aus dem Himmel in die Hölle hinabgestoßen. Seine Sünden standen wieder vor seiner Seele und kein Heiland daneben; Todesfurcht überfiel ihn, und er war abermals der Verzweiflung nahe. — „Weißt du denn nicht mehr,“ fragte ihn der Prediger, „daß Jesus dich lieb hat?“ — „Meiner Sünden sind zu viel!“ war die Antwort. — „Ja,“ sagte der Prediger, „aber wenn ihrer wär' wie Sand am Meer, sollst du doch nicht verzagen.“ — „Ich hab's zu arg gemacht!“ — seufzte er. — „Ja,“ erwiderte der Prediger, „arg hast du's gemacht. Aber ich will dir von einem erzählen, der es noch ärger gemacht und doch Gnade gefunden hat.“ Er erzählte ihm die Geschichte von dem begnadigten Schächer, und fragte ihn: „Glaubst du nun, daß der Heiland in seiner Herrlichkeit noch eben so mächtig und gnädig ist, wie er einst in seiner tiefen Erniedrigung war, um armen Sündern, die ihre Zuflucht zu ihm nehmen, nicht bloß ein Andenken, sondern das Paradies selbst zu schenken?“ — „Ja,“ antwortete er, „das glaube ich wohl.“ — „Aber glaubst du denn auch, daß er dir eben so gnädig ist, weil du ja ohne ihn verloren bist?“ Es währte einige Zeit, ehe die Antwort erfolgte: „Ja — ich glaube.“ — „Nun was denn?“ fragte der Prediger, sich über den glimmenden Glaubensdocht freuend. — „Ich glaube, daß er auch mir gnädig sei!“ hieß es. — „So halte dich denn mit Gebet und Wachsamkeit lediglich an das Wort von seiner Gnade, auch wenn du seine Süßigkeit nicht allezeit schmeckest. Selig sind, die nicht sehen und fühlen, und doch glauben, als sähen und fühlten sie.“

Jetzt kam der Kranke in eine stille, nüchterne Freude der Seele. Seine Sünden waren ihm nicht aus den Au-



gen gerückt, ihr Anblick demüthigte ihn tief, aber sie machten ihn nicht verzweifeln, denn er glaubte an Den, der die Vergebung der Sünden erworben hat mit einem Opfer für immer und für Alle. Die Todesfurcht stellte sich auch wohl noch ein, aber er glaubte an Den, der durch seinen Tod dem die Macht genommen hat, der des Todes Gewalt hatte, dem Teufel. Und siehe, der Arzt seiner Seele stellte ihn auch leiblich wieder her, und es erwies sich, das die Krankheit nicht zum Tode gewesen war, sondern zur Ehre Gottes, daß der Sohn Gottes dadurch geehrt werde.

---

21.

**Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.**

(Matth. 6, 33.)

---

**J.** hatte von Jugend auf große Lust zum Studiren und bat seine Mutter unaufhörlich, sie möchte ihn doch auf die Schule schicken. Weil sie aber eine arme Wittve war, so weinete sie, und antwortete nur immer: „Was willst du studiren, ich kann dir ja keinen Heller dazu geben.“ Er erwiederte aber, daß solle sie ja auch nicht thun, Gott solle es thun, sie solle ihn doch nur auf die Schule gehen lassen. So konnte er schon in seiner Jugend immer auf Gott trauen, ob er gleich noch nicht recht bekehrt war. Endlich williget sie ein, und läßt ihn auf die Schule gehen. Er hatte aber eine besondere Gabe, Verse zu machen; da machte er denn auf die Geburtstage der Reichen in der Stadt kleine Gedichte und überreichte sie ihnen. Weil diese nun wußten, daß er sehr arm war, gaben sie ihm wohl einen Gulden und darüber. Wenn er denn solch ein Stück Geld oder sonst etwas von diesem oder jenem erhalten hatte, so pflegte er es seiner Mutter zu zeigen und zu sagen, wie sie doch so ungläubig sein und Gott nicht trauen könne, da sehe sie es ja, hier habe ihm Gott schon wieder etwas bescheert! Als er aber auf die Universität ziehen will, da weinet sie erst recht, daß er da nun hin-

ziehen wolle und sie ihm nichts mitgeben könne. Er aber behielt seinen fröhlichen Glaubensmuth. Und siehe, als er von seinen Wohthättern Abschied nimmt, schenken sie ihm so viel, daß er sieben Gulden zusammen bekommt. Da denkt er, nun habe er Geld genug, nun wolle er wohl fertig werden, denn so viel Geld hatte er vorher niemals beisammen gehabt. Als er aber vor die Universitätsstadt kommt, hat er von den sieben Gulden noch einen Sechser; und als ein Bettelknabe kommt, und ihn um eine Gabe bittet, so giebt er ihm den Sechser auch und sagt: „Da hast du all' mein Geld! Nun kann ich doch sagen, ich bin mit Nichts auf die Universität gekommen.“ Hier hatte er aber gar keine Bekannten, und mußte sich erst recht elend behelfen. Als er nun endlich hörte, daß ein Landemann von ihm daselbst wäre, so geht er zu demselben auf die Stube. Dieser nimmt ihn denn auch bei sich auf, und sagt: er wolle ihm wohl Licht und Wärme mit genießen lassen, aber sonst könne er ihm nichts abgeben, weil er selbst nichts übrig habe. Doch, daß er nicht verhungern dürfe, wolle er ihm täglich einen Pfennig abgeben. Das nahm denn T. auch mit Dank an, kaufte sich für den Pfennig täglich ein Rostenbrötchen, ging damit des Sommers wohl auf eine nahegelegene Insel, hob das Brot auf und sagte: „Du lieber Vater, du hast ja mit so wenig Brot so viel tausend Menschen satt machen können, du denkst ja auch noch an mich, du wirst ja auch mit diesem Brot den kleinen T. satt machen können. Lege doch deinen Segen darauf, daß ich davon gesättigt werde.“ Dann aß er es, schöpfte mit dem Hute Wasser aus der Quelle dazu, und war dabei eben so vergnügt und gesund, als reiche Studenten, die allen Ueberflus hatten. So hat er sich das ganze erste Jahr, welches er sein Prüfungsjahr nannte, behelfen müssen; denn er hatte ein solch Gemüth, daß er seinen Mangel nicht gut Jemand sagen konnte, um Niemand beschwerlich zu sein.

Als dieß erste Jahr um ist, bekommt er einen Freitisch. Für denselben aber mußte alle viertel Jahr ein Dukaten gegeben werden, und wer den nicht gab, verlor den Freitisch. Als nun der Tag kommt, an dem der Dukaten gegeben werden mußte, fällt es ihm ein, daß er einen Dukaten haben muß und keinen hat. Er gehet daher in sein Kämmerlein und bittet seinen Vater, er solle

ihm doch einen Dukaten geben, er wisse ja, daß er ihn nöthig habe. Kaum hatte er ausgebetet, so ist Jemand da, der ihn zu dem Herrn Professor B. . . ruft. Als er dahin kommt, fragt ihn dieser Herr, ob er T. heiße? Antwort: „Ja.“ — Nun, so möchte er den Dukaten hinnehmen, der wäre ihm geschickt, daß er solchen einem Studenten geben möchte, der es nöthig hätte und verdiente; und er hätte sich erkundiget und gehöret, daß es keiner nöthiger hätte und besser verdiente, als er. T. nimmt daher mit Dank den Dukaten hin, und kommt damit, als der Herr G. . . eben im Fenster liegt, über die Straße, hüpfet, hält den Dukaten in die Höhe, und zeigt ihn dem Herrn G. . . Dieser fragt ihn, als er herauf kommt: „Was ist's? Sie sind ja so fröhlich.“ Er antwortete: „Ja, sagen Sie nur einmal, was ich da habe. So etwas sehen Sie nicht alle Tage in meiner Hand. Der liebe Gott hat aber wohl gewußt, daß ich einen Dukaten nöthig habe, da hat er mir einen gegeben.“

Ein ander Mal hatte er seine Schuhe schon ganz durchgegangen, und fühlt, als er spazieren geht, daß er ein Paar Schuhe nöthig hat. Er bittet daher seinen Vater, er solle ihm doch ein Paar Schuhe geben. Darauf fällt ihn ein: „Ei, du hast solch einen reichen Vater, und hast nicht so viel Vertrauen zu ihm, daß du auf seinen Namen ein Paar Schuhe bestelltest?“ „Das ist auch wahr!“ denkt er, und geht gleich hin, und bestellt sich ein Paar. Als die fertig sind, bringt sie die Schuhmacherfrau. Er hat aber noch kein Geld. Doch Glauben hat er, daß sein himmlischer Vater ihn nicht werde zu Schanden werden lassen. Er sagt daher zur Frau: er habe das Geld noch nicht, die Schuhe zu bezahlen, er werde aber gewiß bald etwas bekommen. Wolle sie ihm die Schuhe lassen, so wolle er ihr wohl Unterpand mitgeben, sonst solle sie nur auf den und den Tag, auf die und die Stunde wiederkommen und das Geld holen. Als nun die Stunde kommt, und er noch kein Geld hat, geht er wieder in sein Kämmerlein, und bittet seinen Vater, er solle ihm doch nicht zum Lügner werden lassen, er solle ihn doch etwas geben, daß er die Frau bezahlen könne. Als er wieder auf seine Stube kommt, Welch ein Wunder! Es liegt in Papier gewickelt auf dem Tische gerade so viel Geld, als er brauchte. Er fragt seine Hausgenossen, ob sie das dahin gelegt haben? Aber Niemand will etwas davon

wissen. Da nimmt er's und giebt es der Frau, als sie kommt.

Wieder ein ander Mal, da er nichts hat, aber seinen Mangel doch keinem Menschen offenbaren wollte, kommt beim Spazierengehen ein wohlgekleideter Mann zu ihm heran, und fragt: warum er so betrübt sei? T. erzählt ihm nun seine Umstände und geht, nichts ahnend, nach Hause. Kaum ist er eingetreten, so meldet man ihm, es sei eben ein Packet für ihn angekommen. Er öffnet es, und siehe, es ist ein ganzer Anzug darin, und noch dazu — Geld in den Taschen. Da hat er denn gedacht, jener Mann wäre wohl ein Engel gewesen, weil er sonst den Anzug so schnell nicht hätte für ihn machen und einpacken lassen können, und überdies er ihn nachher nicht wieder sah.

T. hatte eine besondere Gabe zu gefallen, und war fast bei allen Studenten wohl gelitten. Selbst unbefehrte Studenten pflegten zu sagen: „Wenn einer reblich ist, so ist es T.“ Sie luden ihn zuweilen zum Kaffee ein. Dann ging er auch recht gern hin, aber mit der Bibel in der Tasche. Wenn sie ihn da nun zum Kartenspiel verführen wollten, so sagte er, wenn's keine Sünde wäre, so wollte er's wohl thun; aber da stände in der Bibel so, und da so. Hatte er denn seine drei Tassen Kaffee getrunken, und war etwa zwei Stunden da geblieben, so ging er wieder an seine Arbeit. Die halbe Zeit betete er, und die halbe Zeit studirte er, und doch hatte er mehr gelernet, als die Studenten, die immer studiret und gar nicht gebetet hatten. Als er auf die Universität kam, hatte er nicht ein Buch, und als er wegzog, hatte er eine gar schöne Sammlung von Büchern, denn fast ein jeder Student hatte ihm ein Buch geschenkt.

So lange er auf der Universität war, lebte er fast stets im freudigen Glauben. Einmal ist ein Bekannter von ihm mit seinen Blumentöpfen beschäftigt, die er vor dem Fenster stehen hat; und als T. gerade vorbei gehet, ruft er: „Herr T. nehmen sie sich in Acht, es möchte etwas fallen!“ Er antwortete aber: „O, lassen sie es nur fallen. Wenn's mir auf den Kopf kommt, so kommt's eben recht; ich bin immer bereit.“ — Als er die Universität verlassen hatte, giebt ihm der Herr Abt Steinmez eine kleine Gemeinde nicht weit von Magdeburg. Als er aber daselbst etwa ein Jahr Prediger gewesen war, kommt er zu seinem Gön-

ner, ringet die Hände und ruft: „Ich bin verloren, ewig verloren! Das Urtheil ist gesprochen, und ich habe es auch verdient! Ich bin nicht werth, daß ich in dem Amte bin!“ Der Abt forschte darauf mit Weisheit nach, ob er auch etwa in Sünde gefallen: aber davon kann er nichts finden. Endlich kommts heraus. T. erzählt ihm: „Der Herr Jesus sei ihm erschienen, wie er in der Offenbarung Johannis beschrieben wird; es sei ein feuriger Strahl aus seinem Munde gegangen, und er habe zu ihm gesagt: T., du bist verflucht und ewig verloren!“ Der Abt suchte ihn zwar zu beruhigen, aber man mochte ihm sagen, was man wollte, nichts konnte ihn trösten; er antwortete immer, das ginge wohl alle andere Menschen an, aber ihn und Judas nicht, der auch das verlorne Kind genannt werde. In diesem Zustand blieb er wohl ein Jahr lang; man mußte sogar bei ihm wachen, weil man fürchtete, er werde sich ein Leid anthun. Seine Gemeinde hatte unterdessen oft bei dem Abt um einen andern Prediger angehalten; der Abt aber glaubte, daß es noch ein herrlich Ende nehmen werde, wie es denn auch gethan. Denn am Ende des Angstjahres war T. einmal des Nachts plötzlich aufgesprungen, und hatte sich voller Angst in der Stube herumgewälzet und gerufen: „O verloren und verdammt! Das Urtheil ist gesprochen! O ewig verloren und verdammt!“ Und als man ihn fragte, was ihm wäre? antwortet er: „Der Herr Jesus wäre ihm wieder in der vorigen Gestalt erschienen, und hätte das Vorige wieder zu ihm gesagt.“ Aber nun hatte die schwere Prüfung auch bald ihr Ende erreicht. Er wurde stille, forderte eine Bibel und sagte: man solle ihn allein lassen, er müsse selbst einmal zusehen, ob noch Gnade für ihn vorhanden sei, oder nicht. Als er nun die Bibel wohl zwei oder drei Mal durchgelesen und durchgebetet hatte, kommt er eines Tages voller Freuden zum Abt, schlägt in die Hände und ruft: „Victoria! Ich habe nun überwunden. Habe ich sonst ein Siegel gehabt, so habe ich nun wohl hundert. Vorhin wußte ich, daß ich im Gnadenstande war; nun weiß ich auch, daß ich darin bleiben werde bis an mein Ende!“ Darauf lehrte er wieder zu seiner Gemeinde zurück. Er arbeitete hier nun in großem Segen, und seine Thranensaat brachte eine reichliche Freudenernte. Er wurde hier von Allen, auch von den ruchlofesten Spöttern geachtet. Wenn er auf Gastgebote geladen war, nahm er im-

mer seine Bibel mit in der Tasche und fiel etwas Unziemliches vor, so zeugte er öffentlich dawider, und sagte unverhohlen: „Das ist wider das Wort, und alles das verabscheue ich; da steht's geschrieben, daß es nicht recht ist“ u. s. w. Wie er denn überhaupt sehr bibelfest war und gleich eine Beweisstelle zu finden wußte.

Hernach wurde er in Schlessien Prediger, und da legte er auch einst im ersten Schlessischen Kriege eine besondere Glaubensprobe ab. Es war nämlich ein Regiment feindlicher Husaren gekommen, seinen Ort zu plündern. Die Leute aus dem Orte liefen voll Angst zu ihm und fragten, was sie machen, ob sie fliehen, oder bleiben sollten? Er antwortete: „Wer gläubet, der fleucht nicht. Wenn sie Glauben hätten, so sollien sie bleiben; sonst möchten sie fliehen.“ Sie laufen darauf Alle weg, und er bleibet allein im Ort und im seinem Hause. Als nun die Husaren mit bloßen Säbeln vor sein Haus gesprengt kommen, steht er in der Thür, ist die Freundlichkeit selbst, nöthiget sie herein, und fragt, womit er ihnen dienen könne? Sie lachen ihn aber aus, und sagen: „Das wüßten sie ihm keinen Dank, daß er ihnen das Seinige anböte, das wäre ohnedem schon das Zhrige, und sie wären gekommen, es wegzunehmen.“ Er antwortete: „Ja, nehmet nur, was ihr wollt, was euch Gott zuläßt. Aber das weiß ich, so klein ich auch bin, könnt ihr mir doch nicht ein Haar krümmen. Die Versicherung hat mir Gott gegeben; und die hat er mir geben können, weil ich an Jesum glaube! Und so selig könntet ihr auch werden“ u. s. w. und fängt an, ihnen eine ganze Predigt zu halten. Und sie versammeln sich alle vor seinem Hause und hören mit Verwunderung zu, und als er aufhört zu reden, danken sie ihm für den guten Unterricht und ziehen stille fort, und nehmen ihm keinen hölzernen Löffel weg.

Wer nur den lieben Gott läßt walten,  
Und hoffet auf Ihn allezeit,  
Den wird Er wunderbar erhalten  
In allem Kreuz und Traurigkeit.  
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,  
Der hat auf keinen Sand gebaut.

## Wie Steine Brot geben.

Der selige Professor König in Bern war gegen Bedürftige äußerst gutthätig. Einst hatte er so viel gegeben, daß seine Gattin ihm klagen mußte, sie habe gegenwärtig weder Brod noch Mehl im Hause. Seine Antwort auf diese Klage war: „Eher müssen Steine zu Brot werden, als der Professor König Hungers stirbt!“ — und beinahe wörtlich wurde dieser Ausspruch des stark gläubigen Armenfreundes wahr. Es kam nämlich gleich darauf ein fremder Herr, und bat den Professor, er möge ihm doch diese Schrift da in's Deutsche übersetzen, denn er habe gehört, daß er dieß am besten könne. König versprach es zu thun, und begab sich sogleich an die Arbeit. Nach drei Stunden kam der Fremde wieder, und holte die Uebersetzung ab. „Was bin ich Ihnen für Ihre Mühe schuldig?“ fragte er den Uebersetzer. — „Für eine so geringe Mühe nichts!“ antwortete König, und der Fremde nahm mit höflichem Danke Abschied. Denn mit Gelde sollte die Arbeit nicht bezahlt werden, sondern mit Mehl und Brot, damit es desto wörtlicher wahr würde, was König zu seiner Frau gesagt hatte. Dem Fremden nämlich fiel es ein, einen Müller anzureden, und ihm Geld für ein Muth Mehl zu geben, das er dem Professor König überliefern sollte. Der Müller that dieß sogleich; aber der Fremde, um seiner Sache gewiß zu sein, daß König wirklich sein Mehl empfangen hätte, ging am folgenden Tage wieder zu ihm, und that Nachfrage. „Ja freilich,“ antwortete König, „habe ich ein Muth Mehl erhalten, aber wie beschämen sie mich durch ein so großes Geschenk für meine geringe Arbeit!“ — Jetzt erkundigte er sich auch nach dem Namen des Fremden. Dieser nannte seinen Namen; er hieß Herr — von Stein! „Hörst du, Ungläubige! von Stein heißt der Herr. Habe ich dir nicht gesagt: Eher müssen Steine Brot geben, als Professor König Hungers stirbt?“

## Der Glaube das beste Kapital.

Mancher dachte, wenn er einige hundert oder tausend Thaler im Kasten hatte, er habe doch ein hübsches Kapitälchen. Nachher mußte er aber zu seinem Schmerz erfahren, daß es kein so hübsches Kapitälchen war, als er wohl dachte, denn ein Theil davon fraß das Feuer, ein anderes Krankheit, und um noch ein anderes ward er betrogen, so daß er nun nicht allein einen leeren Beutel, sondern auch, was noch schlimmer, ein von allem Troste leeres Herz hatte, weil er zu dem Goldklumpen gesagt hatte: „Du bist mein Trost!“ Ich halte dafür, daß nur der sagen könne, er habe ein schönes Kapital, der den Glauben hat. Dieß Kapital kann weder das Feuer, noch Krankheit, noch sonst ein irdischer Feind rauben, und es trägt dem Ärmsten seine Zinsen, die ihm ausgezahlt werden, wenn er ihrer bedarf. Das hat recht reichlich erfahren unter andern ein Prediger, aus dessen Leben hier einige Züge sollen erzählt werden.

Derselbe war sehr arm. Seine ganze Besoldung bestand in achtzig Gulden, und dem Ertrage einiger weniger Felder, die er selbst bebauen mußte. Von seinen ungemein armen Zuhörern nahm er aus Mitleid wenig oder gar keine Accidentien. Seine tägliche Nahrung war rauhes, von Hafer und Gerste gemengtes Brot. Er hatte aber Glauben, liebte seinen Heiland kindlich, war gewiß, daß er ihn nicht umkommen lassen werde, und war darum immer vergnügt. Einmal hatte er nur noch ein Brot, und weder Korn, noch Mehl, noch Geld vorräthig. Seine Frau sagte: Was sollen wir nun anfangen? Er antwortete: „Kochte den Kindern jetzt nur eine Milchsuppe, Gott wird schon sorgen.“ — In der Zeit kam eine arme Wittwe aus dem Dorfe, schrie und klagte ihm, daß sie in vier und zwanzig Stunden keinen Bissen Brots gehabt. Er ging hin, und gab ihr die Hälfte von dem ihm noch übrigen Brote, hatte aber dabei das lebendige Vertrauen zu seinem Herrn, daß er ihn nicht im Stiche lassen werde. Seine Frau wurde ungeduldig; da überließ er ihr mit den sechs Kindern alles Brot, was noch da war, und



sagte: „Gott werde für ihn schon etwas beschereen.“ Er ging darauf in den Garten, wo er reife Kirschen hatte, und sagte: „Lieber Heiland, du kannst mir ja wohl diese Kirschen segnen, daß ich satt werde.“ Als er noch auf dem Kirschbaume saß, kam eine Frau, und fragte, ob er etwas nach W. zu bestellen hätte. Da pflückte er ein Körbchen voll Kirschen und gab's der Frau, daß sie es einem dortigen Freunde bringen sollte. Dieser aber hatte gerade gebacken, und that eben das Brot aus dem Ofen, als die Frau ankam. Er bat nun diese, ihrem Pfarrer, der immer so schlechtes Brot essen müßte, einige Brote mitzunehmen. Das geschah. Der Pfarrer aber sagte scherzend, als er das Brot empfing: „Siehe, wie hat uns unser lieber Herr Gott das Brot so fein vom Kirschbaume geschüttelt!“

Als dieser Vorrath verzehret war, wußten sie wieder nicht, was sie machen sollten. Der Pfarrer ging aufs Feld, und besahe ein Stück mit Winterjaat, welches sehr schön stand. Er kam nach Hause, und sagte, er dürste hoffen, von dem Ertrage dieses Stücks elf bis zwölf Reichsthaler zu lösen, und so wolle er ein paar Thaler darauf leihen, daß sie Brot kaufen könnten. Als am andern Morgen sein ältester Sohn auf den Acker kommt, da hat ihn das Wild gänzlich verderbt und alles abgefressen. Den Pfarrer aber irrte das nicht, er blieb immer vergnügt, und traute fest auf Gottes Hilfe. Er hatte noch ein junges Füllen, und beschloß dieses zu verkaufen, um sich dadurch aus der Noth zu helfen. Er ließ einen Juden kommen, und forderte elf Thaler. Der Jude aber wollte nur neun und einen halben geben, und ging darüber fort. Der Pfarrer begiebt sich darauf in die Kirche, um eine Betstunde zu halten. Da springt das Füllen über eine alte Mauer, und bricht den Hals. Weinend kommen ihm nun Frau und Kinder mit dieser Botschaft entgegen; er aber blieb ganz ruhig und antwortete: „Wir sollen nicht aufs Füllen und den Acker bauen, sondern auf den Herrn, der wird gewiß helfen.“ Da schickt eine Dame aus der Nachbarschaft und läßt ihn bitten, doch gleich einmal zu ihr zu kommen; sie habe mit ihm etwas nothwendiges zu besprechen. Im Laufe des Gesprächs fragt sie ihn nach einem gewissen Buche, ob er es nicht habe? „Nein,“ sagte er. Die Dame wundert sich, und fragt, warum er sich ein so schönes und brauchbares Buch nicht

anschaffe? Da antwortete er ganz einfältig, er sei zu arm dazu. Sogleich schenkt ihm die Dame fünf und zwanzig Thaler. Damit geht er dann ganz vergnügt nach Hause, schüttet das Geld auf den Tisch, und sagt zu seiner Frau: „Da ist das Geld für die Saat und das Füllen.“

Einmal war ein sogenannter Convent in W. Da ist üblich, daß den versammelten Predigern eine Mahlzeit gegeben wird, wozu ein jeder der Anwesenden einen Thaler mitbringen muß. Da nun dieser arme Prediger nicht so viel hatte, so blieb er weg; wurde aber deshalb, weil man es ihm als Eigensinn auslegte, und ihn der Gottseligkeit wegen anseindete, mit zwei Thalern Strafe zur Armenbüchse belegt. Dieß erfuhr eine gewisse Frau; von dieser kam es an eine vornehme Dame, und von Letzterer an den Fürsten, der ihm nicht nur dieses Strafgeld schenkte, sondern auch verordnete, daß dieser arme Prediger künftig immer umsonst mitessen sollte, wenn Convent wäre. Kurz vor seinem seligen Ende bekam er eine einträglichere Pfarre. — So konnte dieser treue Jünger wohl rühmen, wie es in jenem Liede heißt: „Gott hat zu bezahlen. Das ist ohne Prahlen mein gewisser Schatz.“ Darum wollen wir auch um diesen großen Schatz uns bemühen, und der Glaube wird uns weder hier, noch dort darben lassen.

---

24.

**Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.**

---

Eine christliche Wittve in Schlesen, die schon als Kind und größeres Mädchen viele ganz ungewöhnliche Erfahrungen gemacht hatte, erzählte folgende, in ihrem Wittwenstande erfahrene besondere Gebetserhörungen:

Nach dem Tode meines seligen Mannes wurde ich im Jahre 1807 von einem bössartigen Fieber befallen, an welchem ich neun Monate lang todkrank darnieder lag. Der Arzt, den ich anfänglich einige Wochen lang brauchte, sagte mir frei heraus: daß ich auf Besserung nicht hoffen dürfe, denn ich hätte die völlige Abzehrung. Ich gerieth

in große Angst, und dachte über meinen ganzen Lebensgang ernstlich nach. Tag und Nacht schrie ich zu meinem Heiland um Erbarmung und Vergebung meiner Sünden. Die Bibel, in welcher ich mich in meiner Einsamkeit täglich an dem herrlichen Worte Gottes weidete, war mein einziger Trost, meine Lebenskraft und Erquickung. Da ich so sehr wünschte, meines Kindes wegen noch fortzuleben, so betete ich im festen Glauben zum Heiland: „da Er hier auf Erden alle Kranken durch Sein Machtwort gesund gemacht habe, so möchte Er doch, wenn es sein heiliger Wille wäre, auch mich wieder genesen lassen.“ Da fiel mir auf einmal der tröstliche Spruch bei (Jer. 30, 15—17.): „Was schreiest du über deinen Schaden, und über deine verzweifelt bösen Schmerzen? Habe ich dir doch solches gethan um deiner großen Missethat und um deiner starken Sünden willen. Aber Ich will dich wieder gesund machen und deine Wunden heilen, spricht der Herr.“

Bei Lesung dieser letzten Zeilen durchdrang mich die feste Versicherung, daß der Heiland mich werde gesund machen. In einer schlaflosen Nacht, da ich unter einer Fluth von Thränen um die Versicherung der Vergebung meiner Sünden flehte, durchwehte mich auf einmal ein himmlischer Friede und eine unbeschreiblich süße Ruhe. Ich konnte mit freudiger Zuversicht singen: „es komm mein End' heut oder morgen; ich weiß, daß mir's mit Jesu glückt.“ Einige Tage darauf hatte ich eine sehr schmerzvolle Nacht, bis ich vor Schmerzen in einen Schlummer fiel. Da träumte mir Folgendes: „Ich ging auf einem sehr schönen grünen Wege spazieren. Auf einmal erblickte ich den Heiland, der mir entgegen kam. Als Er nahe bei mir war, fragte Er mich sehr freundlich: „Glaubst du, daß Ich dich gesund machen kann? Ich antwortete: „Ja, ich glaube es.“ Er fragte zum zweiten Male: „Glaubst du von ganzem Herzen, daß ich dich gesund machen kann?“ „Ja,“ antwortete ich, „ich glaube es von ganzem Herzen.“ Darauf sagte er mir ein Mittel, welches ich brauchen sollte, und durch welches ich gesund werden würde. Am Morgen, als ich erwachte, erzählte ich dieses meiner Mutter, und brauchte sogleich das Mittel, das mir im Traume angerathen war. Ich hatte es kaum genommen, als das Fieber mich verließ; ich fühlte mich wohl, und wurde völlig gesund.

Während meiner langwierigen Krankheit hatte mein kleines Kind einen bösen und gefährlichen Zufall an seinen Beinen bekommen. Diese waren nach und nach so zusammen gewachsen, daß das arme Kind nicht mehr allein stehen konnte. Die Aerzte, die ich um Rath fragte, sagten alle zu meinem großen Schmerz, daß dem Kinde nicht zu helfen sei, und ich mich in mein Elend schicken müsse. Da ich in den allerdürftigsten äußern Umständen war, und ich mein Söhnchen, das weder gehen noch stehen konnte, mehrentheils auf dem Arme tragen mußte, so preßte mir meine betrübte Lage viele Wehmuthsthränen aus. Eines Tages übernahm mich ein solches Schmerzgefühl über meine Armuth und über das Elend meines Kindes, daß ich in ein lautes Jammergeschrei ausbrach. Ich eilte aus der Stube, ließ mein Kind allein, und warf mich draußen auf mein Angesicht, weinte und rief zum Heiland: Er habe ja die Kraft, alle Krankheiten zu heilen; Er möge doch die Barmherzigkeit an mir und meinem Kinde thun, und seine Beine wieder gerade und gesund machen. O wie barmherzig ist der Heiland! Schon, indem ich betete, hörte ich in meiner Seele das Amen auf meine Bitte zurückschallen. Als ich wieder in die Stube trat, fand ich zu meinem Erstaunen mein Kind an einem Stuhle allein stehend. Es rief mir entgegen: „Sieh doch, Mutter! ich kann ja wieder allein stehen, und du weinst so über mich!“ — Hier mußte ich meinen Dankthränen freien Lauf lassen. Und von der Stunde an fing mein Kind an wieder langsam allein fortzuschreiten; seine Beine wurden von Tag zu Tage gerader, und in Zeit von einigen Wochen konnte es ungehindert gehen und laufen; und seitdem ist nicht das Mindeste mehr von jenem Uebel zu spüren.

„Anbetung und Dank bringe ich dir gebeugt und mit Thränen dafür, o mein treuer Erbarmcr.“ —

Geschichten dieser Art sind der Mittheilung würdig. Aber wir müssen nicht Gift, sondern Honig daraus saugen; wir sollen Segen, nicht Schaden daraus schöpfen. Wir können aus Honig Gift machen, den Segen, der darin liegt, verderben und in Unsegen verkehren. Das geschieht, wenn wir nach dem Lesen auffallender, buchstäblicher und wunderähnlicher Gebetserhörungen (wiewohl jede Erhörung unsers Gebets ein Wunder der Wundergnade ist) in vorkommenden Fällen ein Gleiches, in gleicher Art

und Maasse, eigenmächtig begehren oder erwarten. Wir sind dazu weder berechtigt noch angewiesen.

---

25.

**Mammonsmacht.**

---

Der Pfarrer einer ehemaligen Niedersächsischen Reichsstadt erzählt Folgendes: Mein liebes Pfarrkind N. ging in einer Geldverlegenheit zu einem sehr begüterten Nachbar, um eine mäßige Summe von demselben zu borgen. Der reiche Mann wollte sich anfangs zu Nichts verstehen. Nach einiger Zeit jedoch gab er den vielen Bitten nach, und ging an seinen Kasten, in welchem eine große Baarschaft gefangen lag. Als er ihn aber geöffnet hatte, und seine lieben Thaler ansah, schloß er wieder zu, kam und sprach: „Nachbar, ich kann es nicht thun.“ N. drang mit neuen Bitten auf ihn ein, und stellte ihm vor, daß er ja hinreichende Versicherung des Darlehns bekäme, auch wohl wüßte, wie er es in wenigen Tagen zurückempfangen würde. Damit brachte er ihn zum andern Mal an den Kasten. Als der Geizhals aber nach seinen schönen Thalern greifen wollte, presste sich sein Herz zusammen. Da schloß er auch dies Mal wieder zu, kam und sprach: „Nachbar, ich kann es nicht thun.“ — Das ist die furchtbare Macht, welche der Mammon zuletzt über sein Herz gewinnt, das den Hang zum Irdischen nicht durch Gebet und Gotteswort bekämpft. Da hat das Märchen wohl einen Sinn, das Märchen von einem schwarzen grimmigen Hunde, welcher auf der Geldkiste liegt, und sie hütet.

---

26.

**Vom Worte „leben.“**

---

„Er hat zu leben,“ —

sprach Jemand von seinem Schwager, der ein Mann von 50,000 Gulden, und noch ein Junggesell, dazu auch ein

sparfamer Hauswirth ist. Da dachte ich an Leibesleben und Menschenaugen, und daß 50,000 Gulden ein Geld ist, und nickte unbedenklich mit dem Kopf.

„Er weiß zu leben,“ —

äußerte sich jüngst eine vornehme Frau über den Herr N., welcher den neuesten Kleiderschnitt trägt, und die Gesellschaft sieben Stunden ohne Pause unterhält, und es Allen recht und süß machen kann. Da fühlte ich mich aber etwas beklemmt über dieser Lebenswissenschaft, und rührte weder Mund, noch Kopf, noch Glieder. Ich hätte aber wohl noch besser gethan, wenn ich meinen Kopf recht sichtbarlich geschüttelt hätte.

„Er hat gelebt,“ —

hörte ich von fern den Herrn W. sagen. Er meinte seinen Freund, welcher sich elend getrunken, getanzt, — hat, und nun, wie Herr W. hinzufügte, „nicht mehr mit thun kann.“ Da lief mir aber ein heimlicher Schauer den ganzen Rücken hinauf über diese Redeweise der Welt, die den wahren grauenhaften ewigen Tod mit dem Ausdruck „leben“ bezeichnet.

---

27.

Heut' lebst du, heut' bekehre dich!

---

Es war einmal ein König; gegen den ward von einigen seiner übelgesinnten Unterthanen im Geheimen eine Verschwörung angezettelt. Schon war die Stunde bestimmt, wo sie ihn wollten ermorden, ohne daß er etwas von der ihm drohenden nahen Gefahr ahndete. Da erfährt einer seiner Freunde die Sache, und hat nichts Eiligeres zu thun, als ihn zu warnen. Er sendet einen treuen Diener an ihn mit einem Briefe, der ihm die ganze Verschwörung entdeckt. Der König ist aber gerade auf einem Gastmahle; der Diener läßt sich zu ihm führen und bittet ihn dringend, den Brief ja gleich zu lesen. Der von Wein und Lust erhitzte König indeß hat keine Ohren für diese Mahnung; er legt den Brief bei Seite mit den

Worten: „die Geschäfte bleiben bis morgen!“ Aber in derselben Nacht noch fiel er unter den Streichen der Verschwornen. — So mahnet auch Gott den Sünder auf mannigfaltige Weise an sein Ende, und sendet ihm warnende Boten zu, daß er schleunig Buße thue. Aber vergebens. Er geht dahin im Zaumel der Weltlust und hat keine Ohren für die ernste Warnung, bis das Verderben ihn plötzlich überfällt und in seinen Abgrund hinzieht. Einen merkwürdigen Belag dazu liefert folgende Geschichte, die sich vor nicht langer Zeit zugetragen.

Zwei Schwestern, Abeline und Marie, hatten sich vorgenommen, einen Ball zu besuchen. Am Morgen des dazu bestimmten Tages war Abeline sehr bekümmert und ernst. Sie sagte, sie möge heute nicht auf den Ball gehen. Als ihre Schwester in sie drang, ihr die Ursache anzugeben, erzählte Abeline, es habe ihr geträumt, sie seien mit einander in den glänzenden, prachtvollen Ballsaal gekommen, alles sei lustig und wie von Freude strahlend gewesen, sie aber habe sich unglücklich gefühlt, und an der Lustbarkeit keinen Theil nehmen können. Da sei ihre Schwester Marie zu ihr gekommen, und habe ihr gesagt: „Ich weiß doch nichts Thörichtereres und Verächtlicheres, als das lange Gesicht, das du herunterhängst.“ Sie aber habe nichts darauf geantwortet, sondern nach einem etwas entfernten Gottesacker hinüber geschaut, dessen weiße Grabmähler im Mondlicht sichtbar waren. Bald darauf habe sie sich schwach gefühlt, ihre Augen seien matt geworden, sie sei ihrer Schwester in die Arme gesunken; man habe sie in ein anstoßendes Zimmer gebracht, und in einen weiten Armsessel vor einen Spiegel gesetzt. Sie habe sich selbst gesehen und sei erschrocken über die Blässe ihrer Wangen. Ein Arzt habe vergeblich versucht, ihr zur Aber zu lassen, sie sei immer blasser geworden und endlich gestorben. — Marie lachte ihre Schwester aus, daß sie durch einen bloßen Traum sich betrüben lasse. „Sieh, da kommt eben das weiße Atlaskleid, zieh' es an und rüste dich, und sei lustig und gescheidt.“ Abeline sagte: „O! es macht mir Schauer, es nur anzusehen. Mein! wahrhaftig, ich kann unmöglich auf den Ball gehn.“ Marie verlachte sie und ließ ihr keine Ruhe, bis sie ging. Aber sie verlor den Traum nicht aus dem Gedächtniß, und wurde immer düsterer und trauriger. Witten unter der Lustbarkeit kam ihre ganz dem Leichtsinne der Freude

hingeebene Schwester, die des Traumes völlig vergessen hatte, zu Abeline, und sagte die gleichen Worte zu ihr, wie es dieser geträumt hatte. Abeline erschraf, antwortete aber nichts. Sie suchte ihren Kummer zu vergessen, indem sie sich mitten unter die Tanzenden mischte. Ihr Herz wurde leichtsinnig, und sie vergaß die warnende Stimme ihres Innern. Kurz darauf ging sie an ein Fenster, und blickte auf das vom Mondschein erhellte Gesilde hinaus; sie sah einen entsehrten Gottesacker; aber nachdem sie ihn einem jungen Freunde gezeigt hatte, fehrte sie wieder zu dem Vergnügen ihrer Eitelkeit zurück, und vergaß alles andere. Nicht lange hernach entstand ein großer Lärm im Ballsaal. Abeline war in Ohnmacht gefallen, und wurde in ein anderes Zimmer gebracht, wo man sie, ganz wie es ihr geträumt hatte, in einen weiten Armsessel setzte. Ihre Schwester, die ihr das Haupt hielt, sah das todtblasse Gesicht in einem Spiegel an der gegenüberstehenden Wand, und jetzt fiel ihr plötzlich der verhängnißvolle Traum ein. Abeline wurde immer fühlloser, und in kurzer Zeit mußte ihr unvorbereiteter Geist von den Dingen dieser Zeit Abschied nehmen, und gehen, um vor Gott zu treten. — Diese Abeline hatte oft ernste Eindrücke empfangen durch die Beckstimme der Prediger und manche Todesfälle. Aber nichts war stark genug gewesen, die Kette, womit jugendlicher Leichtsinn sie festhielt, zu zersprengen. Und so blieb am Ende auch die auffallende Warnung unwirksam. Denn je länger der Widerstand, desto schwerer die Buße, desto strenger das Gericht. Luk. 13, 1—9; Pred. 9, 12; Hiob 33, 15—30.

---

28.

### Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelsingen so gut als in Amsterdam Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam



ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt, voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war; fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Duttlingen, einem schwäbischen Grenzstädtchen gegen die Schweiz hin, bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Bewunderung dieses kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund,“ redete er ihn an, „könnet ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternensblumen und Levkoien?“ — Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurzweg: Kannitverstan; und ging vorüber. Dieß war nun ein holländisches Wort, oder drei, wenn mans recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: „Ich kann euch nicht verstehen.“ Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er und ging weiter. Gaß aus, Gaß ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Gy, oder auf deutsch: das Dypilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und neben einander am Lande. Noch immer wurten mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer, und unter dem Pfeffer auch wohl manches was nicht Pfeffer war. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel austrug, wie der glückliche Mann heiße,

dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da dachte er: Ha, ha, schau's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scheiben. Jetzt ging er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was für ein armes Geschöpf er sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: „Wenn ich's doch auch nur einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat,“ kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz verummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenzug langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel, und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den Lezten vom Zuge, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Centner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein, sagte er, dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da fielen unserm guten Duttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. Armer Kannitverstan, rief er aus, was hast du nun von allem deinen Reichthum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Todtenkleid und Leintuch, und von all' deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht Acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den Andern

wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit sein Abendbrot, und, wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Rannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff, und an sein enges Grab.

„Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist, und läßt ihm genügen. Denn wir haben nichts in die Welt gebracht; darum offenbar ist, wir werden auch nichts hinausbringen. Wenn wir aber Nahrung und Kleider haben, so laßt uns begnügen.“ 1 Tim. 6, 6—7.

---

29.

### Der sonderbare Abschied.

---

Im Anfange des ersten Schlesiſchen Krieges wurde ein Italiener, der ein Galanteriehändler und Katholik war, von den Preußen gezwungen, auf etliche Jahre Handgeld zu nehmen. Nachdem er eine geraume Zeit gedient, bekommt ein gewisser Graf das Regiment, bei welchem er ſtehet. Er hält bei dieſem nun um ſeinen Abschied an. Der Graf aber erwiedert: „Mein Sohn, den darf ich dir nicht geben. Ich habe Befehl, das Regiment zu vermehren, und du willst den Abschied haben?“ Der Italiener antwortete: man ſolle doch bedenken, daß er wäre gezwungen worden, Dienſte zu nehmen, und zwar nur auf zwei Jahre, und nun habe er ſchon zehn Jahre gedient! Der Graf aber giebt ihm den Beſcheid, er könne ihm nicht helfen, der König ſei bei der Armee, wenn er von dem den Abschied bekommen könne, ſo ſolle es ihm lieb ſein. Da ergiebt ſich der Italiener in ſein Schickſal und ſpricht: „Nun, wenn ich denn von Ihnen den Abschied nicht bekommen kann, ſo wird Gott ihn mir ſchon geben.“ Dem Grafen fällt dieſe Rede auf, und fragt: „Wie? willst du dich denn ſelbſt umbringen?“ Jener antwortete: „Das nicht. Ich bin zwar gezwungen worden, Dienſte zu nehmen, aber ich danke Gott dafür, denn dadurch bin ich in Deutſchland zur Erkenntniß der evangeliſchen Wahrheit

gekommen und befehrt worden, und weiß: wenn ich sterbe, daß ich selig werde.“ Dieses sagte er mit besonderer Freudigkeit, und der Graf gewinnt ihn lieb und denkt in seinem Herzen: „Wärest du doch auch so! Du weißt noch nicht, ob du selig wirst, wenn du stirbst.“ Bald darauf kommt Befehl zum Vorrücken, und dieß Regiment hat gleich eine feindliche Batterie zu erstürmen, so daß ganze Reihen bei dreißig und vierzig den Augenblick todt oder verstümmelt hinsinken. Da fällt dem Grafen sein Italiener ein, und denkt: „Nun wird mein Italiener wohl seinen Abschied bekommen!“ Und als er hinsieht, kommt eine Kugel und tödtet den Italiener wirklich. Da seufzet der Graf: „Ach Gott, da bleibt ja kein einziger übrig, und ich bin noch nicht bereit; erhalte mich doch beim Leben, es kommt dir ja nicht auf eine Hand voll Blut an!“ Es heißt aber immer: „Vorwärts! Feuer!“ Doch endlich ziehen die Feinde sich zurück. Unser Graf meint nun schon, die Gefahr sei vorüber, da machen die Weichenben wieder Kehrt, geben ein mörderisches Feuer, und ihm geht eine Kugel durch den rechten Arm, daß ihm der Degen, mit dem er kommandirt, aus der Hand, und er bald darauf vom Pferde fällt. Als dieß seine beiden Bedienten, die nicht weit von ihm halten, sehen, laufen sie hinzu, und tragen ihn hinweg. Sie konnten aber in dem Getümmel nicht gleich einen Wundarzt bekommen, und der Graf mußte bis zum andern Tage ohne Hilfe liegen. Da läßt er den König bitten, daß er sich an einen Ort dürfe begeben, wo er bessere Pflege hätte, als hier. Dieß erlangte er denn auch ohne Schwierigkeit. Und so kommt er nach W. Hier findet er nun einen gottseligen Prediger, welcher das gute Werk, das in ihm durch des Italieners Wort war angefangen, mit einem so schönen Erfolge unter Gottes Beistande forsetzt, daß der Graf voll Glaubens und seligen Trostes wird. Jener Prediger hat diese merkwürdige Geschichte oft seinen Freunden erzählt und pflegte dabei zu bemerken, wie man aus derselben so recht die wunderbare Regierung Gottes könne sehen, daß der Italiener habe müssen nach Deutschland kommen, und da etwas hören zu seiner Seligkeit, und daß dieser darauf wieder den Grafen etwas habe müssen sagen, das diesen auf den Weg zur Seligkeit gebracht.

Die Rache ist mein, spricht der Herr, Ich  
will vergelten.

Einmal bekam ein Regiment Husaren gegen Abend Befehl, sich, weil der Feind in der Nähe sei, ganz stille zu halten, kein Feuer anzuschlagen, und nicht aus dem Gliede zu reiten, bei Strafe des Hängens. Ein Husar aber konnte des Schlags sich gar nicht erwehren, und sein Pferd, welches hungrig war, trat immer aus dem Gliede und lief mit ihm ins Gebüsch, um zu grasen. Seine Kameraden weckten ihn etliche Mal auf, und erinnerten ihn an den Befehl und die Strafe. Es half aber nichts. Er schläft immer wieder ein, und nun, der fruchtlosen Erinnerungen müde, lassen sie sein Pferd mit ihm gehen. Da kommt plötzlich der Oberst, und ruft: „Kerl, was machst du da? du mußt hangen!“ Er fängt darauf erbärmlich an zu jammern und um Bardon zu bitten. Aber das hilft nichts, der Oberst sagt: „Der erste Baum, an den wir kommen, ist für dich; willst du beten, das kannst du thun!“ Und giebt ihm noch eine Stunde Zeit. Als er nun an den Baum kommt, wo sein Strafurtheil soll vollzogen werden, und bemerkt, wo er ist, schlägt er in die Hände und sagt: „Herr, was bist du doch gerecht! Hier habe ich vorm Jahre einen Menschen ermordet und unter den Baum gegraben, und ich muß nun dran hangen!“

Er bezeichnete selbst genau die Stelle, wo sie den Kopf und die Füße finden würden. Man grub nach, und fand alles so, wie jener gesagt hatte; worauf er denn die wohlverdiente Strafe empfing.

Der zornige Bruder.

Ein Bruder hatte den Fehler, daß er oft im Zorn kam, wenn er bei Leuten war. Er sprach darum bei sich selbst:

„Ich will mich aufmachen, und an einem Orte allein wohnen; so werd' ich Ruhe haben!“ Er ging also hin, und wohnte in einer Höhle. Eines Tages aber schöpfte er ein Gefäß voll Wasser, und setzte es nieder auf die Erde. Und es begab sich, daß es stracks umfiel. Er füllte es zum andern Mal, da fiel es wieder um. Und das zum dritten Mal also. Da ergrimte er sehr, und zerschmetterte das Gefäß an der Wand. Da er aber die Scherben betrachtete, merkte er, daß ihn der vorige Zorn-teufel geäfft habe, — und er stand auf und kehrte wieder an seinen Ort.

Wie mancher Handwerksmann thut dasselbe, wenn ihm seine Arbeit nicht gleich gelingen will, auch oft mit seinem Handwerkszeuge, daß er es weit fort wirft im Zorn, als habe das Handwerkszeug etwas verbrochen. Wie Mancher, der einem Andern etwas lehren soll, und vielleicht wegen eigener Unklarheit diesem nicht gleich begreiflich wird, geräth in Zorn und schilt und schlägt den Andern wohl gar. Auch heute meint so Mancher, wäre er nur nicht unter den Menschen in der Versuchung zum Zorn, dann würde er den Zorn schon lassen. Aber in uns steckt der Feind, und dieser wird nicht durch das sich Entziehen aus dem Umgange mit den Menschen, nicht durch die Wüste überwunden, sondern durch Gottes Hilfe. Eph. 4, 23. 24.

---

32.

### Die Liebe überwindet alles.

---

Die wenigsten Menschen glauben dieß. Sie meinen im Gegentheil, Haß, Zorn, Härte, Rache überwinde alles. Darum, wenn sie einen Widersacher haben, suchen sie ihm so viel Leid zuzufügen, wie nur immer möglich. Sie müssen dann freilich oft genug die Erfahrung machen, daß, während sie den Widersacher überwunden zu haben meinen, sie selbst von ihm überwunden werden, weil er noch weiter in der Bosheit geht, als sie. Das einzig erfolgreiche und zugleich auch Gott wohlgefällige Mittel, den Feind zu überwinden, ist und bleibt die Liebe. Hier

der Beweis! Ein Knabe, der in seiner Confirmation einen gesegneten Eindruck von der göttlichen Wahrheit empfangen hatte, ward nach derselben in eine Apotheke in die Lehre gethan. Der Vorsteher derselben aber war ein gottloser Mensch, und behandelte den armen Knaben mit der größten Härte. Er schimpfte ihn nicht allein, sondern schlug ihn auch sogleich, wenn er aus Unwissenheit nur das geringste versah. Der arme Knabe nahm in dieser Bedrängniß seine Zuflucht zu Gott, bat um nichts als um Geduld, und daß das Herz seines harten Herrn möchte erweicht werden, faßte übrigens den Entschluß, wenn dieser es auch noch ärger machte, doch die Lehrjahre auszuhalten. Und siehe, Gott erhörte bald das Gebet des Knaben. Einst hatte ihn auch sein Herr, weil er einen Fehler gemacht, und sich nachher, obwohl mit aller Bescheidenheit, entschuldigt, auf das jämmerlichste geschlagen. Der Gemißhandelte aber blieb dabei nicht allein stille und sanft, sondern bemühet sich nachher auch, seinem Herrn auf alle nur erdenkliche Weise seine Liebe zu zeigen, und daß er nicht Böses mit Bösem vergelten wolle. Da war der harte Herr überwunden! er fiel ihm um den Hals küßte ihn und sprach: „Du mußt einen starken Glauben haben, mein Sohn, daß du alles Unrecht, das ich dir gethan habe, so geduldig ertragen kannst! Das könnte ich nicht; du bist viel besser, als ich; ich will aber zu Gott bitten, daß ich auch so werde, und du bitte auch für mich, daß es mir gelinge.“

Das that denn auch der fromme Knabe redlich, und er hatte von nun an den besten, freundlichsten Herrn. So überwand die Liebe alles.

---

33.

### Ein guter Rath.

Fast in jedem Streit ist der Fehler auf beiden Seiten, und im Allgemeinen ist das Unrecht auf Seiten derer, die am schnellsten und geräuschvollsten mit ihren Klagen sind.

Als sich einst bei dem ehrwürdigen Philipp Henry, den man um seines sanften und liebenswürdigen Benehmens willen den himmlischen Henry nannte, eine Frau über ihren bösen Mann beklagte, daß er in diesen und jenen Fällen sich so unfreundlich gegen sie betrage, und sodann fragte: „Was meint Ihr nun, Herr, daß ich thun soll?“ antwortete er: „Ei nun, ich meine, Ihr solltet nach Hause gehn, und ein besseres Weib gegen ihn sein, dann wird er auch ein besserer Ehemann gegen Euch sein.“

Wer langsam zum Zorn ist, der ist besser als der Mächtige, und wer seinen Geist beherrscht, als der Städte einnimmt. Jac. 1, 19. Spruch. 16, 32.

Und wie du, wenn du von Natur sehr reizbar bist, die ungestüme Leidenschaft in dir überwinden kannst? — Durch tägliches Gebet, durch Aufmerken auf dich selbst und auf deinen Herrn Jesum Christum. Der Glaube an ihn ist der Sieg, der die Welt in uns und um uns überwindet und überwunden hat. 1 Joh 5, 4.

---

34.

### Eine wichtige Frage.

---

Meister Steffen, ein frommer Schuhmacher, hatte einen Lehrburschen, mit dessen Aufführung er im Anfange sehr zufrieden war; späterhin fand er täglich Ursache, über seinen Liebling zu klagen; ja, die Sache wurde so böse, daß Meister Steffen erklärte, er könne den gottlosen Buben nicht länger behalten. „Sehen Sie,“ sprach er einst zu dem Pflegevater des Lehrlings, „ich bete und rede ihm tagtäglich so viel von Christo, von dem Himmel und von der Hölle vor, daß ein Stein weich werden möchte, und doch hilft alles nichts; der Bube hat für nichts, was von Christo gesagt wird, Ohren; er ist gleichgültig gegen Himmel und Hölle, und bleibt böse. Ist das nicht entsetzlich?“ — Christoph, so hieß der Pflegevater, antwortete: „Ja wohl sind das traurige Erfahrungen, mein lieber Meister Steffen. Aber haben Sie denn wegen des



Burschen auch so oft und viel mit Christo geredet, als wie oft und viel Sie zu dem Knaben von Christo geredet haben?

Steffen. „Nein, lieber Herr Christoph, das habe ich leider nicht gethan. Gut, gut, ich behalte den Knaben noch, und will von heute an feinetwegen recht viel und herzlich von Christo reden, der ja Wunderbar, Rath, Kraft, Held heißet. Er wird wohl helfen.“

Und Meister Steffen redete von Stund an nicht allein von Christo, sondern noch mehr mit Ihm im stillen Kämmerlein, und Christus heilete den Knaben, und gab ihm ein gehorsames, frommes Herz und einen neuen gewissen Geist.

Worauf Meister Steffen durch Herrn Christophs gewichtige Frage erst geführt wurde, das hatte der große Gottesgelehrte D. Spener, dieses gesegnete Werkzeug zur Rettung vieler tausend Seelen, in einem ähnlichen Falle von Anfang an schon gethan, und er hatte die Freude, mit dem nämlichen Erfolge, nur auf eine noch außerordentlichere Weise, sein Beginnen gekrönt zu sehen.

Derselbe hatte einen Sohn von ausgezeichneten Fähigkeiten, der aber, leider! höchst ungerathen war. Alle Mittel der Liebe und des Ernstes waren fruchtlos; da fing denn der betrübte Vater mit großem Eifer an, mit Gott über seinen Sohn zu reden, und sehr brünstig zu bitten, er möchte denselben doch noch retten, wann, und auf welche Weise es auch sei. Einige Zeit nachher erkrankte der lange verlorne Sohn sehr heftig, und lag mehrere Wochen in großen innerlichen Kämpfen, aber äußerlich beinahe stumm und bewegungslos da. Auf einmal aber erhob er sich mit Gewalt, schlug die Hände empor, und rief mit gepreßter Brust: „die Gebete meines Vaters umringen mich wie Berge!“ — Bald hernach hörten die innern Kämpfe auf; sanfte Ruhe verbreitete sich über das ganze Wesen des Leidenden, die Krankheit war gebrochen, und der Sohn leiblich und geistlich gerettet. Er war von nun an ein ganz anderer Mensch, und Spener hatte noch kurz vor seinem Tode die hohe, erquickende Freude, seinen Sohn als einen rechtschaffenen Mann in einem bedeutenden Amte angestellt und glücklich verheirathet zu sehen.

Vielleicht befindest du, lieber Leser! dich auch in einer ähnlichen Lage, wie Meister Steffen und D. Spener;

da denke denn an Herrn Christophs wichtige Frage, und gieb deine Hoffnung nicht eher auf, bis du es gemacht hast, wie Meister Steffen und D. Spener. Es wird dir gelingen, so wahr in der Bibel steht: „Wer da bitet, der nimmet; wer da suchet, der findet; wer da anklopset, dem wird aufgethan.“

---

35.

Kindeseinfalt.

---

Der Kuhhirt in N. N. stahl dem Bürgermeister des Orts Korn von seiner Tenne. Plötzlich hört er ein Getöse, glaubt, es komme Jemand, wirft den gefüllten Kornsack zum Laden hinaus und springt nach, läßt aber auf dem Heu oben seine, um leise zu gehen, ausgezogenen Schuhe stehen. Den Tag darauf findet der Bürgermeister die Schuhe; er glaubt sie zu erkennen, schöpft Verdacht gegen den Kuhhirten, und geht endlich mit den Schuhen zu ihm ins Haus. Der Kuhhirt will die Schuhe nicht für die seinen erkennen, aber eines seiner Kinder sagt: „Vater, das sind deine Schuhe.“ Nun ist er überwiesen; aber das Kind — wie geht's dem? Sobald der Bürgermeister hinaus ist, wird es gehauen, weil — es die Wahrheit gesagt hatte.

Wenn du auch nicht stiehlest, nimmst du es deinem Kinde übel, wo es in seiner Einfalt dir auch eine unangenehme Wahrheit sagt, und manches an das Licht bringt, was du ungerecht verschwiegen wünschtest? Könntest du auch da dein Kind schelten, schlagen? Gehörst du auch zu denen, die dem Kinde den Austrag geben, dieses oder jenes vor den Leuten nicht so zu sagen, wie es sich verhält, oder die Nothlüge dem Kinde als geboten empfehlen? (Matth. 18, 6.)

---

36.

Der kleine Ernst.

---

Mein Kind, willst du Gottes Diener sein, so schicke dich zur Anfechtung! (Sir. 2, 1.) Ohne Kreuz kein Christ;

wer den Glauben an seinen Herrn Jesum im Leben bekennen will, der braucht dieses Kreuz nicht erst lange zu suchen, es ist da, ehe er es sich versteht.

Ernst war der Sohn einer armen, doch frommen Mutter. Der Vater, ein Kaufmann, hatte durchaus reich werden wollen, und sich darüber in Unternehmungen eingelassen, die weit über seine Kräfte gingen. Als Ernst sieben oder acht Jahr alt war, starb der Vater und hinterließ seine Geschäfte in der größten Unordnung. Seine Wittwe mußte seinen Nachlaß den Gläubigern überlassen, sein großes schönes Haus verkaufen, und eine kleine Wohnung in einer Vorstadt beziehen, wo sie von ihrer Hände Arbeit lebte. Das war ihr sehr schwer; denn sie war im Wohlstande aufgewachsen, und hatte ihr Leben lang den bitteren Kelch der Armuth nicht gekostet. Anfangs ward sie zwar von einigen Verwandten und Freunden ihres Mannes unterstützt, allein dieß nahm von Jahr zu Jahr ab. Das Gedächtniß dieser Verwandten und Freunde schien immer stumpfer geworden zu sein, so oft die arme Wittwe ihnen einen Besuch machte, um für eine empfangene Wohlthat zu danken, und um deren Fortsetzung zu bitten. Allmählig war dieser und jener nicht zu Hause, wenn sie kam, der dritte klagte über schlechte Zeiten, der vierte fragte sie, ob denn ihr Mann wirklich gar nichts hinterlassen habe. So sah sie sich immer mehr genöthigt, nicht bei fremden Menschen, sondern bei Gott und in ihren eignen Kräften Hilfe zu suchen; sie hielt fest an dem Glauben ihrer Väter, und lernte erst jetzt seinen ganzen Werth kennen. Wenn es mit der Arbeit nicht mehr fort wollte, wenn sie Nächte zu Hülfe nehmen mußte, um nur das Nöthigste durch Nähen und Stricken zu verdienen, wenn der rauhe Winter ihre Bedürfnisse vermehrte, und die Zahl derer, die etwas bei ihr bestellten, doch nicht zunahm; dann trug sie ihre Noth ihrem Heiland im brünstigen Gebet vor, und fühlte sich jedesmal wunderbarlich gestärkt. Auch ward sie von ihrem himmlischen Vater, der ja auch der Sperlinge auf dem Felde nicht vergißt, nie ganz verlassen. Wenn die Noth am größten war, war Gott am nächsten. Sie fand Arbeit und Unterstützung durch fremde Menschen, je mehr ihre Verwandten und Freunde sich zurückzogen.

Ihren Sohn Ernst unterrichtete sie selbst; sie hatte eine gute Erziehung genossen, und konnte dem Knaben

viele nützliche Kenntnisse beibringen. Das that sie auch; aber ihr Hauptstreben ging dahin, ihren Sohn im Christenthum zu unterrichten, und ihn ihrem Heilande zuzuführen. Sie prägte ihm früh ein, daß der Mensch zwar rein und unschuldig aus der Hand des allliebenden Vaters hervorgegangen, daß er aber durch eigenes Verschulden nicht so geblieben sei, wie Gottes heiliger Wille es mit ihm beabsichtigt habe. Er habe sich selbst von Gott abgewendet, und könne nicht wieder zu Gott gelangen, als wenn dieser ihn aus Gnaden annehmen, und ihn mit neuen Kräften ausrüsten wolle. Solche Gnade nun habe Gott den Menschen angeboten, indem er seinen eingebornen Sohn Jesum Christum in die Welt gesandt habe. Dieser habe den Willen Gottes ganz erfüllt, und freiwillig die Strafe der Sünde auf sich genommen, welche alle Menschen verdient hatten. Dadurch habe er ein neues Reich Gottes auf Erden gestiftet, für alle diejenigen, die im Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit und im wahren Glauben an den Stifter dieses Reiches solche Gnade annehmen wollten. In diesen werde dadurch allmählig mehr und mehr der ursprüngliche Mensch, wie er von Gott geschaffen worden, und vor dem Sündenfall gewesen, und damit das Bild Gottes, nach welchem Gott ihn gemacht, in seiner Reinheit wieder hergestellt; doch nicht ohne heisse Kämpfe wider die Anfechtungen der Sünde, von denen in diesem Leben kein Mensch ganz befreit bleibe. Aber aus jedem Kampfe gehe er mit neuer Kraft heraus; und mit der Erfahrung wachse sein Glaube und seine Zuversicht, und er empfinde schon auf Erden, trotz alles äußern Unglücks, welches ihm Gott nicht selten zu seiner Prüfung und Läuterung zuschicke, den Vorschmack der Seligkeit, die ihm einst in einem bessern Leben bereitet sei. Für diese große Gnade Gottes könne er ja nicht anders als die tiefste Dankbarkeit, und das ernstliche Bestreben empfinden, sich derselben immer würdiger zu machen. So werde es ihm nicht bloß unmöglich sein, absichtlich zu sündigen, sondern er werde sich durch Liebe zum Heilande getrieben fühlen, gleich diesem unablässig für das Wohl seiner Brüder zu wirken und die Tugenden zu üben, welche dieser gelehrt habe. Der Wille Gottes werde endlich auch der seinige werden, und er werde tugendhaft handeln, nicht bloß, weil es Pflicht sei, sondern weil er gar nicht anders könne, ohne sein ganzes Wesen zu verleugnen.

Diese Lehren machten auf Ernst einen tiefen Eindruck. Er war von Gott mit guten Gaben ausgerüstet, und prägte sich jedes Wort der Mutter ins Gedächtniß ein. Sie lehrte ihn die heilige Schrift früh kennen und lieben, und selbst die Bestätigung der Lehren in ihr aufsuchen. Insbesondere zog ihn das an, was er da von dem Reiche Gottes auf Erden las, und das so Viele zu demselben berufen seien, während so Wenige dem Rufe folgten. Auch er hörte schon früh diesen Ruf, und folgte ihm. Er nahm sich vor, sein Lebtag, obgleich sichtbar getrennt von seinem Herrn und Meister, Gott doch vor Augen und im Herzen zu haben, und sich zu hüten, daß er in eine Sünde willige. In der Stunde der Versuchung, meinte er, müsse ihn ein tiefes Gefühl der Scham beschirmen: „Wie könntest du wohl vor dem Angesichte deines Heilandes erscheinen, wenn du so treulos von ihm abgefallen wärest.“ Es war ihm, als würde er dadurch einen Hochverrath begehen. Dabei wollte er den Gedanken nicht in sich aufkommen lassen, als sei er nun deswegen besser, wie manche andere Menschen, weil er glücklicher war. Vielmehr war es ihm immer so, als wenn er ein solches Glück viel weniger verdient hätte als mancher Andere, den keine so gute und liebe Mutter unterrichtet hatte.

Seine Mutter mochte etwa fünf oder sechs Jahre im Wittwenstande verlebt haben, als sie anfang zu kränkeln und bald darauf starb. Ernst wußte nicht aus noch ein. Nachbarn besorgten das Begräbniß, und nahmen sich für den Augenblick seiner an. Die Obrigkeit trat dazu, ordnete die Angelegenheit der Mutter, und es entstand die Frage, was aus Ernst werden sollte, als diesem ganz unverhofft eine Erbschaft zufiel, die zwar nicht beträchtlich war, die aber doch seine ganze äußere Lage sehr verbesserte. Es wurden ihm jetzt Vormünder bestellt, und einer derselben, sein Oheim, der sich bei Lebzeiten seiner Mutter wenig um sie bekümmert hatte, nahm ihn zu sich ins Haus.

Hier kam Ernst zum ersten Male in seinem Leben, denn von dem Kummer seiner Mutter hatte er noch nicht viel erfahren, in die Leidenschule, in der der dürre Acker befruchtet, das steinerne Herz in ein fleischnes umgewandelt wird. Der Oheim war ein alter, wunderlicher, aber wohlhabender Krämer. Sein Geschäft füllte alle seine

Zeit und seine ganze Seele aus. Er las höchstens die Zeitungen. Alle drei bis vier Monate ging er zur Kirche, und zog dann einen bessern Rock an. Alle zwei bis drei Jahre ging er zum Abendmahle. Seine Abende brachte er desto regelmäßiger in einem Kaffeehause mit Kartenspiel hin. Er war in allem, was er that und trieb, sehr pünktlich und ordentlich, und galt allgemein für einen rechtlichen Mann. Seine Rechtlichkeit bestand darin, daß er alles, was er kaufte, zu rechter Zeit bezahlte, und Niemand ohne Sicherheit Kredit gab. Uebrigens verschmähte er keinen Gewinn, verschenkte nichts, und nahm von Freunden, die ihn um ein Darlehn ansprachen, so viel Zinsen, als er bekommen konnte.

In den ersten Jahren mußte der Dheim unsern Ernst Anstandshalber noch eine Schule besuchen lassen. Doch war es ihm schon damals nicht recht, wenn Ernst in Abendstunden in der heiligen Schrift, oder in andern guten Büchern las, und Sonntags in die Kirche ging. Das sei Thorheit, meinte er; damit könne man keinen Schilling Geld verdienen. Er verlangte von Ernst bald diese, bald jene Handlung im Laden und im Hause, und hielt ihn knapp. Als aber die Schulzeit beendigt und Ernst konfirmirt war, nahm der Dheim ihn in die Lehre, ohne lange zu fragen, ob er zu dem Geschäfte Lust habe, oder nicht. Jetzt glaubte der Dheim vollends ein Recht auf Ernst's ganze Zeit und auf alle seine Kräfte zu haben. Nur in verstohlenen Abend- und Frühstunden konnte Ernst auf seinem kalten Dachstübchen noch zu seiner geliebten Bibel, oder zu Arndt's wahren Christenthum, oder zu Tersteegen's Weg der Wahrheit, Büchern, die ihm seine Mutter hinterlassen hatte, greifen oder seinen Geist anderweitig beschäftigen. Das Licht mußte er heimlich von seinem geringen Taschengelde kaufen.

Indessen waren dieß seine kleinsten Leiden. Seine Gottesfurcht und Frömmigkeit bereitete ihm weit größere. Der Dheim schien von Tage zu Tage härter und eigenmäßiger zu werden. So wie der Christ durch Übung und Erfahrung in der Gottseligkeit wächst, so geht es mit den Kindern der Welt umgekehrt auch; sie wachsen immer mehr in der Gottlosigkeit und in der Sünde, und, was sie mit Scheu und Schaam anfangen, das setzen sie mit Frechheit fort, und verlieren zuletzt allen Maßstab für gut und böse, so daß sie alles für gut halten, was ihrem Eigennuz gefällt. Bald gab Ernst den Käusern zu gutes

Gewicht, bald wollte er keine falschen Schillinge ausgeben, bald die verdorbene Waare, die der Dheim gekauft hatte, um sie im Kleinen wieder anzubringen, nicht unter die gute mischen, bald hatte er einer alten Fran etwas ohne baare Bezahlung verabsolgen lassen. Als Scheltworte und Drohungen nichts fruchteten, nahm der Dheim seine Zuflucht zu Züchtigungen, ohne jedoch etwas auszurichten. Er verwünschte dann Ernst und dessen Mutter, die einen solchen Narren und überspannten Menschen aus ihm gemacht habe, und drohte ihn fortzujagen, wozu es aber nie kam, weil der Nutzen, den er von Ernst's Treue und Gewissenhaftigkeit hatte, alles andere weit überwog.

Siehe, dergleichen Behandlungen und wohl noch schlimmere stehen auch dir bevor, wenn du den Leuten, die in der Welt nur auf ihren Vortheil bedacht sind, nicht zu Willen handelst. Da wird sich dir auch die Gunst, oder die Kundschaft so manches Menschen um deines redlichen Sinnes willen abwenden; da wirst auch du einfältig, oder überspannt, ein Mensch, der noch nicht lange in der Welt gelebt, und noch wenig erfahren hat, wohl gar ein Narr heißen müssen; doch getrost! Gottes Freundschaft gelte dir höher; die Meinung der besser Gesinnten behältst du doch für dich, und besser, arm und ehrlich, besser ein geringer Verdienst und ohne Sünde, als reich mit Sünde und dem Seufzer anderer, die über dich zum Himmel schreien. (Jac. 5, 1—5.)

37.

Das gottselige Kind.

Wenn man, was leider oft genug geschehen muß, über den Leichtsinn und die Unlust der Kinder zu heiligen Beschäftigungen klagt, so pflegt man sich damit zu trösten: sie seien einmal noch Kinder und verflünden's noch nicht. Mir scheint das aber ein sehr falscher Trost zu sein. Der Herr Jesus sagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Wie könnte er das verlangen, wenn die Kinder nicht vermögend wären, schon zu ihm zu kommen und sich zu ihm zu bekehren. Es fehlt, Gott sei Dank, nicht an Beispielen von Kindern, welche in dem zartesten Alter zu dem Freunde auch ihrer kleinen Seele wirklich gekommen

und es dankbar erkannt haben, daß er sein Blut auch für sie vergossen hat. Es stehe ein solches hier zur Belehrung und Aufmunterung derer, welche mit obigem falschen Troste sich und ihre Kinder hinhalten.

Das Mädchen, von welchem wir hier erzählen wollen, wurde von einer kränklichen Mutter geboren, und war von seiner Geburt an sehr schwächlich. Gegen das siebente Jahr wurde es gesünder und auch fleißiger. Es behielt das Erlernte ohne viele Mühe. Es liebte die Einsamkeit, und da war denn das Lesen und Singen geistlicher Lieder seine liebste Beschäftigung. Es war gerade um die Adventszeit, als die frühere Kränklichkeit des Kindes mit bedenklichen Zeichen sich wieder einstellte. Sie nahm immer mehr zu, so daß es gegen Ostern völlig bettlägerig wurde. Rührend war aber die kindliche Ergebung in den Willen Gottes, welche es bei allen seinen Schmerzen zeigte; es pflegte zu sagen: der Herr Jesus kann mich schon wieder gesund machen, wenn er will. In der ersten Zeit der Krankheit redete es wenig und ungern, wiewohl es in der Stille viel betete und seufzte. Am Pfingsten wurde es aufgelebter. Es hatte ein besonderes Vergnügen daran, wenn seine Eltern ihm etwas Erbauliches erzählten. Die Gnade des Kinderfreundes machte aus diesem Kinde einen so erbaulichen Kranken, daß man nicht viele dergleichen antrifft. Der kindliche Umgang mit Gott und seinem Heilande war sein größtes Vergnügen, und es wachte sorgfältig über sein Herz, daß es durch nichts in demselben gestört würde. Wenn es merkte, daß sein Gemüth die rechte gottselige Verfassung verlieren wollte, so ließ es den Vater rufen, und bat ihn, er möchte ihm doch wieder etwas vom Herrn Jesu erzählen. Besonders war es die Geschichte von der Geburt, von dem Leiden und dem Tode des Heilandes, welche es mit der innigsten Rührung und Freude vernahm. Auch bezeugte es ein großes Wohlgefallen daran, wenn man ihm sagte, daß der Herr Jesus bei seinen Gläubigen sei, und sich nahe zu ihnen halte. Alles geistliche und leibliche Gute, was es genoß, alle Ruhe- und Erholungsstunden, alle Erquickungen pflegte es von dieser gnädigen Nähe seines Jesu herzuleiten. Die Lieder: „Jesus, meine Zuversicht!“ „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld!“ waren ihm besonders lieb. Den Vers: „Heile mich, du Heil der Seelen, wo ich krank und traurig bin!“ — betete es unzählige Male. Seine



Geduld war überaus groß und anhaltend; nicht ein einziges Mal hörte man es murren, nie eigensinnig nach Besserung verlangen. Zuweilen fragte es: „Wird nun der Herr Jesus bald kommen?“ Wenn man es dann aber wieder fragte, ob es denn eher abscheiden wolle, als es Jesu gefallen würde, so war die Antwort: „Ach nein! wenn Er nicht will, so will ich auch nicht.“ — Wenn seine andern Geschwister lärmten, oder unartig waren, sagte es: „Ach! wie wird euch das noch vergehen! ich will lieber krank sein, als so unartig!“ — Etwa vier Wochen vor seinem Ende fragte es seinen Vater einmal, als er ganz allein bei ihm war, ob ihm denn auch gewiß der Herr Jesus alle seine Sünden vergeben habe? Der Vater fragte: „Hast du denn auch Sünden?“ Mit Thränen antwortete es: „Ach ja, wie oft bin ich unartig und ungehorsam gewesen!“ — „Zweifelst du denn an der Vergebung der Sünden?“ Nein! aber ich möchte es doch recht gewiß wissen, daß mir alle meine Sünden vergeben sind.“ Es entspann sich daraus eine rührende Unterredung, in der es mit besonderer Freude immer auf die Worte: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden“ zurück kam. Einmal erzählte das Kind seinem Vater, es habe seinen andern Geschwistern Verschiedenes von der Auferstehung der Todten und vom ewigen Leben vorgeredet, aber die kleine Schwester habe gesagt, der Leib könne ja nicht wieder aus dem Sarge heraus, denn der Sarg werde ja zugemacht. „Ja,“ habe sie geantwortet, „der Herr Jesus ist aber mächtig genug, er darf nur ein Wort reden, so steht der Todte auf.“ Wenn ihm etwas Gutes widerfuhr, pflegte es zu sagen: „der Herr Jesus beschert mir doch allerlei, wie soll ich ihm dafür danken?“ — Einmal sagte es: „Wenn mich meine liebe Mutter doch noch einmal auf den Schooß nähme!“ Das geschah, und so verschied es sehr sanft. Manche erwachsene Person hat von diesem Kinde gelernt; und wir wollen von ihm lernen, daß unsere Kinder auch so selige Kinder werden können, wie dieses Kind, und wollen uns vornehmen, ihnen recht früh recht viel von dem lieben Herrn Jesu zu erzählen, und recht fleißig zu ihm für sie zu beten, damit sie es recht früh wirklich werden.

## Die wohlthätige Veränderung.

„Willst du nicht so gut sein, Vater, und mir ein Paar Schuhe kaufen, damit ich in die Schule gehen kann;“ sagte ein hellauflschauendes kleines Mädchen zu ihrem Vater. Der Vater zog einen Schilling heraus, zeigte ihn dem Kinde, und sagte: „Das ist alles mein Geld, das ich habe. Wenn ich einmal Geld genug habe, mein liebes Kind, so will ich dir ein Paar Schuhe kaufen.“ Nachdem er noch eine Weile geseffen, und seine Cigarre geraucht hatte, so rief er einen kleinen, zerlumpten, barfußenen Knaben herbei, und sagte ihm: „Nimm dieß Stück Geld, gehe damit in den Kraamladen, und hole mir etwas Rum (Branntwein von Zuckerrohr) und ein Päckchen Taback.“ Die Mutter warf ihm einen Blick der Betrübniß und Unzufriedenheit zu, und das kleine Mädchen sprang von seinem Stuhle auf und sagte: „O Vater, ich möchte, du spardest dieß, um mir Schuhe zu kaufen. Ich will dir einen Becher Wasser bringen; denn die Mutter sagt: Das ist das Getränk, daß Gott für uns bestimmt hat.“ Darauf sagte der Vater: „Eure Mutter füllt euch immer den Kopf mit ihren Sonderbarkeiten,“ — und stieß das Kind vor sich hin. Der kleine Johannes kam bald mit dem Rum und Taback zurück, und der Vater trank ein Glas, ehe er sich zu dem magern und ärmlichen Mittagmahle niedersezte. Er verdünnte ein Weniges, und bot es dem kleinen Kinde an den Mund. Die Mutter äußerte mit schwacher Stimme, als fürchte sie, die ältern Kinder möchten es bemerken: „Nicht doch, lieber Mann!“ — und nahm das Kind weg. Der Vater schüttete das, was im Glase war, auf den sauber geschauerten Fußboden, murmelte zugleich etwas über ihre wunderlichen Einfälle, und sagte dann noch etwas leiser: „Ich merke, wo das hinaus will; meine Kinder sollen mich in meinem eignen Hause über die Achseln ansehen lernen.“ — „Mein lieber Mann,“ sagte freundlich das Weib, ich weise sie vielmehr an, dich zu lieben und zu achten; aber ich weiß, daß, wenn du auch nur ein wenig nachdächtest, so würdest du deinen Kindern zu lieb den Branntwein aufgeben. Wir wollen jetzt nicht weiter davon reden. Ich weiß, du dauerst so gut wie ich, die traurige Lage, in der wir uns

befinden, und ich glaube, du wirst jetzt entschlossen sein, ihr ein Ende zu machen.“ Der Vater blickte rund um sich her; alles war in traurigem Zustande; da traten Thränen in seine Augen, er blickte auf sein bleiches, zartfühlendes Weib und sagte: „Hanna, du bist nicht dazu geboren, in solch einem Hause zu wohnen.“ — „Lieber Mann!“ erwiderte sie, meine eignen Entbehrungen kümmern mich nicht, aber um deinet und der Kinder willen möchte ich wünschen, wir befänden uns in einer andern Lage. Unsere Armuth hindert uns, uns an dieselige Klasse von Menschen anzuschließen, in der wir uns recht wohl befinden könnten, und in welcher doch,“ fügte sie mit sanftem Lächeln hinzu, „ein solcher Aufzug nicht ganz gewöhnlich ist. Ja, und dieser unglückselige Aufzug ist Schuld daran, daß wir bleiben müssen, wer wir sind. Wenn du es erlaubst, so will ich dir den Beweis dafür geben. Du weißt, wir waren diesen Sommer nicht im Stande, irgend eine gottesdienstliche Versammlung zu besuchen, aus Mangel an Kleidern. In den letzten zwei Monaten habe ich einen Ueberschlag gemacht von dem, was Johannes, um Branntwein und Taback zu kaufen, forttrug: du wirst es kaum glauben, aber es würde mehr als hinlänglich sein, um dem kleinen Hannchen eine Mütze und ein Paar Schuhe zu kaufen, und mir eine anständige Kleidung.“ — „Aber wie konntest du, Hanna, alle Annehmlichkeiten des Lebens entbehren, und mich auf dieser verderblichen Laufbahn fortgehen lassen? Wie konntest du so lange nachsichtig und geduldig sein?“ — Das Weib brach in Thränen aus; der Mann kannte die Sinnesart seines Weibes zu gut, als daß er vorausgesetzt hätte, sie ver- lange jetzt demüthigende Geständnisse und Versprechungen von seiner Seite, daher sagte er nichts von seinem künftigen Betragen; aber er entschloß sich in der Stille, und blieb nachher auch diesem Entschlusse treu, sich nicht mehr mit jenen verderblichen Reizmitteln (Branntwein und Taback) einzulassen. Nun ist es eine liebenswürdige Familie, welche ein niedliches, geschmackvoll eingerichtetes Haus bewohnt, das sie sich durch Fleiß und Mäßigkeit erwarb, und sie sind versehen mit allerlei kleinen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens. Und der Vater ist nun eben so geachtet wegen seiner Mäßigkeit, Rechtschaffenheit und seines gesunden Verstandes, als sein Weib wegen ihrer Gutthätigkeit, Mildthätigkeit und Frömmigkeit.

Diese Geschichte hat sich in Philabelphia ereignet; der Anfang dieser Geschichte findet, leider! auch bei uns noch manches Seitenstück; wie mancher Ehemann läßt sich nichts abgehen, kümmert sich aber nicht weiter darum, ob Frau und Kinder dabei darben, und sein Hausstand zurück kommt. O daß so manche Hausfrau, die einen solchen Mann zu ihrem Gefährten hat, sich erbäte den heiligen Geist, schweigen und reden zu können zu rechter Zeit, statt auf den Mann zu schmähen, und bei jeder Gelegenheit sein wüthes Leben ihm vorzuwerfen, nach der Liebe ihn bemitleidete und bedauerte; dann würde die vorliegende Geschichte auch bis zum Ende in diesem und jedem Hause sich wiederholen können. (1 Cor. 7, 16.).

39.

### Die Ruderknechte.

Einige Schiffsleute stiegen in ein Boot, um über einen großen Fluß zu setzen. Zwei von ihnen machten sich an die Ruder, und arbeiteten munter daran, indem sie dem jenseitigen Ufer, das sie erreichen wollten, den Rücken zukehrten. Einer aber stand am Steuer, und lenkte achtsam das Schiff nach dem Ort hinüber, den er zur Landung außersehen hatte.

Auf dem Strom dieses Lebens hat jeder das Schifflein seines Berufes. Da sollen wir nun emsig rudern, und der Zukunft dabei den Rücken zukehren, d. h. über das, was sie uns bringen mag, unbekümmert sein, im Vertrauen auf Gott, den Steuermann, der mit weiser Hand unser Schifflein lenkt, wie es uns nütze und selig ist. Wir würden lachen, wenn diese Schiffsleute sich umwenden wollten, um doch nicht bindlings in den Strom hineinzufahren; viel größer ist unsere Thorheit, wenn wir die Zukunft mit unsern bangen Sorgen durchlaufen wollen. Lasset uns rudern nach allem Vermögen, und in anhaltendem, sehnlichem Gebet den Herrn ansehen, der uns vom Steuer sein mildes Angesicht zuwendet; Ihn aber, den rechten Steuermann, lasset steuern, regieren und segnen.

Kaß dich nicht das Böse überwinden, sondern  
überwinde du das Böse mit Gutem.

Röm. 12, 21.

Als J. F. . . . noch Provisor im Waisenhause zu St. . . . war, und einen Saal voll Kinder zu unterrichten hatte, pflegte er jeden Morgen um Geduld und Sanftmuth zu beten, wie das jeder Jugendlehrer thun sollte. Eines Tages bemerkte er, während er beim Unterrichte in der Schulstube auf- und abging; einen zwölfjährigen Knaben, der sich mit beiden Ellenbogen breit über den Tisch gelegt hatte. F. . . . verwies ihm das als unschicklich. Er kam wieder vorbei, und der Knabe war nochmals in der nämlichen Stellung. Der Lehrer untersagte sie ihm zum zweiten Male; der Knabe gehorchte, aber nur für den Augenblick; denn als F. . . . wieder an ihm vorbei kam, fand er ihn trotzig auf den Tisch aufgestemmt, und mit einem Gesichte, auf dem die Verachtung seines Verweises zu lesen war. Jetzt regte sich die Galle heftig in ihm, aber er faßte sich schnell in einem Hinblick auf den Herrn, und betete: „Gieb mir Geduld gegen dieses Kind, — Geduld, wie du sie gegen mich altes Kind hast!“ Sogleich legte sich sein Unwille; er wurde sanfter, schwieg still, und setzte seine Lektion fort, ohne auf den Knaben zu achten, obgleich dieser fortwährend in seiner unschicklichen Stellung blieb. Erst nach der Schule ließ er ihn zu sich heraufrufen, und flehte, bis er erschien, um Weisheit und Gelassenheit. Der Knabe stürmte herauf, trat barsch herein, und schlug die Thür heftig hinter sich zu. „Warum wirfst du die Thür so wild zu?“ fragte F. . . . — „Hab' sie nicht zugeworfen,“ antwortete der Knabe trotzig. — „Allerdings hast du sie zugeschlagen,“ sagte der Lehrer. — „Nein, hab' sie nicht zugeschlagen,“ war wieder die Antwort. — Jetzt ging F. . . . auf ihn zu, faßte ihn an der Hand, und fragte ihn mit sanftem Tone: „Weißt du, mein Sohn, wen du beleidigst, an wem du dich versündigst? Nicht an mir sündigst du, sondern an deinem Heilande, der dir nichts zu Leide gethan hat! Prüfe dich, warum du so handelst!“ Nun brach dem Knaben das Herz; er fing an zu weinen, und bat schluchzend um Verzeihung wegen seines gottlosen Betragens. „Ich hatte mir,“ fuhr er fort, „heute vorge-

nommen, Sie mit Fleiß so lange durch Ungehorsam zu reizen, bis Sie mich strafen würden; damit, glaubte ich, würden sie weit mehr geärgert und gekränkt als ich! Verzeihen sie mir's doch um Gottes willen, ich will's Zeitlebens nicht mehr thun!" So flehte er noch fort. Der Lehrer stellte es ihm nun vor, welcher argen Versuchung er ausgesetzt gewesen wäre, und entließ ihn mit der Versicherung, daß er ihm sein Betragen längst verziehen habe. Allein der Knabe ging untröstlich fort. — Als F. . . die Nachmittagsstunden mit andern Klassen geendet hatte, und Abends allein auf seiner Stube war, klopfte es an der Thür, und es trat derselbe Knabe mit rothgeweinten Augen herein. Schluchzend sagte er: „Unmöglich können Sie mir verzeihen; ich habe keine Ruhe, denn ich habe wie ein Teufel gehandelt; sagen sie mir's noch einmal, daß Sie mir vergeben haben, gewiß will ich sie auch mit keiner Miene mehr beleidigen.“ Der Lehrer versicherte ihm von Neuem, daß er ihm ganz und gar verziehen habe, ermahnte ihn aber, auch den Heiland um Verzeihung zu bitten, denn dieser sei am meisten von ihm beleidigt worden, werde ihm aber auch vergeben, wenn er rechte Reue habe. Der Knabe ging abermals weinend fort. — Am andern Morgen war F. . . kaum aufgestanden, da trat der Knabe wieder mit Thränen in den Augen herein, so daß der Lehrer sich wundern mußte. Er habe, sagte er, gar nicht schlafen können, der gestrige Tag brenne ihm auf der Seele, und er müsse noch einmal von ganzem Herzen bitten, daß er ihn doch so lieb haben möge, wie vorher. Er begreife nicht, wie er gestern zu der Bosheit gekommen sei; sein Vorsatz, ihn zu ärgern, sei so fest gewesen, daß ihn keine Strafe von seinem Starrsinn würde abgebracht haben, sondern allein von der Liebe und Sanftmuth, womit er ihn behandelt habe, sei er erweicht und so erschüttert worden, daß er nicht habe widerstehen können. Endlich fragte er den Lehrer noch, wie er's denn gemacht habe, daß er bei seinem frechen Betragen so geduldig und sanftmüthig geblieben sei? F. . . antwortete: „Liebes Kind! das kann ich dir gerade nicht so sagen; so viel aber sage ich dir: ich habe Gnade gehabt bei dem Herrn, darum habe ich dir Gnade geben können.“

Was der Knabe versprochen hatte, hielt er auch treulich; er wurde von da an F. . . 's bester Schüler, und nachher ein rechtschaffener Bürgermann in St. . . .

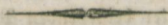
## Der christliche Verein im nördlichen Deutschland.

Der Zweck dieses Vereins ist, durch Verbreitung größerer Erbauungsschriften christliches Leben im Volke zu erwecken und zu erhalten. In jedem Jahre giebt er deren zwei heraus, welche den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt werden. Mitglied des Vereins ist jeder, der einen bestimmten Beitrag von Einem Thaler jährlich entrichtet. Anmeldungen zum Beitritt und Anfragen in Betreff des Vereins sind zu richten an den Geschäftsführer desselben, Pastor Westermeyer in Viere bei Magdeburg, unter der innerhalb der preussischen Staaten portofreien Rubrik: „Angelegenheiten des christlichen Vereins.“ Unter derselben Aufschrift sind bei dem genannten Geschäftsführer auch nachfolgende Schriften zu bestellen, welche in der Niederlage der Schriften des christlichen Vereins in Gisleben, in Papp gebunden, unter beistehenden Preisen vorrätzig sind:

|  | Fthr. | Egr. | Pf. |
|--|-------|------|-----|
| Hauspostille. 5 Bde. in Halbledereinband . . . . .                       | 1     | —    | —   |
| Epistelpredigten. 3 Bände . . . . .                                      | —     | 20   | —   |
| Kirchengeschichte 1r Bd. . . . .   | —     | 7    | 6   |
| — 2r Bd. 1e und 2e Abth. . . . .   | —     | 12   | —   |
| — 3r Bd. 1e und 2e Abth. . . . .   | —     | 12   | —   |
| — 4r Bd. 1e und 2e Abth. . . . .   | —     | 10   | —   |
| — 5r Bd. 1e und 2e Abth. . . . .   | —     | 13   | —   |
| Offenbarungen Gottes in Gesch. des N. T. . . . .                         | —     | 12   | —   |
| Leben Jesu. 3 Bde. . . . .   | —     | 12   | —   |
| Die heilige Passion . . . . .  | —     | 6    | —   |
| Weckstimmen in biblischen Betrachtungen auf alle<br>Tage. 3 Bde. . . . . | —     | 12   | 6   |
| Andenken an den heil. Tag der Confirmation . . . . .                     | —     | 1    | —   |
| Lehrkatechismus, unveränderte u. verb. Ausgabe . . . . .                 | —     | 3    | —   |
| Lernkatechismus, desgleichen . . . . .                                   | —     | 2    | —   |
| Evangelisches Kirchengesangbuch . . . . .                                | —     | 10   | —   |
| Krankensbuch . . . . .   | —     | 3    | —   |
| Die Pforte ist weit . . . . .  | —     | 4    | —   |
| Die Pforte ist eng . . . . .   | —     | 6    | —   |
| Vesperglocke . . . . .   | —     | 5    | —   |
| Gebetbuch . . . . .  | —     | 6    | —   |
| Beicht- und Communionbüchlein . . . . .                                  | —     | 2    | 6   |
| Biblische Andachten. 2 Bde. . . . .                                      | —     | 6    | —   |
| Die Frage: Was fehlt mir noch? . . . . .                                 | —     | 3    | —   |
| Christliche Unterhaltungen . . . . .                                     | —     | 5    | —   |
| Bethanien . . . . .  | —     | 1    | 6   |

|  | Thle. | Sgr. | Pf. |
|--|-------|------|-----|
| Der Prophet Jeremia . . . . .                      | —     | 7    | 6   |
| Geschichte der französischen Revolution . . . . .  | —     | 5    | —   |
| Des Glaubens Trost . . . . .                       | —     | 5    | —   |
| Der Friedensbote . . . . .                         | —     | 4    | —   |
| Neuer christlicher Kinderfreund . . . . .          | —     | 7    | 6   |
| Christlicher Unterricht vom lieben Kreuz . . . . . | —     | 5    | —   |
| Trostbüchlein . . . . .                            | —     | 3    | —   |
| Geschichte der deutschen Freiheitskriege . . . . . | —     | 8    | —   |

**Bemerkung.** Werden oben genannte Bücher durch die Buchhandlung bezogen, so tritt ein um  $33\frac{1}{3}$  % erhöhter Ladenpreis ein.



Druck von Friedrich Klöppel in Gisleben.





50 B  $\frac{8}{9.9}$

ULB Halle

3

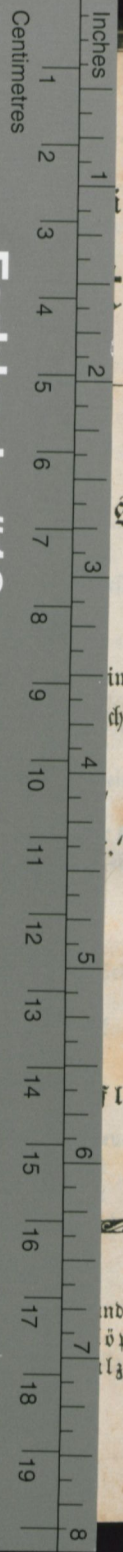
003 864 553



He 1776 r.







Farbkarte #13

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

B.I.G.

the  
ungen.

S z u g

im nördlichen Deutschland  
Schriften:

und „Die wahre

lage.

und zu haben in der Nieder-  
öppel in Gisleben, wie  
lze zu Leipzig.

